

Quellen zur Geschichte Thüringens

Herausgegeben von
Heidi-Melanie Maier und Thomas Neumann

„Hin sind meine Zaubereyn...“

Literarisches Leben um 1800



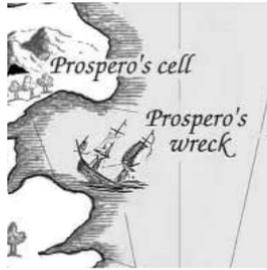


Quellen zur Geschichte Thüringens

Literarisches Leben

„Hin sind meine Zaubereyn...“

Quellen zur Geschichte Thüringens



„Hin sind meine Zaubereyn...“

Literarisches Leben

Herausgegeben

von

Heidi-Melanie Maier und Thomas Neumann

Titelabbildung: Prospero's Insel aus Shakespeares Sturm.

Titelzitat aus: William Shakespeare: Der Sturm. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel, in: Shakespeare's dramatische Werke, übersetzt von A. W. Schlegel. Dritter Theil: Der Sturm. Berlin 1798, S. 133.

Text Rückseite: Friedrich Schleiermacher: Zueignung an die Unverständigen, in: Ders.: Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Lübeck, Leipzig 1800, S. 7-11, dort S. 11.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
www.thueringen.de/de/lzt
2004
ISBN 3-931426-82-3

Inhalt

Einführung	11
Die „Künste der Geselligkeit zu lehren“ – Zwischen Alltag und Poesie.....	11
Geselligkeit und Romantik	13
Literarisches Leben.....	17
Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe	22
„Romantische“ Literatur?	27
1. August Wilhelm Schlegel: Shakespeare und der Geist des romantischen Schauspiels.....	28
2. Ludwig Tieck, Wilhelm Heinrich Wackenroder: Die Ewigkeit der Kunst	45
„Angenehme Lektüre“ – Der blonde Eckbert	49
3. Ludwig Tieck: Der blonde Eckbert	50
4. August Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck, 11. Dezember 1797	71
5. August Wilhelm Schlegel: Zu Tiecks ‚Volksmärchen‘	73
6. Ludwig Tieck: Zum ‚blonden Eckbert‘	81
„Blaue Blume“?	85
7. Friedrich von Hardenberg gen. Novalis: Ein Märchen	86
Lebensentwürfe	115
8. August Wilhelm Schlegel: Über den Roman	116
9. Friedrich Schlegel: Lucinde – Lehrjahre der Männlichkeit	118

10. Friedrich Schleiermacher: Notiz zur ‚Lucinde‘	148
11. Friedrich Schleiermacher: Zueignung an die Unverständigen	153
Dramatische Lektüre – Shakespeare	157
12. William Shakespeare: Der Sturm. Übersetzt von Ludwig Tieck	160
13. William Shakespeare: Der Sturm. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel	161
14. Ludwig Tieck: Briefe über W. Shakespeare	171
15. August Wilhelm Schlegel: Anmerkungen zum Übersetzen von Shakespeare	174
„Schöne Perlen...“ – Das Athenaeum	183
16. August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel: Eine Vorbemerkung, ein Sonett und einige ‚Notizen‘	185
17. Athenaeums-Fragmente	191
18. Friedrich von Hardenberg gen. Novalis: Hymnen an die Nacht	197
Naturphilosophie	203
19. Friedrich Schleiermacher: Ueber das Gesellige in der Religion oder über Kirche und Priestertum	204
20. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Wiederporsts	210
21. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Vorrede zu ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur‘	220

Romantische Naturwissenschaft	225
22. Johann Wilhelm Ritter: Fragmente eines Physikers	226
23. Gotthilf Heinrich Schubert: Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung	230
24. August Johann Georg Carl Batsch: Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber.....	234
Kritische Geselligkeit	241
25. Caroline de la Motte Fouqué: Ueber deutsche Geselligkeit	242
Anmerkungen	261
Kurzbiographien	267
Chronologisches Verzeichnis literarischer Werke	285
Literaturverzeichnis	289
Verzeichnis der Abbildungen.....	294
Drucknachweise.....	295
Texte	295
Abbildungen	295

„PFEFFEL, MATTHISSON UND SCHLEGEL.

Ach, wie jammert es mich, hier eure Namen zu finden!
Schöne Perlen! ihr seid wahrlich in Gold nicht gefaßt.“*

- * Fürchtegott Christian Fulda: Antixenien. Trogalien zur Verdauung der Xenien. Hg. v. Ludwig Grimm. Berlin: Behr 1903 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts), S. 11.

Einführung

Die „Künste der Geselligkeit zu lehren“¹ – Zwischen Alltag und Poesie

„Lieber Freund ich muß mich rasend sputen, daher kömt die Confusion in meinen Schreiben, ich unterhielte mich gern länger mit Ihnen, nur habe ich nicht viel Zeit. Die schöne Geselligkeit kostet gar viele Zeit.“² schrieb Dorothea Mendelssohn-Weit-Schlegel (nachfolgend Schlegel) an ihren Freund, den Theologen und Philosophen Friedrich Schleiermacher am 16. Januar 1800. Die beiden hatten sich einige Zeit nicht gesehen und Schlegel griff Erinnerungen an gemeinsam verbrachte Tage auf. Ihr Brief tritt an die Stelle einer direkten Unterhaltung mit dem Adressaten. Er ist dahingeworfen und wirkt, als müsse er schnell erzählt und gesprochen werden. Dorothea verwirrt sich in ihren Formulierungen an manchen Stellen, sammelt ihre Gedanken neu und schließt den Brief schnell ab, um ihn noch in die Post zu geben.

In dieser kleinen Situation ist alles enthalten, was in den hier vorliegenden Bänden im Mittelpunkt der Darstellung steht: Die Verbindung, die gegenseitige Abhängigkeit und Durchdringung von Alltag und Dichtung innerhalb einer Gruppe von Personen, deren Lebenswelten durch geselliges Beisammensein und intellektuellen Austausch bestimmt sind. Die auf drei Bände angelegte Ausgabe* widmet sich drei Themenbereichen. Band 1 enthält *Quellen zum alltäglichen Leben* um 1800. Band 2 gibt einen Blick auf das Tagesgeschehen in transzendierter Form: Die beteiligten Personen schildern den erlebten Alltag in ihren

* Die Bände 21, 22 und 23 der Reihe *Quellen zur Geschichte Thüringens* sind thematisch aufeinander abgestimmt.

Briefen. Durch die literarische und wissenschaftliche Bildung der Briefschreiber und durch die künstlerische Bearbeitung der Gedanken und Erlebnisse wird Alltäglichkeit neu gestaltet. Band 3 bietet eine Auswahl der in den dokumentierten alltäglichen Lebenswelten entstandenen *literarischen Texte*. Damit sind die Bände Beleg für ein Kommunikationsmodell um 1800. Dieses ist geprägt durch die außergewöhnliche örtliche und zeitliche Konstellation der Protagonisten. Diese sind das Bindeglied in der vorliegenden Dokumentation.

Die Akteure gehören zu dem als Freundschaftsbund zu bezeichnenden Romantikerkreis in Jena. Deren Zusammenkunft kristallisiert sich in der dortigen ‚Wohngemeinschaft‘ der Schlegels und ist in ihrer erweiterten Form bei den regelmäßigen Treffen zu beobachten. Die Brüder Schlegel, Friedrich und August Wilhelm, Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel und Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, Novalis und Friedrich Schleiermacher, Friedrich Immanuel Niethammer und Johann Gottlieb Fichte u.a. sind an diesen geselligen Runden beteiligt. Man logiert bei den Schlegels, lädt Freunde und Bekannte aus dem universitären Umfeld zu größeren Runden ein und pflegt einen regen Gedankenaustausch.

Warum steht der Personenkreis um die Brüder Schlegel in Jena im Mittelpunkt der Darstellung? Warum ist es die unter dem zusammenfassenden Begriff ‚Romantikerkreis‘ bekannte Personengruppe, die hier das Interesse des Lesers wecken soll? Die Antwort ist relativ einfach: Der Romantikerkreis ist zeitlich und geographisch gut einzugrenzen: Die komplexen Verbindungen der Personen untereinander sind anschaulich und in angemessenem Umfang darstellbar. Außerdem sind ihre Beziehungen so intensiv, dass nahezu alle Lebensbereiche in den Korrespondenzen thematisiert werden. Die beteiligten Personen waren während ihrer Jenaer Zeit gesellschaftlich noch nicht etabliert. Sie standen in keinen festen Anstellungsverhältnissen und konnten auf keine materielle Sicherheit bauen, alltägliche Sorgen und Nöte – wie z.B. drückende Schulden, Wohnungsnot und

Beschäftigungsprobleme – nahmen neben intellektuellen Problemen einen breiten Raum in den Gesprächen und Korrespondenzen ein. Gerade dies macht die Verbindung und Verquickung der künstlerisch-philosophischen Themen zum Alltagsleben erst deutlich. Denn nur sie erlaubt es, die alltägliche Lebenswelt gemeinsam mit der literarischen zu sehen und eine gegenseitige Durchdringung anzunehmen.

Geselligkeit und Romantik

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie, und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie, und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehre Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang.“³

Friedrich Schlegels Charakterisierung formuliert pointiert den Kern der unter dem Namen Romantik bekannten literarischen Epoche. Darunter ist eine literarische, natur- und geisteswissenschaftliche Bewegung um das Jahr 1800 zusammengefasst. Zentral ist ihr – und ihren Protagonisten – ein Streben nach Einheit und Ganzheit. Damit einher geht der Wunsch nach einem umfassenden Gesamtkunstwerk, der Aufhebung der Widersprüche und Gegensätze zwischen Leben und Kunst. Die Betonung der Inhalte verschiebt sich dabei zu emotionalen Werten und Maßstäben, sodass nicht nur Vernunft, Rationalität und

klassische Schlichtheit im Zentrum der Literatur, der Kunst und des Lebens stehen, wie beispielsweise in der Weimarer Klassik, sondern Phantasie und Intellekt zusammengehen.

Die mystische Frömmigkeit des Pietismus und der schrankenlose Individualismus des Sturm und Drangs waren Anknüpfungspunkte, die die Romantik aufgriff. Auch sie setzten auf die subjektive Emotionalität und suchten einen auf Empfindsamkeit und Selbstbespiegelung basierten Weg nach Innen. Doch bei den Romantikern war es nicht nur die Suche nach dem eigenen Ich. Es ging nicht um den puren Subjektivismus, sondern man ging weiter, um einen Weg zur Welt zu finden und um eine neue Weltsicht zu gewinnen.

Daher sind es auch qualitativ andere Gruppierungen und Freundschaftsbünde unter den Romantikern als es die Zusammenschlüsse in der Empfindsamkeit oder der Klassik waren. Keine harmonische Verbindung stand mehr im Mittelpunkt, sondern ein Geistesbund zum Austausch von Ideen. Kontroverse Standpunkte und Meinungen waren dem eher förderlich. Dies kann man unschwer am Schlegelkreis und seinen Mitgliedern sehen.

Zu dem engeren Kreis sind zu zählen: Friedrich Schlegel (1772-1829), August Wilhelm Schlegel (1767-1845), Dorothea Schlegel (1763-1839), Caroline Schelling (1763-1809) und ihre Tochter Auguste Böhmer (1785-1800), Friedrich Freiherr von Hardenberg, genannt Novalis (1772-1801), der Philosoph Friedrich Schleiermacher (1768-1834) – der aber nie in Jena war –, Ludwig Tieck (1773-1853), der Physiker Johann Wilhelm Ritter (1776-1810) und der Theologe, Philosoph und Jenaer Professor Friedrich Immanuel Niethammer (1766-1848), der dem Jenaer Kreis eng verbunden war. Nicht zu vergessen ist der Biograph der Romantiker Henrik Steffens (1773-1845), der in seinen Lebenserinnerungen einen interessanten Blick auf den Jenaer Romantikerkreis wirft. An der Ausbildung des Kreises und an der Formulierung der philosophischen, literarischen und lebensweltlichen Ideen waren vor allem auch die Philosophen Fried-

rich Wilhelm Joseph Schelling (1775-1854), Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) und der Pädagoge August Ludwig Hülsen (1765-1810) beteiligt.

Im Sinne Friedrich Schlegels stand im Mittelpunkt der Gruppe das gemeinsame Denken und Philosophieren – auch bei widersprüchlichen Positionen. Für dieses gemeinsame Denken hatte Friedrich Schlegel den Begriff der Symphilosophie geschaffen – und dehnte diesen auch auf andere Lebensbereiche aus. Synexistieren und Synfaulenzen gehörten selbstverständlich zu den gemeinsamen Erlebnissen der Romantiker.

Der Zusammenschluss der Gruppe war kein Zufall. Mit Jena war ein ideeller und intellektueller Ort für eine Gruppe von Intellektuellen geschaffen, die an keinem festen Standort situiert und nicht institutionell gebunden waren. Sie verband das gemeinsame Wissen, dass eine geistige Veränderung der Gesellschaft nur gemeinschaftlich herbeigeführt werden könne.

Der zeitliche Rahmen, in dem sich die geselligen Kreise der Romantiker in Jena zusammenfanden, war dabei maßgeblich von Friedrich Schlegel und seinem Bruder August Wilhelm abhängig. Daher wird der Zusammenschluss auch als Schlegelkreis bezeichnet.

1793 hatte Friedrich Schlegel sein Studium der Rechtswissenschaft aufgegeben und versuchte, sich als freier Schriftsteller zu etablieren. Nach zwei Jahren Aufenthalt in Dresden, wo sich schon ein kleiner Kreis von Freunden um ihn sammelte, folgte ab August 1796 der erste längere Aufenthalt in Jena. Nach dem Scheitern der Mitarbeit an Friedrich Schillers *Horen* ging er im Juli 1797 frustriert nach Berlin. Dort begegnete er seiner späteren Ehefrau Dorothea Veit und lebte einige Zeit zusammen mit Friedrich Schleiermacher in einer Art geistigen Wohngemeinschaft. Ebenso machte er dort die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck. Gemeinsam mit seinem Bruder August Wilhelm gründete er die wichtigste Zeitschrift der Romantik, das *Athenaeum*. Damit hatten sich die Mitglieder des Schlegelkreises eine gemeinsame Diskussionsplattform und ein Publikationsorgan

geschaffen. Nach seinem Berlinaufenthalt kehrte Friedrich im Herbst 1799 nach Jena zurück. Caroline, Dorothea, Novalis und Tieck stießen zu dem Jenaer Kreis und man versuchte das zu verwirklichen, was man als Lebensmodell und intellektuelle Herausforderung in Briefen, Romanen und Gedichten theoretisch formuliert hatte. Nur knapp zwei Jahre sollten diese geselligen Runden überdauern.

Im Jahr 1800 musste das *Athenaeum* im dritten Jahr sein Erscheinen einstellen. Im Frühjahr 1801 starb Novalis, August Wilhelm Schlegel ging nach Berlin und Friedrich Schlegel verließ im April 1801 Jena, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich als Dozent an der Universität zu etablieren. Von Jena ging er nach Dresden und dann weiter nach Paris, immer von Dorothea begleitet. 1804 heirateten sie. In Paris machten seine Sanskritstudien den Schwerpunkt seiner Beschäftigung aus. 1808 konvertierten er und Dorothea zum Katholizismus. Weitere Versuche sich beruflich zu etablieren sollten erst 1809 durch die Vermittlung einer Stelle als Hofsekretär in Wien durch seinen Bruder enden.

Die geselligen Kreise der Romantiker hatten sich aus Jena verabschiedet und die einzelnen Mitglieder des Freundeskreises gingen getrennte Wege. Neue Lebens-, Diskussions- und Lesekreise bildeten sich in Dresden, in Berlin und an anderen Orten. Aber die Besonderheiten der Jenaer Treffen und geselligen Runden lagen in der einmaligen Konstellation eines relativ geschlossenen Personenkreises, ihrer freundschaftlichen und intellektuellen Bindungen untereinander und ihrer größtenteils unsicheren Lebenssituationen.

Friedrich Schlegel formulierte den Anspruch und seine Einlösung des geselligen Bundes in Jena in einem kurzen Text im *Athenaeum*: „Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Symposie so allgemein und so innig würde, daß es nichts seltnes mehr wäre, wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten.“⁴

Schlegel begründete damit ein Programm, das nicht nur die Literatur, sondern das ganze Leben umschließen sollte. Die Forderung nach einem Gesamtkunstwerk lag im Raum und deshalb kann man für die vorliegenden Bände formulieren: es geht um die Durchdringung – und letztendlich um die Poetisierung – des ganzen Lebens. Dass diese Forderung nur eine theoretische war scheint einleuchtend. Und natürlich gelang es nicht immer, vor allem nicht im Alltag und innerhalb der Zweierbeziehungen der Gruppe, Poesie und Wirklichkeit miteinander zu vereinigen. Aber die Bestrebungen aller Beteiligten zielten in eine gemeinsame Richtung.

Und vielleicht gelang es nur Caroline, den Anspruch an Freiheit, den Friedrich Schlegel in seinem Roman *Lucinde* formuliert hatte in der Realität umzusetzen. Sie löste sich über alle Konventionen hinweg aus ihrer bürgerlichen Existenz. Sie bekam ein uneheliches Kind, tat sich mit August Wilhelm Schlegel zusammen, um schließlich einen neuen Lebensweg mit Friedrich Wilhelm Joseph Schelling einzuschlagen. Dabei hatte sie stets die Selbstbestimmung als Individuum im Auge. Die männlichen Mitglieder des Romantikerkreises sollten nicht so bestimmt nach den freiheitlichen Grundsätzen der Jenaer Jahre leben.

Dass Lebensführung, Liebe und Beziehungen zwischen den Freunden ein wichtiges Thema auch des Alltags waren, bestätigt ein Ausruf von Novalis in einem Brief an Caroline: „Ohne *Liebe* hielt ichs gar nicht aus. Mündlich recht viel Neues und Schönes.“⁴⁵

Literarisches Leben

Die Literatur der Frühromantik eröffnete dem damaligen Leser neue Welten. Um dies zu verstehen, muss man sich vergegenwärtigen, dass Lektüre frühestens seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auch Ansätze zur Auseinandersetzung mit der

eigenen Identität, dem eigenen Selbstverständnis und der Positionierung in der Gesellschaft bot. Bis dahin nahm die religiöse Lektüre zur Erbauung den größten Teil des „Lektürevolumens“ ein. Und wer überhaupt lesen konnte, las andererseits aufgrund der nur schweren Zugänglichkeit von Büchern mehrfach dasselbe. Neben Kalendern, Zeitungen und gelegentlichen Flugblättern war dies fast ausschließlich religiöse Gebrauchsliteratur, wie die Bibel, Andachts-, Gesang- und Gebetbücher und Katechismen. Religiöse Erbauungslektüre hatte dabei nicht das Ziel der Unterhaltung, sondern das einer moralisch-religiösen Erhebung und Belehrung des Einzelnen und gleichzeitig der Bestätigung des Bestehenden.

Das 18. Jahrhundert brachte diesbezüglich grundlegende Veränderungen mit sich. Zumindest in den Städten entstand durch die Vorläufer der industriellen Revolution, die sich vor allem auch auf die Buchindustrie auswirkte, ein handel- und gewerbetreibendes Bürgertum, das zu Geld und sozialem Prestige gelangte. Man verlangte nach neuen Lesestoffen. Das Interesse an religiöser Erbauungsliteratur nahm gemessen an dem Anstieg der Titel für die Bereiche Belletristik und Sachliteratur dramatisch ab. Die mehrfache Lektüre wurde durch das einmalige Lesen, besonders von Romanen, ersetzt. Die Wahl der Lesestoffe war fast ausschließlich dem Wandel des Geschmacks, der Mode, unterworfen. Der alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringende Geist der Aufklärung veränderte die Literatur und die Funktionen des Buchmarktes. Die philosophisch-literarischen Gegenbewegungen zu den aufklärerischen Entwicklungen sollten nicht lange auf sich warten lassen. Die Autoren des Sturm und Drangs, der gegen das Rationale der Aufklärung eine losgelöste Empfindsamkeit und Entfesselung von Phantasie und Gefühl setzten, waren die erste literarische Opposition, die sich formierte. Daneben entwickelte sich aber auch die Klassik, die die Formlosigkeit des Gefühls wiederum bändigte und Natur und Welt als geordneten Organismus sah, in dem der Mensch sich harmonisch entfalten sollte.

Letztlich versuchte die Romantik die Extreme des Zeitalters, strengen Rationalismus, die Entfesselung des Gefühls und die Harmonie mit der Welt in Einklang zu bringen. Sie zielte auf die Verbindung von Gegensätzen ab. Das voneinander Getrennte sollte wieder vereint sein: „Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie, und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen [...]“⁴⁶ Dichtung, Malerei und Musik sollten eins werden, die Sinneswahrnehmungen sich verbinden. Raum und Zeit, Anfang und Ende, Leben und Tod, Vergangenheit und Zukunft, Wirklichkeit und Möglichkeit fielen letztlich in einer unendlichen Wahrheit zusammen, die es zu ergründen galt. Damit einher ging ein erwachendes Interesse an der Geschichte. Das Mittelalter wurde als nationaler Ursprung gesehen, in dem es erstmals so etwas wie eine Identität des Volkes und eine eigenständige national geprägte Kunst gab, alles allerdings romantisierend verklärend. Über die Auseinandersetzung mit der Herkunft sollte sich Erkenntnis über das eigene Wesen einstellen. Geschichtliches Denken und historische Forschung unter Einbezug der Sprachforschung traten in den Bemühungen der Brüder Grimm besonders zu Tage. Ihr Sammeln von Werken der Vergangenheit führte zu den Editionen der bekannten *Kinder- und Hausmärchen* und Achim von Arnims und Clemens Brentanos Engagement für die Zeugnisse der nationalen Vergangenheit schlugen sich in der Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* nieder. Ludwig Tieck und Novalis nahmen Struktur und Stimmung der Volksliteratur teilweise in ihren Märchen und Erzählungen auf, Tieck insbesondere im *Phantasmus* (1812-1816).

Diese Märchen- und Textsammlungen sollten, vor allem natürlich wegen ihrer großen Popularität, das Verständnis und Bild von der Romantik bis in die Gegenwart hinein prägen. Hierzu gehören vor allem auch die in die Trivial- und Unterhaltungsliteratur einfließenden romantischen Elemente. Über diese ursprüngliche Kunstform der Volksmärchen und Volkslieder suchten die Romantiker zu einer Einheit mit der Welt, die sie als

verloren ansahen, zurückzugelangen. Diese Sehnsucht nach einem harmonischen Ausgleich zwischen den Temperamenten ging mit dem Motiv des Unterwegsseins, der Sehnsucht und des Heimwehs einher. Die Literatur und die Briefe der Romantiker weisen an vielen Stellen eine starke Sehnsuchtsmetaphorik auf, konzentriert zusammengefasst in dem von Novalis geprägten Symbol der Blauen Blume (Text 7). Die Erforschung des Wesens der Welt schloss die psychologische Durchdringung des Menschen mit ein. Dies sollte weitreichende Folgen haben. Auf literarischem Gebiet spiegelten sich hier die Einflüsse der Schauerromantik. Die naturwissenschaftlichen Ideen der Romantiker beeinflussten mit ihrer Verbindung von Naturwissenschaft bzw. Natur und Geist maßgeblich die Psychologie, die Medizin und alle auf die Seelenzustände des Menschen rekurrierenden Wissenschaften.

Die Auswirkungen der romantischen Ideale und Lebensentwürfe blieben nicht auf die Theorie beschränkt. Sie wirkten auch auf das eigene Leben – zuerst auf das der Romantiker – wie im Jenaer Kreis – und dann auf das der Leser romantischer Literatur. Romantik war zu einem umfassenden Projekt der gegenseitigen Durchdringung von Kunst und Leben geworden. Um den Ideen, Gedanken und literarischen und philosophischen Überlegungen des Kreises um die Brüder Schlegel zu einer breiteren Öffentlichkeit zu verhelfen, gründeten Friedrich und August Wilhelm Schlegel eine Zeitschrift, das *Athenaeum*. Sie stand als Plattform für Veröffentlichungen zur Verfügung und ermöglichte das Experimentieren mit Literatur. Und letztlich war dies ein Projekt, in dem die angerissenen Lebensentwürfe, Utopien und Vorstellungen von einem Gesamtkunstwerk realisiert werden konnten. Insofern war das *Athenaeum* der Brüder Schlegel ein paradigmatisches Projekt. Die gemeinsame Arbeit an der Zeitschrift berührte aber nicht nur die literarische Arbeit der beiden Kritiker. Durch die Zusammenarbeit mit ihren Romantiker-Freunden wurden nach und nach auch die über die Literatur weit hinaus weisenden Gebiete der Philosophie und

Religion, der Staatskunde und Naturwissenschaft, der Pädagogik und Psychologie behandelt und literarisch transzendiert. Damit wurde ein umfassendes Konzept der gegenseitigen Durchdringung von Leben und Kunst, Kultur und Geist ins Leben gerufen. Die theoretische und literarische Formulierung der propagierten romantischen Thesen war Friedrich Schlegel in seinem Roman *Lucinde* unter breiter Teilnahme der Öffentlichkeit gelungen. Er stilisiert darin Liebe als Erlösung und Religion, integriert sie aber gleichzeitig auch in eine psychologisch differenzierte Situation, die männliche und weibliche Perspektiven berücksichtigt und ein überindividuelles Ideal menschlicher Gemeinschaft und Geselligkeit propagiert.

Ein weiterer Faktor, der die literarische Produktion der Romantiker maßgeblich beeinflusste – und zwar auch über das Jahr 1800 hinaus – war der durchgängige Bezugspunkt Shakespeare. In der Auseinandersetzung mit ihm gelangte man nicht nur zu einem tieferen Verständnis der Musikalität seiner Sprache, sondern auch zu einem ästhetisch fundierten kritischen Umgang mit seinen Werken. Hier nahm nicht nur die romantische Literaturkritik ihren Anfang.

Die Wirkung des Jenaer Kreises auf Philosophie und Literatur kann kaum überschätzt werden. Ebenso hielten die Einflüsse der Schellingschen Philosophie auf die Generation der Naturwissenschaftler um 1800 nachhaltig an. Die Wechselwirkungen zwischen Naturwissenschaft, literarischen Texten, die naturwissenschaftliche Elemente integrierten (Novalis), und philosophischen Abhandlungen führten zu einem komplexen Netz von Beziehungen: das Projekt Gesamtkunstwerk war für einen Moment der Geschichte real geworden und sollte europaweit seine Wirkung entfalten – ausgehend von den romantischen Zentren Deutschlands wie Jena, Dresden, Berlin, Göttingen oder Stuttgart – und in der späten Phase der Romantik wieder Berlin.

Der kleine Jenaer Kreis mit seinen frühromantischen Dichtungen sollte über die Lebenswege der beteiligten Protagonisten

und ihrer literarischen Texte bis in die späte Romantik der Zwanziger- und Dreißigerjahre hinein seine Wirkung fortsetzen. Dass mit den frühen Bemühungen und engen Verbindungen zwischen Literatur und Philologie, zwischen Philosophie, Natur- und Geschichtswissenschaft der Grundstein für eine nationale Geschichtsbetrachtung und auch für die Identitätsbildung einer deutschen Nation – mit allen damit verbundenen problematischen Aspekten – gelegt wurde, war dem kleinen Jenaer Kreis um 1800 noch nicht klar. Trotz der schwierigen politischen Verhältnisse zur Jahrhundertwende sollte erst zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts, bedingt durch die napoleonische Kriege 1812/13, das öffentliche Bewusstsein für nationale Identität in Literatur empfänglich sein bzw. werden.

Die Zeit hatte sich gewandelt. Das neue Jahrhundert hatte in seinem zweiten Jahrzehnt schon ganz Europa umstrukturiert. Aber schon kurz nach der Auflösung der Jenaer Kreise und der Neudefinition romantischer Lebensentwürfe hätte man behaupten können: „Da ist andere Zeit geworden...“.⁷ Die Einschätzung hat sich bis in die Gegenwart nicht verändert, und man kann mit einem Wort von Martin Walser auf die Frage „Weshalb ist 1790 bis 1800 noch mal Ihr Lieblingsjahrzehnt?“ schließen: „Da haben deutsche Geistesmenschen sich die Revolution, die hier nicht war, erschrieben. Unverabredet. Lauter Vulkanausbrüche. Eine nie mehr erkaltende Lava.“⁸

Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe

Wo nicht anders aufgeführt, wird als Textgrundlage immer die jeweilige historisch-kritische Ausgabe herangezogen. Gegebenenfalls werden Erstdrucke oder, wo es sich um ungedruckte Dokumente handelt, die Handschriften als Druckvorlage genutzt. Die Texte werden nach den Werkausgaben wiedergege-

ben, typographische Besonderheiten der historisch-kritischen Ausgaben werden vernachlässigt, gegebenenfalls wurde in den Anmerkungen auf Besonderheiten hingewiesen. Textergänzungen wurden im einzelnen kenntlich gemacht durch [eckige Klammern], unterschiedliche Darstellungsformen der Ausgaben wurden vereinheitlicht. Textauslassungen wurden ebenfalls mit eckigen Klammern „[...]“ gekennzeichnet. Verzichtet wurde auf die Fußnoten innerhalb der Texte, Texteingriffe werden aber immer kenntlich gemacht. Textverbesserungen werden in den Anmerkungen nachgewiesen. Dem verderbten Text in den Anmerkungen folgt eine schließende eckige Klammer „]“, der wiederum der verbesserte Text folgt.

Hervorhebungen in den Textvorlagen wurden vereinheitlicht und sind kursiviert dargestellt. Abweichungen werden gegebenenfalls in den Anmerkungen erklärt. Streichungen in den Manuskripten und deren Kenntlichmachung in den Werkausgaben wurden nicht übernommen. Nachträgliche Ergänzungen in den Handschriften oder Druckvorlagen werden mit {geschweiften Klammern} hervorgehoben.

Unterschiedliche Schreibungen der Namen werden in den Texten nicht angeglichen. Ansonsten werden die Namen in den erklärenden Texten jeweils in der zeitlich richtigen Ansetzungsform oder in einer Kurzform, in den Überschriften in der zusammengesetzten Form (Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel) verwendet. Gegebenenfalls findet der Leser separate Hinweise in den Anmerkungen.

Zeilenwechsel werden gegebenenfalls mit einem Schrägstrich „/“ kenntlich gemacht. Weitere Besonderheiten und Abweichungen werden in den Anmerkungen erläutert.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 13. April 1792, in: KFSa 23, Nr. 18, S. 48-50, dort S. 49.
- 2 Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 16. Januar 1800, in: KGA V.3, Nr. 773, S. 345-348, dort S. 347.
- 3 Friedrich Schlegel: Athenaeumsfragment 116, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes, Zweytes Stück; S. 204-206, dort S. 204 f.
- 4 Friedrich Schlegel: Athenaeums-Fragment 125, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes Zweytes Stück, S. 209-210, dort S. 209.
- 5 Novalis an Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, 20. Januar 1799, in: NS 4, Nr. 131, S. 274-276, dort S. 276.
- 6 Friedrich Schlegel: Athenaeumsfragment 116, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes, Zweytes Stück, S. 204-206, dort S. 204.
- 7 Adrian Hummel (Hg.): „Da ist andere Zeit geworden ...“. Eine Anthologie poetologischer Entwürfe der deutschen Romantik. München 1994.
- 8 Moritz von Uslar: 100 Fragen an ... Martin Walser, in: Süddeutsche Zeitung. Magazin (2003) Nr. 44, 30.10.2003, S. 7-11, S. 10 [Frage Nr. 78].

Literarisches Leben

„Romantische“ Literatur?

Die Positionen der Frühromantik festzuschreiben ist ein schwieriges Unterfangen: die Protagonisten waren heterogen, ihre literarischen und poetologischen Äußerungen einem offenen und sich wandelnden Prozess unterworfen. Die Frühromantiker waren Kinder der Aufklärung und kamen aus bürgerlich-gelehrten Familien. Damit gehörten sie außerhalb adliger Kreise zur ersten Generation mit geistig-künstlerischer Sozialisation. Praktisch bedeutete dies: sie lasen alles, was ihnen in die Hände kam. Die Frühromantiker sahen sich selbst am Beginn einer neuen Epoche. Zu einer ausgewiesenen Vorliebe für das Mittelalter fanden sie ihre Vorbilder in Dante, Cervantes und Shakespeare (Text 1). Mit diesem Erbe in Händen fühlten sie sich berufen, etwas gänzlich Neues zu schaffen – in literarischer wie auch gesellschaftlicher Hinsicht: sie waren die Erneuerer einer entfremdeten Welt. Gegen die Betonung des Rationalen und der Spezialisierung setzten sie auf ein ganzheitliches Weltbild. Zum Rationalismus kam das Gefühl – jedoch nicht im Sinne einer gefühlsverliebten Überschwänglichkeit, sondern in dem einer ich-bezogenen Subjektivität. Die Erforschung des Inneren war dabei ein Weg zur Welt: „Wir werden die Welt verstehen, wenn wir uns selbst verstehen, weil wir und sie integrale ‚Hälften‘ sind.“¹ Der reine Subjektivismus sollte überwunden werden, mit der Kunst als Weg zur Einheit mit der Welt. Nur durch eine Romantisierung des Lebens, der Literatur und der Künste sei die seit der Französischen Revolution deutlich gewordene Krise der Gesellschaft zu bewältigen. Wenn Fried-

rich Schlegel von der romantischen Poesie als progressiver Universalpoesie sprach oder Ludwig Tieck in „der Vollendung der Kunst (...) am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit“ (Text 2) beschwor, dann war dies die Sehnsucht nach einer Welt, die Kunst und Leben verbindet. Die Sehnsucht nach ihr fand ihren Ausdruck in den Texten der Romantiker.

1. August Wilhelm Schlegel: Shakespeare und der Geist des romantischen Schauspiels

Unserm gleich anfangs vorgelegten Plane gemäß haben wir uns jetzt mit dem englischen und spanischen Theater zu beschäftigen. Wir wurden im Vorhergehenden schon verschiedentlich veranlaßt, bald das eine, bald das andre beiläufig zu erwähnen, teils um manche Begriffe durch den Gegensatz in ein helleres Licht zu setzen, teils wegen des Einflusses, den sie nach außen hin verbreitet haben. Sowohl die Engländer als die Spanier besitzen eine sehr reiche dramatische Literatur; beide haben eine Menge fruchtbarer und talentvoller Schauspieldichter gehabt, worunter auch die weniger bewunderten und berühmten, im Ganzen genommen, ungemeines Geschick für dramatische Belebung und Einsicht in das Wesen theatralischer Wirkung beweisen. Die Geschichte ihres Theaters hat keinen Zusammenhang mit der des italienischen und französischen, denn es hat sich ganz ohne fremde Einwirkung aus eigener Kraftfülle entwickelt: die Versuche, es auf Nachahmung der Alten oder gar der Franzosen zurückzuführen, sind entweder ohne Folgen geblieben oder erst sehr spät in den Zeiten des Verfalls zum Vorschein gekommen. Die Ausbildung dieser beiden Bühnen ist ebenfalls unabhängig voneinander; die spanischen Dichter haben die englischen durchaus nicht gekannt, und bei diesen konnte ich in der

älteren und bedeutendsten Periode noch keine Spur der Bekanntschaft mit spanischen Schauspielen (wiewohl allerdings mit Novellen und Romanen) entdecken; erst in der Zeit Karls des Zweiten finden sich Übersetzungen aus dem Calderon.² Es haben unter dem Menschengeschlecht so vielfältige Mitteilungen von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Nation zu Nation stattgefunden, und der menschliche Geist ist mehrenteils so träge zum Erfinden, daß das Ursprüngliche in jedem Fache geistiger Bemühungen überall eine seltne Erscheinung ist. Wir sind begierig zu sehen, wie es geraten wird, wenn unternehmende Köpfe, unbekümmert darum, daß etwas schon anderswo in hoher Vollkommenheit vorhanden gewesen, sich bestreben es ganz von vorn wieder zu erfinden; wenn sie den Grund des neuen Gebäudes auf eignem Boden legen und alle Zurüstungen, alles Baugerät aus eignen Mitteln herbeischaffen. Wir teilen gewissermaßen die Freude des Gelingens, wenn wir sie rasch von der anfänglichen Unbeholfenheit und Bedürftigkeit zu fertiger Meisterschaft fortschreiten sehen. Diesen anziehenden Anblick würde uns die Geschichte des griechischen Theaters gewähren, wenn uns dessen rohste Anfänge aufbewahrt wären, die noch gar nicht einmal aufgeschrieben wurden: allein es ist leicht, aus der Vergleichung des Aeschylus mit dem Sophokles weiter zurückzuschließen. Die Griechen hatten ihre Schauspielkunst von keinem andern Volke ererbt oder entlehnt, sie war ursprünglich und einheimisch und eben darum konnte sie eine lebendige Wirkung hervorbringen. Hiermit hatte es schon eine Endschaft erreicht, als Griechen Griechen nachahmten, nämlich als die alexandrinischen Dichter nach den großen Mustern gelehrt und kritisch Dramen ausarbeiten. Bei den Römern trat das Gegenteil ein: sie hatten Form und Gehalt ihrer Schauspiele von den Griechen überkommen, sie versuchten es nie, hierin mündig zu werden und ihre eigne Sinnesart auszusprechen; deswegen nehmen sie auch in der Geschichte der dramatischen Kunst eine so unbedeutende Stelle ein. Unter den Völkern des neueren Europa haben bis jetzt nur die Engländer und Spanier

(die deutsche Schaubühne ist erst im Werden) ein durchaus originales, nationales und in seiner eigenen Gestalt zu einer festen Ausbildung gediehenes Theater.

Jene Kunstrichter, welche die Alten auf solche Weise für musterhaft halten, daß in der Poesie wie in allen übrigen Künsten kein Heil zu hoffen sei außer auf dem Wege der Nachahmung, behaupten, jene eben genannten Nationen haben gerade deswegen, weil sie diesen Weg nicht betreten, lauter regellose Werke auf die Bühne gefördert, die durch einzelne schöne Züge glänzen mögen, an denen aber die barbarische Formlosigkeit des Ganzen immer verwerflich bleibe. Wir haben über diese Ansicht schon im Eingange gegenwärtiger Vorlesungen das Nötige im allgemeinen erinnert, müssen uns aber hier noch etwas näher damit einlassen.

Wäre die Behauptung richtig, so würde alles, was die Werke der vollendetsten englischen und spanischen Dramatiker, eines Shakespeare und Calderon, unterscheidet, sie bloß unter die Alten herabsetzen; sie würden auf keine Weise für die Theorie wichtig sein und könnten höchstens durch die Annahme merkwürdig scheinen, der Eigensinn dieser Nationen, sich durchaus nicht nach den Regeln bequemen zu wollen, möchte den Dichtern desto unbeschränkteren Spielraum gelassen haben, ihre angestammte Originalität, wiewohl gleichsam hinter dem Rücken der Kunst, zu offenbaren. Allein selbst diese Annahme dürfte bei näherer Beleuchtung sehr zweifelhaft werden. Der dichterische Geist bedarf allerdings einer Umgrenzung, um sich innerhalb derselben mit schöner Freiheit zu bewegen, wie es alle Völker schon bei der ersten Erfindung des Silbenmaßes gefühlt haben; er muß nach Gesetzen, die aus seinem eignen Wesen herfließen, wirken, wenn seine Kraft nicht ins Leere hinaus verdunsten soll.

Formlos zu sein darf also den Werken des Genius auf keine Weise gestattet werden, allein es hat damit auch keine Gefahr. Um dem Vorwurfe der Formlosigkeit zu begegnen, verständige man sich nur über den Begriff der Form, der von den meisten,

namentlich von jenen Kunstrichtern, welche vor allem auf steife Regelmäßigkeit dringen, nur mechanisch und nicht, wie er sollte, organisch gefaßt wird. Mechanisch ist die Form, wenn sie durch äußere Einwirkung irgendeiner Stoffe bloß als zufällige Zutat, ohne Beziehung auf dessen Beschaffenheit erteilt wird, wie man z.B. einer weichen Masse eine beliebige Gestalt gibt, damit sie solche nach der Erhärtung beibehalte. Die organische Form hingegen ist eingeboren, sie bildet von innen heraus und erreicht ihre Bestimmtheit zugleich mit der vollständigen Entwicklung des Keimes. Solche Formen entdecken wir in der Natur überall, wo sich lebendige Kräfte regen, von der Kristallisation der Salze und Mineralien an bis zur Pflanze und Blume und von dieser bis zur menschlichen Gesichtsbildung hinauf. Auch in der schönen Kunst, wie im Gebiete der Natur, der höchsten Künstlerin, sind alle echten Formen organisch, d.h. durch den Gehalt des Kunstwerkes bestimmt. Mit einem Worte, die Form ist nichts anders als ein bedeutsames Äußeres, die sprechende, durch keine störenden Zufälligkeiten entstellte Physiognomie jedes Dinges, die von dessen verborgnem Wesen ein wahrhaftes Zeugnis ablegt.

Hieraus leuchtet ein, daß der unvergängliche, aber gleichsam durch verschiedene Körper wandernde Geist der Poesie, so oft er sich im Menschengeschlechte neu gebiert, aus den Nahrungstoffen eines veränderten Zeitalters sich auch einen anders gestalteten Leib zubilden muß. Mit der Richtung des dichterischen Sinnes wechseln die Formen, und wenn man die neuen Dichterarten mit den alten Gattungsnamen belegt und sie nach deren Begriffe beurteilt, so ist dies eine ganz unbefugte Anwendung von dem Ansehen des klassischen Altertums. Niemand soll vor einer Gerichtsbarkeit belangt werden, unter die er nicht gehört. Wir können gern zugeben, die meisten dramatischen Werke der englischen und spanischen Dichter seien im Sinne der Alten weder Tragödien, noch Komödien: es sind eben romantische Schauspiele. Daß die Bühne eines Volkes, welches bei deren Gründung und Ausbildung von fremden Vorbildern

nichts gewußt, noch wissen wollen, viel Eignes und Abweichendes haben wird, sogar seltsam Abstechendes gegen die Theater anderer Nationen, die dabei ein gemeinschaftliches Muster der Nachahmung vor Augen gehabt: dies wird schon jedermann voraussetzen, und das Gegenteil würde eher befremdlich scheinen. Wenn aber die gleichzeitig entstandnen und dennoch unbekannt gebliebenen Bühnen zweier Völker, die in physischer, moralischer, politischer und religiöser Hinsicht so weit voneinander abstehen, wie die Engländer und Spanier, neben den äußern und innern Verschiedenheiten die auffallendsten Züge der Verwandtschaft an sich tragen, so muß wohl der Gedankenloseste auf diese Erscheinung aufmerksam werden, und es wird sich ihm natürlich die Vermutung aufdrängen, bei der Entwicklung beider habe dasselbe oder wenigstens ein gleichartiges Prinzip obgewaltet. Indessen ist diese Zusammenstellung des englischen und des spanischen Theaters in ihrem gemeinschaftlichen Gegensatz mit aller dramatischen Literatur, die aus Nachahmung der Alten erwachsen, so viel wir wissen, noch niemals versucht worden. Könnte man einen Lands- und Zeitgenossen und verständigen Bewunderer des Shakespeare und einen andern des Calderon wieder auferwecken und sie mit den Werken des ihnen fremden Dichters bekannt machen, so würden beide, mehr von einem nationalen als allgemeinen Gesichtspunkte ausgehend, ohne Zweifel sich nur mit Mühe hineinversetzen und viel dagegen einzuwenden haben. Hier muß nun die vermittelnde Kritik³ eintreten, die vielleicht von einem Deutschen am besten ausgeübt werden kann, der weder in englischer noch in spanischer Nationalität befangen, aber einer wie der andern durch Neigung befreundet ist und durch keine Eifersucht gehindert wird, das Große, was früher geleistet worden, anzuerkennen.

Die Ähnlichkeit des englischen und spanischen Theaters besteht nicht bloß in der kühnen Vernachlässigung der Einheiten von Ort und Zeit^{3a} und in der Vermischung komischer und tragischer Bestandteile: was man immer noch als bloß verneinen-

de Eigenheiten betrachten könnte, daß sie sich nämlich nicht nach den Regeln und der Vernunft (in der Meinung gewisser Kunstrichter gleichbedeutende Wörter) hätten fügen wollen oder können; sondern sie liegt weit tiefer im innersten Gehalt der Dichtungen und in den wesentlichen Beziehungen, wodurch jene abweichende Form ein wahres Erfordernis wird, die mit ihrer Gültigkeit zugleich ihre Bedeutung erhält. Was sie miteinander gemein haben, ist der Geist der romantischen Poesie, dramatisch ausgesprochen. Doch damit wir uns gleich mit der gehörigen Einschränkung erklären, so ist unsers Erachtens das spanische Theater bis zu seinem Verfall seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fast durchgehends romantisch; das englische ist es nur in seinem Stifter und größten Meister, Shakespeare, auf vollkommne Weise: in den späteren ist das romantische Prinzip mehr oder weniger ausgeartet oder ganz verlorengegangen, wiewohl die kraft dessen eingeführten Verfahrensweisen der dramatischen Darstellung dem Äußern nach ziemlich beibehalten worden sind. Wie sich dennoch hierbei die verschiedene Sinnesart zweier Völker offenbart hat, eines nördlichen und eines südlichen; jenes mit einer ahnungsvollen, dieses mit einer glühenden Einbildungskraft begabt; jenes mit grübelndem Ernst in sich gekehrt, dieses durch rege Leidenschaftlichkeit nach außen getrieben: das wird am besten am Schluß dieses Abschnittes in einer Parallele zwischen den zwei einzig großen Dichtern, Shakespeare und Calderon, zusammengefaßt werden können.

Über den Ursprung und das Wesen des Romantischen sprach ich in der ersten Vorlesung und will hier nur wenig in Erinnerung bringen. Die antike Kunst und Poesie geht auf strenge Sondernung des Ungleichartigen, die romantische gefällt sich in unauflöslchen Mischungen; alle Entgegengesetzten, Natur und Kunst, Poesie und Prosa, Ernst und Scherz, Erinnerung und Ahnung, Geistigkeit und Sinnlichkeit, das Irdische und Göttliche, Leben und Tod, verschmilzt sie auf das innigste miteinander. Wie die ältesten Gesetzgeber ihre ordnenden Lehren und

Vorschriften in abgemessenen Weisen erteilt; wie dies schon vom Orpheus⁴, dem ersten Besänftiger des noch wilden Menschengeschlechts, fabelhaft gerühmt wird: so ist die gesamte alte Poesie und Kunst gleichsam ein rhythmischer Nomos⁵, eine harmonische Verkündigung der auf immer festgestellten Gesetzgebung einer schön geordneten und die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt. Die romantische hingegen ist der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, welches unter der geordneten Schöpfung, ja in ihrem Schoße sich verbirgt: der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebt hier von neuem über den Wassern. Jene ist einfacher, klarer, und der Natur in der selbständigen Vollendung ihrer einzelnen Werke ähnlicher; diese, ungeachtet ihres fragmentarischen Ansehens, ist dem Geheimnis des Weltalls näher. Denn der Begriff kann nur jedes für sich umschreiben, was doch der Wahrheit nach niemals für sich ist; das Gefühl wird alles in allem zugleich gewahr.

Was nun die dichterische Gattung betrifft, womit wir uns hier beschäftigen, so verglichen wir die antike Tragödie mit einer Gruppe in der Skulptur, die Figuren entsprechen dem Charakter, ihre Gruppierung der Handlung, und hierauf ist, als auf das einzige Dargestellte, die Betrachtung bei beiden Arten von Kunstwerken ausschließlich gerichtet. Das romantische Drama denke man sich hingegen als ein großes Gemälde, wo außer der Gestalt und Bewegung in reicheren Gruppen auch noch die Umgebung der Personen mitabgebildet ist, nicht bloß die nächste, sondern ein bedeutender Ausblick in die Ferne, und dies alles unter einer magischen Beleuchtung, welche den Eindruck so oder anders bestimmen hilft.

Ein solches Gemälde wird weniger vollkommen begrenzt sein als die Gruppe, denn es ist wie ein ausgeschnittenes Bruchstück aus dem optischen Schauplatze der Welt. Indessen wird der Maler durch die Einfassung der Vorgründe, durch das gegen die Mitte gesammelte Licht und andre Mittel den Blick gehörig

festzuhalten wissen, daß er weder über die Darstellung hinaus-
schweife, noch etwas in ihr vermisse.

In der Abbildung der Gestalt kann die Malerei nicht mit der
Skulptur wetteifern, weil jene sie nur durch eine Täuschung und
aus einem einzigen Gesichtspunkte auffaßt; dagegen erteilt sie
ihren Nachahmungen mehr Lebendigkeit durch die Farbe, die
sie besonders in den feinsten Abstufungen des geistigen Aus-
drucks in den Gesichtern zu benutzen weiß. Auch läßt sie durch
den Blick, welchen die Skulptur doch immer nur unvollkommen
geben kann, weit tiefer im Gemüt lesen und dessen leiseste
Regungen vernehmen. Ihr eigentlicher Zauber liegt endlich
darin, daß sie an körperlichen Gegenständen sichtbar macht,
was am wenigsten körperlich ist, Licht und Luft.

Gerade dergleichen Schönheiten sind dem romantischen Drama
eigentümlich. Es sondert nicht strenge, wie die alte Tragödie,
den Ernst und die Handlung unter den Bestandteilen des Lebens
aus; es faßt das ganze bunte Schauspiel desselben mit allen
Umgebungen zusammen, und indem es nur das zufällig neben-
einander Befindliche abzubilden scheint, befriedigt es die unbe-
wußten Forderungen der Phantasie, vertieft uns in Betrachtun-
gen über die unaussprechliche Bedeutung des durch Anordnung,
Nähe und Ferne, Kolorit und Beleuchtung harmonisch gewor-
denen Scheines und leiht gleichsam der Aussicht eine Seele.

Der Wechsel der Zeiten und Örter, vorausgesetzt, daß sein Ein-
fluß auf die Gemüter mitgeschildert ist, und daß er der theatra-
lischen Perspektive in Bezug auf das in der Ferne Angedeutete
oder von deckenden Gegenständen halb Versteckte zustatten
kommt; der Kontrast von Scherz und Ernst, vorausgesetzt, daß
sie im Grade und der Art ein Verhältnis zueinander haben; end-
lich die Mischung der dialogischen und lyrischen Bestandteile,
wodurch der Dichter es in der Gewalt hat, seine Personen mehr
oder weniger in poetische Naturen zu verwandeln, sind nach
meiner Ansicht im romantischen Drama nicht etwa bloße Lizen-
zen, sondern wahre Schönheiten. In allen diesen Punkten, und
noch in manchen andern, werden wir die englischen und spani-

schen Werke, welche vorzugsweise diesen Namen verdienen, einander vollkommen ähnlich finden, wie weit sie auch sonst voneinander abstehen mögen.

Wir handeln zuerst vom englischen Theater, weil es früher zur Reife gediehen ist als das spanische. Bei beiden müssen wir uns insbesondere mit Shakespeare und Calderon beschäftigen, aber in umgekehrter Ordnung. Shakespeare steht unter den Engländern voran; was etwa über die früheren oder gleichzeitigen Altertümer der englischen Bühne zu bemerken ist, wird sich bei der Übersicht ihrer Geschichte nachholen lassen. Calderon aber hat viele Vorgänger gehabt, er ist zugleich der Gipfel und beinahe der Beschluß der dramatischen Kunst unter den Spaniern.

Indem ich hier in der Kürze, welche der Umfang meines Vorhabens mir auferlegt, von einem Dichter reden soll, auf dessen Studium ich mehrere Jahre meines Lebens verwandt habe, befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, weil ich gar nicht würde aufhören können, wenn ich alles sagen wollte, was ich bei seinen Werken empfunden und über sie gedacht habe. So wie bei einem Menschen, so macht auch vielleicht bei einem Dichter die allzuvertraute Bekanntschaft ungeschickt, sich in die Lage anderer zu versetzen, die ihn erst kennenlernen: man ist an seine auffallenden Eigenheiten zu sehr gewöhnt, um ihren ersten Eindruck beurteilen zu können. Dagegen sollte man von seiner Handlungsweise, seinen geheimeren Absichten und der Bedeutung seines ganzen Tuns genauere Rechenschaft abzulegen wissen als andere.

Shakespeare ist der Stolz seiner Nation. Ein neuerer Dichter hat ihn mit Recht den Genius der britischen Insel genannt. Er war schon der Liebling seiner Zeitgenossen, und nach dem Zwischenraume des puritanischen Fanatismus, der ungefähr ein Menschenalter nach ihm eintrat und alle freie Geistesbildung verbannte, nach der Regierung Karls des Zweiten, während welcher man ihn entweder gar nicht oder sehr entstellt auf die Bühne brachte, ist sein Ruhm etwa zu Anfange des vorigen

Jahrhunderts aus dem Dunkel der Vergessenheit glänzender auf-
erstanden; er wuchs seitdem immer mit dem Fortgange der Zei-
ten und wird auch in den folgenden Jahrhunderten, dies sage ich
mit größter Zuversicht voraus, fortfahren gewaltig anzuwach-
sen, wie eine von den Alpen herunterrollende Schneelawine. Als
eine bedeutende Ausbreitung seines Ruhmes dürfen wir wohl
die enthusiastische Aneignung wie eines, obgleich in der Frem-
de geboren, Landsmannes anrechnen, womit er in Deutschland
aufgenommen worden ist, seit man ihn kennt. Für das südliche
Europa bleibt vielleicht die Sprache und die Unmöglichkeit ihn
treu zu übersetzen, ein unüberwindliches Hindernis der allge-
meinen Anerkennung. In England wetteiferten die größten
Schauspieler in Shakespeares Rollen, die Buchdrucker er-
schöpften sich in prächtigen Ausgaben seiner Werke, die Maler
in Darstellungen seiner Szenen. Shakespeare ist, wie dem
Dante, die hier vielleicht unentbehrliche, obwohl lästige Ehre
zuteil geworden, als ein klassischer Autor des Altertums behan-
delt zu werden. Man hat die ältesten Ausgaben sorgfältig ver-
glichen und wo die Lesarten verderbt schienen, mancherlei
Verbesserungen versucht; man hat eine ganze vergessene Lite-
ratur aus jener Zeit aufgestöbert, um etwas zur Erklärung von
Shakespeares Ausdrücken und Anspielungen Dienliches darin
zu finden. Der Ausleger sind so viele aufeinander gefolgt, daß
ihre Arbeiten nebst den kritischen Streitigkeiten, Widerlegun-
gen, Rechtfertigungen usw., eine nicht unbeträchtliche Biblio-
thek ausmachen. Diese Bemühungen sind Lobes und Dankes
wert; vorzüglich die historischen Untersuchungen über die
Quellen, woraus Shakespeare seine Stoffe geschöpft, über die
damalige Verfassung der Schaubühne und dergleichen mehr.
Allein schon in Hinsicht auf die bloß philologische Kritik kann
ich häufig nicht gleicher Meinung mit den Kommentatoren sein.
Wo sie es aber vollends unternehmen, über den Dichter als sol-
chen zu reden, ihn zu beurteilen, zu meistern, da muß ich mich
gänzlich von ihnen trennen. Fast nirgends finde ich das Rechte,
geschweige das Erschöpfende gesagt, und diese Kritiker schei-

nen mir nur stammelnde Dolmetscher jener allgemeinen an Vergötterung grenzenden Bewunderung ihrer Landsleute zu sein. Es mag in England auch Leute geben, die ebenso denken; wenigstens hat ein satirischer Dichter den Shakespeare im Verhältnis zu seinen Auslegern als den Aktäon⁶ geschildert, der von seinen eignen Hunden zu Tode gehetzt wird, und indem er in Ausführung dieses Bildes den Ovid⁷ parodiert, eine der Frauen, die über den großen Dichter geschrieben, als die kläffende Lycisca⁸ bezeichnet.

Wir wollen zuvörderst einige falsche Ansichten wegräumen, um die Stätte für unsre Huldigung zu reinigen und uns ihr alsdann umso freier hingeben zu können.

Nach allen Stimmen zu urteilen, die von dorthen noch zu uns herüberhallen, wußten die Zeitgenossen Shakespeares gar wohl, was sie an ihm hatten; sie fühlten und verstanden ihn besser als die meisten, die späterhin sich haben vernehmen lassen. Eins von den Lobgedichten, womit man damals die Herausgabe eines Schriftstellers zu begleiten pflegte, und noch dazu von einem Ungenannten, gehört zu dem schönsten und treffendsten, was je über den Dichter gesagt worden (Es fängt an mit den Worten: *A mind reflecting ages past*, und ist unterzeichnet: *J. M. S.*⁹). Indessen kam schon frühzeitig die Vorstellung in Gang, Shakespeare sei ein rohes Genie gewesen und habe blindlings unzusammenhängende Dichtungen auf gut Glück hingeschüttet. Ben Jonson¹⁰, ein jüngerer Zeitgenosse und Nebenbuhler Shakespeares, der im Schweiß seines Angesichts, aber mit geringem Erfolg das englische Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten zu bilden strebte, meinte, er habe nicht genug ausgestrichen und weil er wenig Schulgelehrsamkeit besessen, verdanke er der Natur mehr als der Kunst. Auch der gelehrte und zuweilen etwas pedantische Milton¹¹ stimmt in diesen Ton ein, wenn er sagt: „Unser süßer Shakespeare, das Kind der Phantasie, wirbelt seine angebornen wilden Waldgesänge.“¹² Doch gereicht es ihm zur Ehre, Shakespeares Süßigkeit, die verkannteste unter seinen Eigenschaften, empfunden zu haben. Die

neueren Herausgeber, sowohl in ihren Vorreden, die jedoch als rhetorische Übungen im Lobpreisen des Dichters gemeint sind, als in ihren einzelnen Bemerkungen, gehen viel weiter. Nicht nur geben sie die Regellosigkeit seiner Stücke nach gar nicht auf sie anwendbaren Grundsätze zu, sondern sie beschuldigen ihn des Bombastes, einer verworrenen, ungrammatischen, witzelnden Schreibart und der verkehrtesten Possenreißerei. Pope¹³ behauptet, er habe gewiß besser, aber vielleicht auch schlechter, als irgendein anderer, geschrieben. Alle Auftritte und Stellen, die seinem kleinlichen Geschmacke nicht zusagten, wollte er auf die Rechnung verfälschender Schauspieler setzen und war auf dem besten Wege, wenn man ihn gehört hätte, uns einen schmähsch verstückelten Shakespeare zu beschenken. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Ausländer, die Deutschen der neuesten Zeit ausgenommen, solche Urteile nach ihrer Unkenntnis übertreiben. Sie reden von Shakespeares Schauspielen als abenteuerlichen Ungeheuern, die nur in einer wüsten, barbarischen Zeit von einem beinahe verbrannten Gehirn ans Licht gefördert werden mochten; und Voltaire¹⁴ schlägt dem Fasse den Boden ein, indem er sich erdreistet zu sagen, *Hamlet*, das tief sinnige Meisterwerk des philosophischen Dichters, „scheine von einem besoffenen Wilden herzurühren“. Daß Ausländer, besonders Franzosen, die oft von der Vorzeit und dem sogenannten Mittelalter so wunderlich sprechen, als ob erst durch Ludwig den Vierzehnten¹⁵ die Menschenfresserei in Europa wäre abgestellt worden, sich die Meinung von Shakespeares barbarischem Zeitalter eingeschwatzt, möchte hingehen; aber daß die Engländer sich eine solche Verleumdung jener glorreichen Epoche ihrer Geschichte, worin der Grund zu ihrer jetzigen Größe gelegt worden, gefallen lassen, ist mir unbegreiflich. Shakespeare blühte und schrieb in der letzten Hälfte der Regierung der Elisabeth¹⁶ und in der ersten König Jakob des Ersten,¹⁷ also unter gelehrten und die Wissenschaft ehrenden Monarchen. Die Politik des neueren Europa, die dessen Länder in mannigfaltige Wechselberührung setzte, hat schon ein Jahrhundert früher ihren Anfang

genommen. Die Sache der Protestanten war in England sogleich mit Elisabeths Thronbesteigung entschieden; also kann nicht einmal die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter als Beweis der herrschenden Finsternis angeführt werden. Der Eifer für das Studium der Alten war so lebhaft erwacht, daß sogar Frauen am Hofe, und die Königin selbst, mit der lateinischen und griechischen Sprache vertraut waren und es wenigstens in der ersten bis zur Fertigkeit im Sprechen gebracht hatten: eine Kenntnis, die man jetzt an den europäischen Höfen gewiß vergeblich suchen würde. Handel und Schifffahrt, welche die Engländer schon nach allen vier Weltteilen trieben, machten sie mit den Sitten und geistigen Hervorbringungen anderer Nationen bekannt, und sie waren damals, wie es scheint, gegen fremde Sitten gastfreier als jetzt. Italien hatte ungefähr alles, was seine Literatur auszeichnet, schon gehabt, und man übersetzte in England fleißig aus dem Italienischen, sogar mit Glück in Versen. Auch mit der spanischen Literatur war man nicht unbekannt: es läßt sich nachweisen, daß man den *Don Quixote*¹⁸ kurz nach seiner Erscheinung in England gelesen habe. Bacon¹⁹, der Stifter der neueren Experimentalphysik, und von dem man sagen kann, daß er, was von der herrschenden Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts noch diesen Namen verdient, in seiner Tasche hatte, war ein Zeitgenosse Shakespeares. Er wurde zwar erst nach dessen Tode durch Schriften berühmt: aber welche Begriffe mußten im Umlauf sein, damit ein solcher Denker aufstehen konnte! Manche Fächer des menschlichen Wissens sind seitdem mehr angebaut worden, nur gerade diejenigen, welche für die Poesie ganz unersprießlich sind: mit Chemie, mit Mechanik, mit Manufakturen, mit Land- und Staatswirtschaft macht man keine Gedichte. Ich habe an einem andern Ort die Anmaßungen der heutigen sich so nennenden Aufklärung, die auf alle früheren Zeitalter verächtlich herabsieht, geprüft; ich habe gezeigt, wie im Grunde nur alles kleinlich, flach und haltungslos geworden. Der Hochmut auf die, wie man wähnte, nunmehr mündig gewordene menschliche Vernunft ist schmachlich zu Falle gekommen,

und was diese Pädagogen des Menschengeschlechts gebaut haben, ist wie Kartenhäuser zusammengestürzt.

Was nun den Ton der damaligen Geselligkeit insbesondere betrifft, so muß man wohl unterscheiden zwischen Bildung und Abgeschliffenheit. Die letzte, welche origineller Wechselmitteilung ganz und gar ein Ende macht und alles unter die fade Einförmigkeit gewisser Formeln zwingt, war dem Zeitalter Shakespeares allerdings fremd, wie sie es größtenteils noch dem heutigen England ist. Es war gesunde Kraftfülle vorhanden, die sich keck und oft mutwillig kundgab. Der ritterliche Geist war noch nicht erloschen, und eine Königin, die weit mehr für ihr Geschlecht als für ihre Würde Huldigung begehrte und die durch ihre Entschlossenheit, Klugheit und große Gesinnung in der Tat Begeisterung einflößen konnte, entflamte diesen Geist zu edler Ruhmbegierde. Auch Reste der Feudalunabhängigkeit gab es noch: der Adel hielt auf Pracht in den Kleidertrachten und zahlreiches Gefolge, so daß jeder große Herr fast einen kleinen Hof um sich hatte. Überhaupt war der Unterschied der Stände stark bezeichnet, und dies ist für den dramatischen Dichter sehr erwünscht. Im Gespräch liebte man rasche unerwartete Erwidern, wodurch ein witziger Einfall wie ein Federball so lange hin und her geschnellt wird, bis man sich müde daran gespielt hat. Dies und den Mißbrauch der Wortspiele (für welche König Jakob selbst eine große Liebhaberei hatte, so daß man sich über die Allgemeinheit der Mode nicht wundern darf) mag man für einen falschen Geschmack halten; aber es für ein Zeichen der Rohheit und Barbarei zu nehmen, wäre ebenso, als wenn man aus dem ausschweifenden Luxus eines Volkes auf dessen Armut schließen wollte. Dergleichen witzelnde Gespräche kommen beim Shakespeare häufig vor, wo es sein Zweck mit sich bringt, den wirklichen Ton der damaligen Gesellschaft zu schildern; es folgt daraus gar nicht, daß er sie gebilligt hätte, vielmehr scheint er selbst darüber zu spotten. Hamlet sagt bei Gelegenheit des Totengräbers „Wahrhaftig, Horatio, ich habe seit drei Jahren darauf geachtet, das Zeitalter

wird so spitzfindig, daß der Bauer dem Hofmann auf die Fersen tritt.“ Und Lorenzo im *Kaufmann von Venedig* über den Launcelot:

O heilige Vernunft, was eitle Worte!
 Der Narr hat ins Gedächtnis sich ein Heer
 Wortspiele eingepägt. Und kenn' ich doch
 Gar manchen Narrn an einer bessern Stelle,
 So aufgestutzt, der um ein spitzes Wort
 Die Sache Preis gibt.

Übrigens legt Shakespeare an tausend Stellen ein ungemein großes Gewicht auf den echten und feinen Weltton und warnt vor jedem Abwege davon, sowohl von seiten des bäuerischen Ungeschicks als der gezierten Geckerei; er gibt nicht nur die treffendsten Lehren darüber, er stellt ihn dar in allen seinen Abstufungen nach Stand, Alter und Geschlecht. Was läßt sich nun noch anführen, worauf man die Behauptung von den wüsten Sitten jener Zeit gründen könnte? Etwa die Unanständigkeiten? Gälte dieser Beweis, so müßte man auch das Zeitalter des Perikles²⁰ und des Augustus²¹ roh und ungesittet schelten, denn Aristophanes²² und Horaz²³, die doch beide für Muster der Urbanität galten, lassen es wahrlich nicht an den größten Unanständigkeiten fehlen. Das verschiedene sittliche Urteil der Völker hierüber hängt von ganz andern Ursachen ab. Es ist wahr, Shakespeare bringt uns zuweilen in anstößige Gesellschaft; andre Male läßt er Zweideutigkeiten in Gegenwart der Frauen oder gar von ihnen selbst sagen. Dies war also vermutlich ein damals nicht unerhörter Mutwille. Dem großen Haufen zu gefallen, tat er es gewiß nicht, denn in vielen seiner Stücke kommt nicht das mindeste dieser Art vor und in welcher zarten Jungfräulichkeit sind manche seiner weiblichen Rollen gehalten! Wenn man sieht was sich andre dramatische Dichter in England, zu seiner Zeit und noch viel später, erlaubten, so muß man ihn vergleichungsweise keusch und sittsam nennen. Auch dürfen wir einige Umstände in der damaligen Einrichtung des Theaters

nicht vergessen. Die weiblichen Rollen wurden nicht von Frauen, sondern von Knaben gespielt; die Zuschauerinnen gingen nicht anders als verlarvt ins Schauspiel. Unter dieser Karnevalsverkleidung mochten sie sich dann gefallen lassen, manches anzuhören, und man getraute sich, es in ihrer Gegenwart zu sagen, was sonst nicht schicklich gewesen wäre. Es ist löblich, wenn bei allem Öffentlichen, und also auch auf der Bühne, für Anständigkeit gesorgt wird, allein man kann darin auch zu weit gehen. Eine ängstliche Splitterrichterei, die in jedem dreisten Scherz eine Sünde wittert, ist ein zweideutiges Kennzeichen von Reinheit der Sitten; meistens verbirgt sich vielmehr das Bewußtsein einer verunreinigten Einbildungskraft hinter dieser Heuchelei. Die Vorsicht, nichts berühren zu lassen, was auf das sinnliche Verhältnis beider Geschlechter Bezug hat, kann auf einen Grad steigen, wo sie höchst lästig für den dramatischen Dichter wird und der Kühnheit seiner Darstellungen den größten Abbruch tut. Nach solchen Bedenklichkeiten müßten manche der schönsten Verwicklungen in Shakespeares Schauspielen, z. B. *Gleiches mit Gleichem, Ende gut Alles gut*, auch noch so schonend behandelt, für anstößig erklärt werden.

August Wilhelm Schlegel: Shakespeare und der Geist des romantischen Schauspiels [Fünfundzwanzigste Vorlesung], in: August Wilhelm Schlegel: Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 2 Tle. Teil 2. Hg. v. Edgar Lohner. Stuttgart 1967 (Kritische Schriften und Briefe 6), S. 107-119.

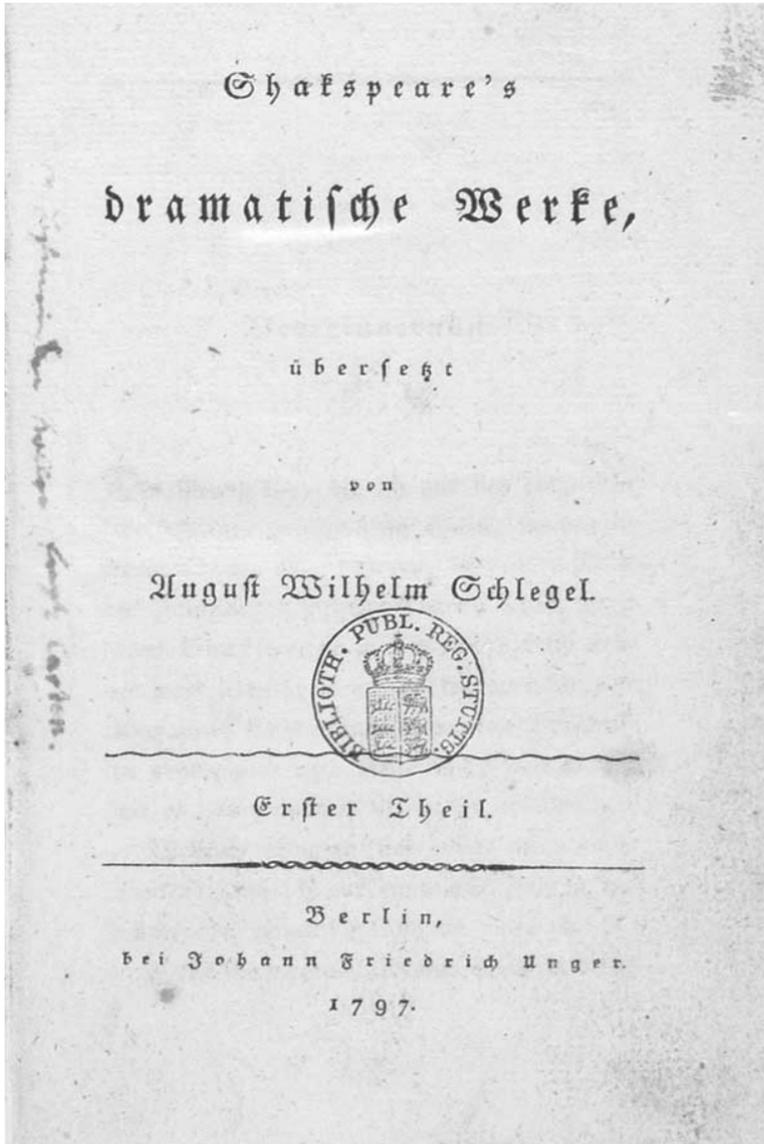


Abb. 1: Shakespeares Dramatische Werke (1797)

2. Ludwig Tieck, Wilhelm Heinrich Wackenroder: Die Ewigkeit der Kunst

Es geschieht nicht selten, daß Leute unsern Enthusiasmus dadurch zu hemmen suchen, daß sie uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge vor die Augen stellen. Vielen Gemüthern ist es eigen, daß ihre Phantasie schon unwillkürlich die Bilder von Tod und Ewigkeit erweckt, um der etwanigen Begeisterung ein bestimmtes Ziel zu setzen. Auf diese Geschicklichkeit setzen sie einen hohen Werth, und meinen, daß nur das sogenannte Unvergängliche und Unsterbliche ihrer Anbetung würdig sey.

Wenn wir die Zahl der Gestirne betrachten und erwägen, den Lauf der Zeit, die schon über so manche Vergangenheit hinübergeschritten ist, wenn wir uns dann in die bodenlose Tiefe der Ewigkeit verlieren, so erzittert der Mensch oft in sich selber, und sagt zu sich: Wie kannst Du den Preis dieser kleinen Gegenwart so hoch anschlagen, da sie sich wie ein unbemerkter Punkt in dem unermeßlichen Ocean verläuft? Was kann Deine innige Verehrung verdienen, da Du nicht sicher bist, ob nicht blinde Vergessenheit alle Deine Götter einmal verschlingt?

Wenn nun vor dem Bilde eines Helden, eines großen Künstlers unsre Seele in wollüstigen Schauern zittert, wenn wir gleichsam die ganze Welt und alle ihre Menschen in diesen Einen Moment, in diese Eine Anbetung zusammenpressen möchten, und wie das innerste Rad eines Uhrwerks allen übrigen Seelen denselben Schwung mittheilen wollten: so lächelt ein anderer oft wehmüthig und mit stiller Größe über unsern lauschenden Hymnus, und zeigt auf die tiefen Abgründe der Vergangenheit, auf die unbekannte ewige Zukunft, wir scheuen ihn wie thörichte Kinder, und er möchte uns gar zu gern wieder das Gefühl der allgemeinen Unbedeutenheit mittheilen.

Gern möchtest Du uns dadurch alles Große und Edle alltäglich machen, durch den schwarzen Schatten des Todes strebst Du allen Glanz zu verlöschen. Du bildest Dir ein, die bloße Vor-



Abb. 2: Jena und Umgebung um 1800

stellung der Vernichtung, das blinde Ungeheuer Zeit dürften über unsere höchste und reinste Liebe triumphieren, unbekanntem Götzenbildern müsse alles sich neigen, und desto furchtbarer sey die Gewalt, je räthselhafter und unverständlicher sie sey.

Wenn wir in reicher, frischer Lebensgegenwart unbefangene Blicke auf die Welt und in unser Inneres werfen, wenn wir den hohen Gang der edelsten Geister wahrnehmen und alle ihre Thaten, Gesinnungen und Kunst ganz nahe an unsern Herzen fühlen, dann erscheinen uns die Phantome trüb' und leer, die sonst unsre Phantasie gar zu leicht mit Entsetzen und Ehrfurcht erfüllen, wir empfinden es lebendigst, wie unsre Liebe ewig sey, wie kein Tod sie beschatten könne, kein Bild der Ewigkeit sie unbedeutend machen dürfe.

Wir haben uns an die Vorstellung gewöhnt, Ewigkeit nur unter dem Bilde der zukünftigen Zeit zu denken, so mit schwindelndem Blick in die ungemessene Länge künftiger Jahre hinabzuschauen, und uns den wiederkehrenden Kreislauf von Bege-

benheiten und Ereignissen dazu zu denken. Eine lange Reihe unkenntlicher Gestalten zwingt uns eine blinde Ehrfurcht ab, wir entsetzen uns vor einem trüben Bilde unsrer eignen Phantasie, wir fürchten uns vor uns selber. Ist es denn die majestätische Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergessen, daß die Gegenwart eben so gut ewig zu nennen sey, daß die Ewigkeit sich in den Umfang einer Handlung, eines Kunstwerks zurückziehn könne, nicht deswegen, weil sie unvergänglich daure, sondern weil jene groß, weil dieses vollendet ist. Statt nach außen geht hier die Ewigkeit gleichsam nach innen, in einem Fruchtkorn sieht man nicht die Entwicklung der Felder und Saaten, sondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunst ist, ist ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöscht, die Dauer ist zufällig, Zugabe; ein vollendetes Kunstwerk trägt die Ewigkeit in sich selbst, die Zeit ist ein zu grober Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehn könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. – In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemähle verbleichen, Gedichte verklingen; – aber Verse und Farben waren es auch nicht, die ihnen ihr Daseyn schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Darum ist es ein unkünstlerischer Geist, der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzende Lebensstellen wirft. Tod und Bild der zukünftigen Ewigkeit sind der wahren Kunst entgegengesetzt, sie heben sie auf und zerstören sie, denn sie schieben dem Geistigsten, in sich Fertigsten einen groben Stoff als nothwendige Bedingung unter, da die Kunst in sich keine Bedingungen kennt, und ihr Ganzes keine Theile hat.

Dergleichen Art, den Tod jedem Leben beyzumischen, ist überhaupt manierirte Poesie, es sind Striche und Linien, die innerhalb des Rahmens groß und keck scheinen mögen, die aber, neben einem andern wahrhaft großen Gemählde gesehn, verschwinden, und nur eine gewisse, bestimmte Geschicklichkeit des Meisters verrathen.

Lasset uns darum unser Leben in ein Kunstwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann schon irrdisch unsterblich sind.

Ludwig Tieck, Wilhelm Heinrich Wackenroder: Die Ewigkeit der Kunst, in: [Wilhelm Heinrich Wackenroder:] Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst. Hg. v. Ludwig Tieck. Hamburg 1799, S. 124-130.

„Angenehme Lektüre“ – Der blonde Eckbert

Die Erzählung ‚Der blonde Eckbert‘ erschien 1797 in Tiecks Sammlung der ‚Volksmärchen‘. Die als Natur-Märchen, Kunst-Märchen oder auch Märchennovelle, sogar als ‚Wahnsinns-Märchen‘ kategorisierte Erzählung stand dabei in der Nähe zur sogenannten ‚gothic novel‘ – dem zeitgenössischen Schauer-Roman. Tieck griff auf Erzählkonstrukte zurück, die der zeitgenössische Leser aus Schillers ‚Geisterseher‘ (1789) oder auch dem (Unterhaltungs-) Roman ‚Der Genius‘ (1791-1795) von Carl Grosse kannte. Allerdings ging Tieck weit über das Triviale dieser Vorbilder hinaus. Das Besondere und Neuartige besteht darin, dass das Schauerliche nicht bloß als ästhetische Inszenierung gestaltet ist. Der Text nimmt den Leser auf eine Reise zwischen Wahnvorstellung und Wirklichkeit der Figuren mit und lässt ihn lange Zeit im ungewissen darüber, wo die Geschehnisse verortet sind. Letztlich aber ist das Grauen als dämonische Bedrohung einer rationalen Realität gestaltet und aus dieser nicht herauszulösen. Der Schlüssel zu Tiecks ‚Der blonde Eckbert‘ liegt in dieser einfachen Wendung: „Das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten.“ (Text 3) Untrennbar davon wird aber auch Moralisch-Lehrhaftes in neuartiger Weise dargeboten und mit dem knappen moralischen Urteil skizziert: „Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst!“

3. Ludwig Tieck: Der blonde Eckbert

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen eingefallenen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt, man sah ihn nur selten außerhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit eben so sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben, nur klagten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschahe, so wurde ihrentwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäßigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Eckbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war, bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melankolie.

Niemand kam so häufig auf die Burg, als Philipp Walther, ein Mann, an dem sich Eckbert sehr gehängt hatte, weil er an ihm ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, die er selbst hatte. Er wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine, und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen, er lebte von einem kleinen Vermögen und war daher von Niemand abhängig. Eckbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahre entspann sich zwischen ihnen eine genauere Freundschaft.

Es giebt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimniß haben soll, was er bis dahin oft mit vieler Sorgfalt versteckt hat, die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mitzuthemen, dem Freunde auch das Innerste aufzuschließen, damit er um so mehr unser

Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des andern zurückschreckt.

Es war schon im Herbst als Eckbert an einem neblichten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha um das Feuer eines Kamines saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah finster zu den Fenstern hinein und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walther klagte über den weiten Rückweg, den er habe, und Eckbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen zuzubringen, und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schlafen. Walther ging den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit hereingebracht, das Feuer durch Holz vermehrt, und das Gespräch der Freunde ward immer heitrer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war, und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte zu ihm: Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist. – Gern, sagte Walther, und man setzte sich wieder um den Kamin.

Es war jezt grade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüberflatternden Wolken. Ihr müßt mir verzeihn, fing Bertha an, aber mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht ist, Euch etwas zu verhehlen. Nur müßt Ihr meine Erzählung für kein Märchen halten, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorfe gebohren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wusten sehr oft nicht, wo sie das Brodt hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre Armuth entzweiten, und einer dem andern dann bittere Vorwürfe machte. Sonst hört' ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges dummes Kind sei,

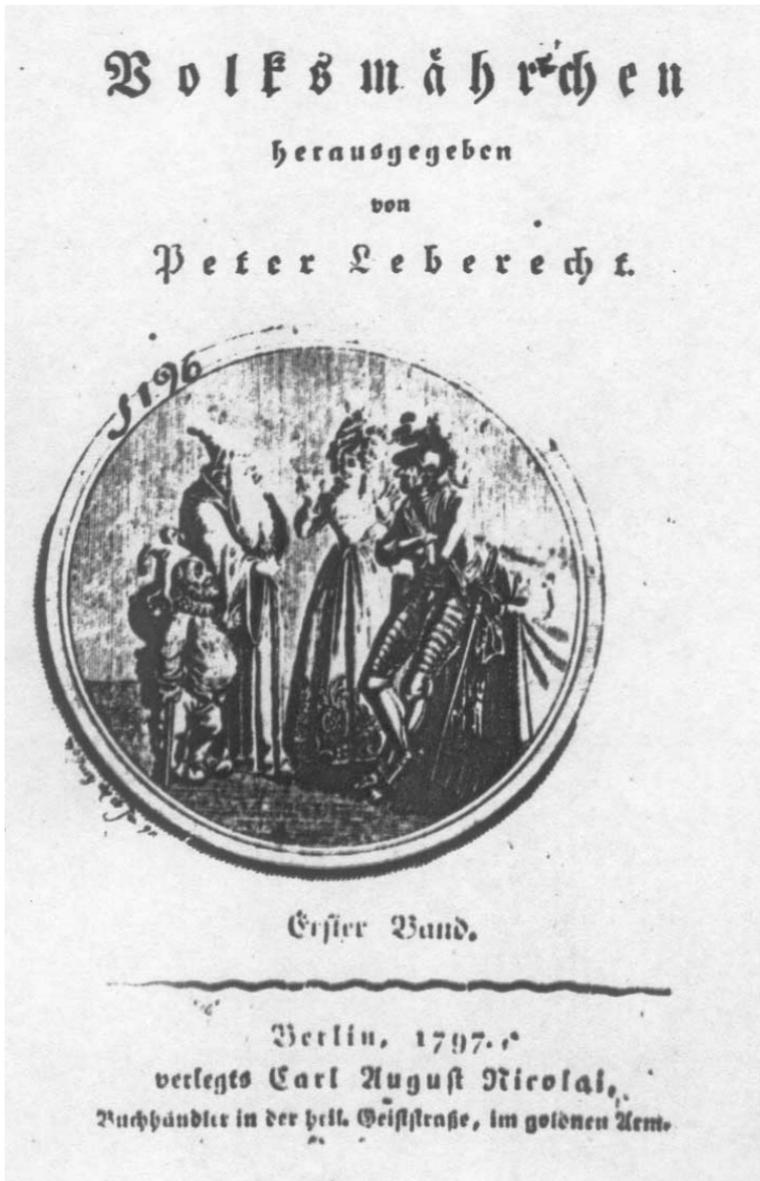


Abb. 3: Titelblatt von Ludwig Tiecks ‚Volksmärchen‘ (1797)

das nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse, und wirklich war ich äußerst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirthschaft helfen, nur die Noth meiner Eltern verstand ich außerordentlich gut. Oft saß ich dann im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben wollte, dann sah ich Geister heraufschweben, die mir unterirdische Schätze entdeckten, oder mir kleine Kiesel gaben, die sich nachher in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich dann, und wenn ich nun aufstehn mußte, um irgend etwas zu helfen, oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens²⁴ sei, er behandelte mich daher oft sehr grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas thun, oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müsiggang hinzubringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu, da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art und fügte hinzu, daß diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sei.

Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so außerordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wuste durchaus nicht, was ich anfangen sollte; ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger war, als die übrigen Kinder von meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und eröffnete fast ohne daß ich es wuste, die Thür unsrer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag fast noch gar nicht hineinschien. Ich lief immerfort, ohne mich umzusehn, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer, mein Vater würde mich noch wieder einholen, und durch meine Flucht noch grausamer gegen mich werden.

Als ich aus dem Walde wieder heraustrat, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich sah jezt etwas dunkles vor mir liegen, auf dem ein dichter Nebel lag. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich errieth nun, daß ich mich wohl in dem benachbarten Gebürge befinden müsse, und ich fing an, mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehn, und das bloße Wort Gebürge, wenn ich davon hatte reden hören, hatte meinem kindischen Ohre äußerst fürchterlich geklungen. Ich hatte nicht das Herz zurückzugehn, sondern eben meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr, oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

Ihr vergebt mir meine Weitschweifigkeit; so oft ich von dieser Geschichte spreche, werde ich wider Willen geschwätzig, und Eckbert, der einzige Mensch dem ich sie erzählt habe, hat mich durch seine Aufmerksamkeit verwöhnt.

Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jezt Hunger und Durst empfand, ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt ward. – So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fußsteig gerieth, der mich von der großen Straße immer mehr entfernte. Die Felsen um mich her gewannen jezt eine andre, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen die auf einander gepackt waren, und das Ansehn hatten, als wenn sie der erste Windstoß durch-

einander werfen würde. Ich wuste nicht, ob ich weiter gehn sollte. Ich hatte des Nachts immer im Walde geschlafen, denn es war grade zur schönsten Jahreszeit, oder in abgelegnen Schäferhütten; hier traf ich aber gar keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuthen in dieser Wildniß auf eine zu stoßen, die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindlichten Abgründen vorbeigehn, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füßen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Mooßstelle aus, um dort zu ruhn. Ich konnte nicht schlafen, die Nacht hindurch hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Thiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klagte, bald für fremde Vögel. Ich betete und schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen, ich kletterte in der Hofnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken, und vielleicht Wohnungen oder Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles so, wie um mich her, so weit nur mein Auge reichte, alles war mit einem trüben Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, kein Gebüsch selbst konnte mein Auge entdecken, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in einigen Felsenritzen empor geschossen waren. Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden; wäre es auch der fremdeste, hätte ich mich auch vor ihm fürchten müssen. Zugleich empfand ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloß zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf und ging unter Thränen, unter abgebrochenen Ausrufungen den ganzen Tag hindurch, am Ende war ich mich meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben, und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jezt, das Gesause einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich endlich wirklich die Gränze der öden Felsen erreichte, Wälder und Wiesen mit fernen angenehmen Bergen lagen wieder vor mir. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies getreten wäre, die Einsamkeit, meine Hülflosigkeit schien mir nun gar nicht fürchterlich.

Statt der gehoftten Mühle, stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte, ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Flusse, als mir plötzlich war, als hörte ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden, als in diesem Augenblick, ich ging näher und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die sich auszuruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen großen Theil des Gesichts, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

Ich näherte mich ihr, und bat um ihre Hülfe, sie ließ mich neben sich niedersetzen und gab mir Brod und etwas Wein. Indem ich aß, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstock ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht, worüber ich im Anfange lachen muste. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraustraten, ging die Sonne grade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen. In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Schein, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah

aus wie ein aufgeschlossenes Paradies, und die Abendglocken der Dörfer tönent seltsam wehmüthig über die Flur hin. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahnung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldnen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein kleines Thal voller Birken, mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an, und wedelte, dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten und kehrte dann mit freundlichen Gebärden zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinunter gingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel; es sang also:

Waldeinsamkeit
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ewger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt; wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schallmeyer durcheinander spielen.

Meine Neugier war außerordentlich gespannt; ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher standen auf einem Wandschranke, fremdartige Gefäße auf einem Tische, in einem kleinen glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. – Die Alte keichte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinen gewöhnlichen Worten Antwort gab: übrigens that sie gar nicht,

als wenn ich zugegen wäre. Indem ich sie so betrachtete, überließ mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ewigen verzerrten Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopfe schüttelte, so daß man gar nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehn war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug das Abendessen auf. Jezt sah sie sich nach mir um und hieß mir einen von den geflochtenen Rohrstühlen zu nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände und betete laut, indem sie immer ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in Acht, um sie nicht boshaft zu machen.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer ganz kleinen Kammer ein Bette an; sie schlief in der Stube. Ich wachte nicht lange, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wacht' ich einigemal auf, und denn hörte ich die Alte husten und mit dem Hunde sprechen und den Vogel dazwischen, der im Traum zu seyn schien und immer nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Birken, die dicht vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß es mir immer gar nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiel ich nur in einen andern noch seltsamern Traum.

Am Morgen weckte mich die Alte, und wies mich bald nachher zur Arbeit an, ich mußte nemlich spinnen, und ich lernte es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich bald in die Wirthschaft finden, und alle Gegenstände umher wurden mir bekannt; nun war mir, als müßte alles so seyn, ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas seltsames an sich habe, daß die Wohnung etwas abentheuerlich liege, und daß an dem Vogel etwas Außerordentliches²⁵ sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Roth wechselte an ihm, und wenn er

sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft ging die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hunde entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich begriff es bald, und es ward nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jezt immer seltsam, von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich, den sonst nur längst gekannte Freunde hervorbringen. Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte überhaupt ohngefähr zwölf Jahr alt sehn, als sie mir endlich mehr vertraute, und mir ein Geheimniß entdeckte. Der Vogel legte nemlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie heimlich in dem Käfige wirthschafte, ich hatte mich aber nie darum genau bekümmert. Sie trug mir jezt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen und in die fremdartigen Gefäße wohl zu verwahren. Sie ließ mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen, Monathe; mein Rädchen schnurte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang und dabei war alles so still in der Gegend umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwind, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden und sang und arbeitete mich von einem Tage zum andern hinüber. – Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungesehn sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen; wenn von launigen Menschen die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen, wie den kleinen Spitz, prächtige Frauenzimmer sahen immer wie der Vogel aus, alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte. – Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen, und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortrefflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wieder liebte; dann sagte ich lange rührende Reden in Gedanken her, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu gewinnen. – Ihr lächelt, wir sind jetzt alle über diese Zeit der Jugend hinüber.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn dann war ich selbst die Gebieterin²⁶ im Hause. Der Hund liebte mich sehr, und that alles was ich wollte, der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Rädchen drehte sich immer munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurückkam, lobte sie immer meine Aufmerksamkeit, sie sagte, daß ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über meinen Wachsthum und mein gesundes Aussehn, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um.

Du bist brav, mein Kind! sagte sie einst zu mir, mit einem schnarrenden Tone; wenn Du so fortfährst, wird es Dir auch immer gut gehn: aber nie gedeiht es, wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach, wenn auch noch so spät. – Indem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen sehr lebhaft; aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen. Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichthümern gelesen, und am Ende fiel mir ein,

daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares seyn könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

Ich war jezt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekömmt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nemlich wohl, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andre Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rade saß, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlohr mich so darinn, daß ich mich schon geputzt sah und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich dann so verlohren hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufsah, und mich in der kleinen engen Wohnung antraf. Wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mich.

An einem Tage ging meine Wirthin wieder fort, und sagte mir, daß sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben würde, ich solle ja auf alles ordentlich Acht geben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wiedersehn. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beängstigt war, es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn.

Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Ämsigkeit gepflegt, sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen, und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir enge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig; es war ein seltsamer Kampf

in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In dem einen Augenblick kam mir die ruhige Einsamkeit²⁷ so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt, mit allen ihren wunderbaren Mannigfaltigkeiten.

Ich wußte nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich freundlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten: ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich nahm also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest, und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefäßen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen ließ ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaustrat, der Hund strengte sich sehr an mir nachzukommen, aber er mußte zurückbleiben.

Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen, sondern ging nach der entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einigemal zu singen anfangen, aber da er getragen ward, mußte es ihm unbequem seyn.

So wie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht etwas Neues zu sehn, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward, und ich in einem Dorfe einkehren mußte. Ich war sehr blöde, als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bette an, ich schlief ziemlich ruhig, nur daß ich von der Alten träumte, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich einförmig, aber je weiter ich ging, je mehr ängstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem

kleinen Hunde; ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern müsse, im Walde glaubt' ich oft, die Alte würde mir plötzlich entgegentreten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte, und den Käfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt' ich jezt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige, ich wünschte mich wieder in derselben Lage zu seyn.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft, und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wundersam zu Muthe, ich erschrack und wußte nicht worüber; aber bald erkannt' ich mich, denn es war dasselbe Dorf, in welchem ich geboren war. Wie ward ich überrascht! wie liefen mir vor Freude, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Thränen von den Wangen! Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andre die man damals erst errichtet hatte, waren jezt in einem baufälligen Zustande, ich traf auf Brandstellen; alles war weit kleiner, gedrängter als ich erwartet hatte. Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so manchen Jahren wieder zu sehen; ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Thür war noch ganz so wie damals, es war mir als hätte ich sie nur gestern erst angelehnt, mein Herz klopfte ungestüm, ich öffnete sie hastig, – aber ganz fremde Gesichter saßen in der Stube umher und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sei schon seit drey Jahren mit seiner Frau gestorben. – Ich trat schnell zurück, und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichthume zu überraschen, durch den seltsamsten Zufall war das nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte, – und jezt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir

freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehoft hatte, war für mich auf ewig verlohren.

In einer angenehmen Stadt miethete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten, und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermuthet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt' ich im Ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen, ich erschreck daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfang, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang:

Waldeinsamkeit
Wie liegst du weit!
O Dir gereut
Einst mit der Zeit.
Ach einzge Freud
Waldeinsamkeit!

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlt' ich, daß ich Unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels ordentlich zuwider, er sah immer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich, ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und faßte seinen Hals, herzhaft drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben. – Ich begrub ihn im Garten.

Jezt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterin an, ich dachte an mich selbst zurück und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne. – Schon lange kann' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand, – und hiermit Herr Walther ist meine Geschichte geendigt. –

Ihr hättet sie damals sehn sollen, fiel Eckbert hastig ein – ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre Schönheit, und welch einen unbe-

greiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz unbeschreiblich. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand, wir zogen hieher, und unsre Verbindung hat uns bis jezt noch keinen Augenblick gereut. –

Aber über mein Schwatzen, fing Bertha wieder an, ist es schon tief in die Nacht geworden, – wir wollen uns schlafen legen!

Sie stand auf und ging nach ihrer Kammer, Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute Nacht, und sagte: Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen *Strohmi* füttert. – Ohne zu antworten ging sie hinein.

Auch Walther legte sich schlafen, nur Eckbert ging noch unruhig im Saale auf und ab. – Ist der Mensch nicht ein Thor? fing er endlich an; ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau ihre Geschichte erzählt, und jezt gereut mich diese Vertraulichkeit! – Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelgesteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen und sich verstellen?

Es fiel ihm ein, daß Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen wackern Freund vor, und konnte doch nicht davon zurückkehren. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum, und schlief nur wenig.

Bertha war krank, und konnte nicht zum Frühstück erscheinen, Walther schien sich nicht viel darum zu kümmern, und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen, er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abende besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert ward durch dieses Betragen im äußersten Grade gepeinigt, er ließ sich zwar gegen Bertha und Walther nichts davon merken, aber jeder muste doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahr werden.

Mit Bertha's Krankheit ward es immer bedenklicher, der Arzt schüttelte den Kopf, die Röthe von ihren Wangen war verschwunden und ihre Augen wurden immer glühender. – An einem Morgen ließ sie ihren Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mußten sich entfernen.

Lieber Mann, fing sie an, ich muß Dir etwas entdecken, daß mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch scheinen mag. – Du wirst Dich erinnern, daß ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Geschichte sprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit dem ich so lange umging. – An jenem Abende sagte Walther beim Abschiede plötzlich zu mir: Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen *Strohmi* füttert. – Ist das Zufall? Hat er den Nahmen errathen, oder hat er ihn mit Vorsatz genannt? Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksale zusammen? – Zuweilen ist es mir eingefallen, ich bilde mir diesen Zufall nur ein, aber es ist gewiß, nur zu gewiß. Ein gewaltiges Entsetzen befiel mich, als mich ein fremder Mensch so auf meine Erinnerungen half. – Was sagst Du, Eckbert?

Eckbert sah seine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er schwieg, und dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verließ sie. – In einem abgelegenen Gemache ging Eckbert in einer unbeschreiblichen Unruhe auf und ab, Walther war seit vielen Jahren sein einzger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jezt der einzige in der Welt, dessen Daseyn ihn drückte und peinigte. Es schien ihm, als würde ihm froh und leicht seyn, wenn nur dieser einzige

Mensch aus dem Wege geschafft wäre. – Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehn.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmuth. Plötzlich sah er sich in der Ferne etwas bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen was er that, legte er an, Walther sah sich um und drohte mit einer stummen Gebehrde, aber indem flog der Bolzen fort und Walther stürzte nieder.

Eckbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauer nach seiner Burg zurück; er hatte einen großen Weg zu machen, denn er hatte sich weit hinein in die Wälder verirrt. – Als er ankam, war Bertha schon gestorben, sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Eckbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit, er war schon sonst immer etwas schwermüthig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin etwas beunruhigte, er hatte immer schon einen unglücklichen Vorfall befürchtet, der sich ereignen könnte: aber jetzt war er ganz mit sich selber zerfallen. Die Ermordung seines Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter wenigen innern Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten großen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen Freund, die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walther zurückdachte, so erschreck er schon vor dem Worte Freund; er war überzeugt, daß es ihm nothwendig mit allen seinen Freunden unglücklich gehn müsse. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beide so plötzlich dahingerafft, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Märchen, als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein Ritter, *Hugo von Wolfsberg*, hing sich an den stillen betrübten Eckbert, er schien eine wahrhafte Zuneigung gegen ihn zu

empfinden. Eckbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermuthet hatte. Beide waren nun häufig zusammen, der Fremde erzeugte Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen beide unzertrennlich von einander zu seyn.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß ihn Hugo nur aus einem Irthume liebe; er kannte ihn nicht, er wuste seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzutheilen, damit er versichert seyn könne, in wie fern jener Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht, verabscheuet zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch könnte ihn seiner Achtung würdigen, der ihn nur etwas näher kenne. Aber er konnte sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spazierritt, entdeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte, und sagte ihm, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt und suchte ihn zu trösten, Eckbert folgte ihm mit leichtern Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammniß zu seyn, grade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Minen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm sprach, daß er mit den Anwesenden viel redete, und seiner gar nicht zu achten schien. Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der immer sich als den Gegner Eckberts gezeigt, und sich oft nach seinem Reichthum, nach seiner Frau, auf eine eigne Art erkundigt hatte; zu diesem ging jezt Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie beständig nach Eckbert hinsah. Dieser sah jezt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verrathen, und eine schreckliche Wuth bemeisterte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Kopf,

alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohlbekannte Gestalt, er sah noch immer hin, und ward überzeugt, daß Niemand als *Walther* mit dem Alten spreche. – Sein Entsetzen war unbeschreiblich, außer sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm Stand, er eilte von entsetzlichen Vorstellungen zu noch entsetzlicheren, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft fiel er auf den Gedanken, daß er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildungskraft alles erschaffe, dann erinnerte er sich wieder der Züge *Walthers*, und alles ward ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloß eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vorzusetzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig die vor ihm lagen. Als er mit seinem Pferde einige Tage durchtrabt hatte, sah er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgends ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er auf einen alten Bauer, der ihm einen Ausweg, einem Wasserfall vorüber zeigte: er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus. – Was gilts? sagte *Eckbert* zu sich selber, ich könnte mir wieder einbilden, daß dies Niemand anders als *Walther* sei, – und indem sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als *Walther*. – *Eckbert* spornte sein Roß, so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft unter ihm zusammenstürzte. – Unbekümmert setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan, es war, als wenn er ein nahes muntres Bellen hörte, Birken säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehn, er konnte sich nicht aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt träume oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe, das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krumgebückte Alte schlich hustend mit einer Krücke den Hügel heran. – Bringst Du meinen Vogel? meine Perlen? Meinen Hund? schrie sie ihm entgegen. Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst. Niemand als ich war Dein Freund Walther, Dein Hugo –

Gott im Himmel! sagte Eckbert stille vor sich hin, – in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich denn mein Leben hingebracht! –

Und Bertha war Deine Schwester.

Eckbert fiel zu Boden.

Warum verließ sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehn ließ, die Tochter Deines Vaters.

Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet? rief Eckbert aus.

Weil Du in früher Jugend Deinen Vater einst davon erzählen hörtest: er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehn lassen, denn sie war von einem andern Weibe. –

Eckbert lag wahnsinnig in den letzten Zügen; dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen.

Ludwig Tieck: *Der blonde Eckbert*, in: [Ludwig Tieck:] *Peter Leberechts Volksmärchen*. Berlin 1797, Bd. 1, S. 191-242.

4. August Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck, 11. Dezember 1797

Jena, den 11ten December [1797]. Es ist schön, daß unsre Briefe einander auf halbem Wege entgegen gekommen sind. Die Correspondenz ist also nun förmlich eingerichtet, bis zur persönlichen Bekanntschaft, auf die ich mich lebhaft freue. Haben Sie Dank für die übersandten Volksmärchen, sie haben mir eine sehr angenehme Lectüre gewährt, es verdriest mich nun noch mehr, daß sie ein Anderer, wie mir dünkt, nicht mit sonderlicher Einsicht, beurtheilt hat, und ich sinne darauf, wie diese Versäumniß wieder gut zu machen wäre. Ihr Don Quixote soll mir gewiß nicht entgehen; ich bin überzeugt, daß es Ihnen sehr damit gelingen wird, da Sie die darstellende Prosa so in Ihrer Gewalt haben. Der Don Quixote ist vielleicht unter allen Romanen vor W. Meister derjenige, der am meisten von dem epischen Numerus hat, worüber ich in der Beurtheilung von Hermann und Dorothea einiges gesagt. Die vielen spanischen Participien werden Ihnen einige Noth machen – ich denke, sie müssen in den meisten Fällen in direkte Sätze aufgelöst werden, so daß ungefähr eine so leichte Wortfolge und Structur, wie im Wilhelm Meister, bey gleicher Fülle, heraus käme.

Ihr Prolog unter den Volksmärchen ist ein allerliebster Einfall, und voll von allerliebsten Einfällen. In dem blonden Eckbert fand ich ganz die Erzählungsweise Göthe's in seinem Märchen, im Wilhelm Meister u.s.w. Sie haben sich diesen reizenden Überfluß bey gleicher Klarheit und Mäßigung auf eine Art angeeignet, die nicht bloß ein tiefes und glückliches Studium, sondern ursprüngliche Verwandtschaft der Geister verräth. So auch mit den Liedern. Man hätte mich mit einigen davon täuschen kön-

nen, sie wären von Göthe. Seltener glaubte ich darin einen von den zerstreuten Zauberklängen in *Shakspeares* Liedern zu hören. Überhaupt würde man, wie mir dünkt, Ihre innige Vertrautheit mit diesem Dichter weniger vermuthen. Vielleicht kommt es nur daher, weil Sie noch nichts in *Shakspeares* Form dramatisirt haben. Ein romantisch-komisches Schauspiel, der ernsthafte Theil in fünffüßigen Jamben, auch wohl mit untermischten Reimen, nur der komische Dialog in Prosa, das müßte Ihnen herrlich gelingen. Ich glaube, Sie müssen bey Ihren nächsten Dichtungen hauptsächlich darauf achten, Ihre Kraft zu einer recht entschiedenen Wirkung zu konzentriren, und vielleicht ist selbst die äußere Schwierigkeit hiezu ein Mittel. –

Den Lovell lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der Volksmärchen noch ein großer Schritt zu seyn. Im *Berneck* und der *schönen Magelone* finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der *Magelone* wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z.B. den Traum S. 185, 186 könnte Göthe eben so geschrieben haben.

Sie verzeihen, theuerster Freund, daß ich Ihnen mein Urtheil so unbefangen sage, als ob wir schon Jahre lang mit einander umgegangen wären. Lassen Sie mich doch auch einmal Ihre Meynung über meine Gedichte im Almanach erfahren, wenn es Ihnen nicht mühselig ist, und Sie es in der Kürze können.

Auf Ihre Briefe über *Shakspeare* bin ich sehr begierig. Wie sind Sie mit meinem Aufsätze über *Romeo* zufrieden gewesen? Ich hoffe, Sie werden in Ihrer Schrift unter anderm beweisen, *Shakspeare* sey kein Engländer gewesen. Wie kam er nur unter die frostigen, stupiden Seelen auf dieser brutalen Insel? Freylich müssen sie damals noch mehr menschliches Gefühl und Dichtersinn gehabt haben, als jetzt. Ihre beyden Conjecturen²⁸ im *Sturm* leuchten mir sehr ein – doch weiß ich nicht, ob ich sie in

die Übersetzung aufnehmen darf – es würde eine Note fordern, und ich mache keine Noten. – Die Englischen Kritiker verstehen sich gar nicht auf *Shakspeare* – ich will Ihnen ein Beyspiel einer schlechten Conjectur von Malone geben, der doch sonst für den besten gilt, und auch, wo es bloß auf das diplomatische Vergleichen und Auftreiben veralteter Redensarten ankömmt, wirklich ist. Die Stelle ist in *What you will* in meiner Übersetzung S. 197.

She took the ring of me: I'll none of it. Hier will Malone²⁹ nach *me* ein Fragezeichen setzen: Sie sollte den Ring von mir genommen haben? Der dumme Mensch kann nämlich nicht begreifen, daß Viola Gegenwart des Geistes genug hat, um in Olivia's Erfindung hinein zu gehn, und sie nicht gegen den Malvolio Lügen zu strafen. – So ist im *Romeo* eine Stelle, über die sich Johnson den Kopf zerbricht, obgleich nichts leichter zu verstehn ist. Es wäre rühmlich für unsre Nation, wenn wir einmal eine *kritische Ausgabe* des Englischen *Shakspeare* bekämen, welche den in England erschienenen vorzuziehen wäre. Nicht selten wünschte ich Sie über einzelne Stellen *Shakspeares* befragen zu können, ob Sie sie eben so wie ich verstehen.

Leben Sie recht wohl.

Ihr ergebenster / A. W. Schlegel.

August Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck, 11. Dezember 1797, in: H. Lüdeke (Hg.): Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe mit Einleitung und Anmerkungen. Frankfurt am Main 1930, S. 33-35.

5. August Wilhelm Schlegel: Zu Tiecks ‚Volksmärchen‘

Wer also einiges Bedürfniß für alle diese Dinge hat, wird sich gern von jener materiellen Masse, jener breiten Natürlichkeit,

zu luftigeren Bildungen der Fantasie wenden, die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Musik zarter Regungen anklingen lassen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darstellung sehr erquickend entgegen kommen, die, wenn sie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen ist, doch in der milden Temperatur eines künstlerischen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatisirten, theils erzählten *Volksmärchen* von *Tieck* unter dem Namen *Peter Leberecht*,³⁰ sind von dieser Art: doch scheinen sie bis jetzt nicht mit der Aufmerksamkeit bewillkommt worden zu seyn, auf die eine so gefällige Erscheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung suchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derselben ihre Unabhängigkeit so selten zu behaupten wissen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht untersuchen. Allein gewiß ist es, daß vieles, was für Poesie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz anders sein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben gesehen; andre und mitunter berühmte Männer sind in dem Falle, daß die Lüsterheit bey ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht ist, ohne welches sie sich gar nicht getrauen es schmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fließt, hinter dem Dichterlande vorbey, um die Äcker der Pädagogik und Aszetik zu wässern. Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröberem Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit misverstanden werden. Und in der That ist es auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter diesen Volksmärchen vorzüglich den *gestiefelten Kater*³¹ mehr in Umlauf gebracht, und nach dem Maße des gegebenen Ärgernisses ihm Leser und Tadler verschafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige Deutsche Theater sammt allem Zubehör

aufs Theater zu bringen, ist wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodisch, deklamatorisch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, sie ist durchaus muthwillig und possenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfasser verloren: er wird sich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder³² ungestraft antasten zu dürfen? Besonders, da er es mit den Schildbürgerern durch seine *Geschichtschronik* derselben unheilbar verdorben hat,³³ und wie ein Korsar kecklich in die Häfen dieser angesehenen Nazion eingelaufen ist, die durch ihr Schutz- und Trutzbündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philistern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm schon einzutränken wissen, und den Spaß auf eine Art verstehn, daß es ihm vergehn soll, welchen zu machen. Eher möchte der *Prolog* zu einem Schauspiel, das niemals aufgeführt wird, vor der Polizey der Ernsthaftigkeit durchschlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterwesen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht allen klar werden, weil sie in dem theologischphilosophischen Vorspiele selbst zu eifrig mitagiren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel spekulirt wird, so ist er eine lieberale Person, die gern jedes in seiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in seinem Namen empfindlich werden, daß man ihren Verkündigungen über ihn den Schwäbischen Dialekt aufrückt.

Dieß sind ungefähr die Schalkheiten, die sich unter dem ehrsamem Titel Volksmärchen (Böcke unter den Schafen) einge-drängt haben. Kann ihnen die unbesonnene Leichtigkeit, womit sie in die Welt gesprungen sind, keine Verzeihung auswirken; scheinen sie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, so wird man sie wenigstens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt sind, vergessen. Man erkennt in allen dieselbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter bestrebt sich vielmehr überall den Ton des Gegenstandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der

Sicherheit einer unabsichtlichen Richtung. Deswegen konnte er aus der *Geschichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern*,³⁴ nichts anders machen wollen als einen poetischen Holzschnitt. Die genaue Beobachtung der Perspektive muß man einem solchen schon erlassen; aber in den eckichten und groben Umrissen dieser kolossalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Charakter seyn, als in der Kritik eines Kunstrichters, der sie unnatürlich und charakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwissenheit und dem Aberwitz zuschreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweist. Man sollte sich doch hüten, in einem prosaischen Zeitalter ehrliche alte Volkssagen so schnöde anzulassen, denen es, wie unförmlich sie auch sonst seyn mögen, schwerlich ganz an poetischer Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden solcher Märlein ist der Feenpallast des göttlichen Meisters Ariosto³⁵ erbaut; und es könnte schon deswegen anziehend seyn, sie in ihrer ursprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu sehen, um damit die welschen Umbildungen eines hellen und feinen Verstandes zu vergleichen. Der jüngste und gewaltigste unter den Heymonskindern, Reynold, ist Ariosto's Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und sein Pferd Bayart, das in der Geschichte eine so große Rolle spielt, und zuletzt der Aussöhnung seines Herrn mit Kaiser Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachsenen, welche sich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung kosten wird, wie der Hund Argos bey dem Homer³⁶) ist derselbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioso³⁷ so klug, gewandt und stark erscheint. Hat dieß treffliche Roß etwa keinen Charakter, weil die Motive seiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepsychologie zergliedert worden sind? Das ist nun so die Art der Poesie, daß sie die lebendigen Kräfte hinstellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade diese und keine andre ist. Wenn nicht ein geheimer Grund

zu einem bestimmten Daseyn in ihnen läge, so wären es ja eben keine Naturen.

In der *wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence* hat sich der Erzähler eine zu schwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu lösen war. Die Anlage ist einfältig,

Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber diesen Gang der Begebenheiten sollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden schwebt, und sich ihnen nicht recht aneignen will. Jene schlichten Sitten und der reiche Ausdruck einer Schwärmerey, die alle Gegenstände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermischt, aber nicht völlig verschmelzt werden, und man fühlt das Fremdartige und die Willkühr der Zusammenstellung. Zwar die Poesie ist die gemeinschaftliche Zunge aller Zeiten, Geschlechter, Alter und Sitten; und wenn sich die innre Regung in Gesang ausathmet, findet sie in einer höhern Region die Simplizität wieder, die ihr unter dem rednerischen Bemühen, sich in der gewöhnlichen Sprache vollständig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mishelligkeit erstreckt sich also nicht auf die zahlreich eingestreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyrischen Theil der Darstellung ganz auf sie versparen, und noch mehr eine Erzählung mit Gesang (eine Gattung, von der sich eben so wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauspiele mit Gesang) daraus machen können, als schon geschehn ist, so hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt steht, fehlt es nicht an bestechenden Reizen: die Poesie geht nie so in das Blühende und Üppige über, daß nicht eine leichtere Fülle sichtbar bliebe und ihre Bilder gestaltet eine nicht bloß fruchtbare, sondern beflügelten Phantasie.

Die reifsten Stücke in der Sammlung scheinen mir *Ritter Blaubart* und *der blonde Ekbert*, jenes unter den dramatischen, dieses unter den erzählten: es läßt sich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beyden Gattungen leisten kann, ohne daß ich entscheiden möchte, zu welcher ihn seine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmärchen Blaubart zum Umfange eines Schauspiels erweitert ist, sind mit Einsicht und Schicklichkeit gewählt: nichts ablenkendes und störendes, wenn auch manches entbehrliche ist in die Zusammensetzung aufgenommen worden. Die Figuren sind bestimmt gezeichnet, vielleicht durch zu schneidende Grenzen gesondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübtesten Fassungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenstände in ihr leichter erkennbar seyn müssen, als in einer erwachsenen Welt. Das Wunderbare ist in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog ist ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt sich in leichten Wendungen fort, bis sie zu den entscheidenden Momenten gelangt, wo die Besonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer steigt mit großer Wahrheit von der ersten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderstehlichen Gelüste, ohne daß sich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabey verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Szenen hat er gezeigt, daß er selbst eine volle tragische Wirkung zu erreichen fähig ist, wo sie, wie durch den Schrecken geschieht, unmittelbar die Fantasie berührt. Es ist ein meisterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zustande zu sehn glaubt, daß sich das Gesicht der Alten während der Gespenstergeschichte verzerre; und eben so ergreifend offenbart sich überhaupt ihre Angst, ohne in ein widerwärtiges Grausen überzugehn. Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erscheinungen Theil hat, und die um so überraschender treffen, weil sie nicht mit großen Zurüstungen

herbegeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher „die Gestalten unbekannter Dinge“ bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelheit Rede stehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisirte Poesie. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freyheit, ihres rhythmischen Fortschrittes, und ihres schön entfaltenden Überflusses hat, für unsre Sprache wenigstens, Goethe³⁸ entdeckt; und die Art wie Tieck seinen Styl, besonders im Wilhelm Meister³⁹ und in dem goldnen Märchen, dem Märchen *par excellence*, studirt haben muß, um es ihm so weit abzulernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren.

Die schmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bey Gelegenheit der Magelone⁴⁰ erwähnt; auch in den andern Stücken sind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigener Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben, und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet: wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichste Verschmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverstanden vorüber. Vielmehr ist diese Lyrik in ihrer heimlichen Beschränkung höchst dramatisch; der Dichter darf nur eben die Situation andeuten, und dann den süßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt, und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgiebt; die ganze ahnungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieses Hell-dunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, das nur aus der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und lose in der

Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck der wahrsten Innigkeit, schlicht und fantastisch zugleich.

Um mehr als alles bisher gesagte in eins zusammenzufassen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der Goetheschen Poesie hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beyspiele desselben Meisters in dem Prolog die Hans-Sachsische Manier⁴¹ glücklich genug auf neuere Gegenstände angewendet, so sieht man, daß er sein Vorbild eben so wenig einseitig gefaßt hat, als er ihm ohne selbständige Aneignung nachgefolgt ist. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakspeare's (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden ist; so daß nun von beyden gemeinschaftlich eine Dichterschule ausgehn kann) und eben das, was ihn für die Entwicklung seiner Anlagen so richtig leitete, läßt hoffen, daß er sie auch vor ungünstigen Einflüssen zu bewahren wissen wird. Seine Einbildungskraft, die sich im *William Lovell*⁴² zum Theil in trüben Fantomen herumtrieb und ihre Flüge verschwendete, ist seitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauerspiel *Karl von Bernek*⁴³ und sonst hie und da Spuren von Gewölk gehören nach dem ersten Morgennebel an. In jenem weniger das Einzelne als die Kraftlosigkeit des Ganzen. Man schreibt freylich die Trauerspiele nicht so obenhin: in dieser Gattung artet allzugroße Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus. Enthaltbarkeit und Mäßigung, seltnen Eigenschaften bey jungen Dichtern, sind dem Verfasser der Volksmärchen so natürlich, daß sie für ihn keiner besondern Empfehlung bedürfen; desto mehr hat er die zweyte Hälfte von dem Rath seines Freundes Shakspeare zu beherzigen, der, wie er dem Schauspieler ermahnt hat, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, zu der ersten Warnung vor dem „*Overdone*“ sogleich die zweyte vor dem „*Come tardy off*“⁴⁴ hinzufügt. Er vergesse nicht, daß alle Wirkung der Kunst einem

Brennpunkte gleicht, diesseits und jenseits dessen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchstes vor Augen, und achte sein schönes Talent genug, um nichts geringeres leisten zu wollen, als das Beste was er vermag. Er sammle sich, er dränge zusammen, und ziehe auch die äußere Formen vor, welche von selbst dazu nöthigen.

August Wilhelm Schlegel: Zu Tiecks ‚Volksmärchen‘ in: [August Wilhelm Schlegel: Beyträge zur Kritik der neuesten Litteratur,] Athenaeum 1798, Ersten Bandes Erstes Stück, S.141-177, dort S. 167-177.

6. Ludwig Tieck: Zum ‚blonden Eckbert‘ (1840)

Ich war noch sehr jung, begann Wangen wieder, so jung, daß ich nicht den Mut hatte, mitzusprechen oder eine Meinung abzugeben, wenn ich unter verständigen Männern mich befand: ein Beweis, daß ich vom vorigen Jahrhundert spreche. So war ich denn im Hause jenes Autors oft ein stummer Zuhörer, der lieber lernte als lehrte. Der Dichter jenes Märchens erhielt den Korrekturbogen desselben und teilte auf Verlangen die kleine Erzählung seinen Zuhörern mit. Die Gesellschaft bestand aus der Schwester des Dichters, die sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat, dem liebenswürdigen Wackenroder, dem jungen Hausarzt, Byng⁴⁵, ein echter Mensch, wie es nur Wenige gibt, dem Musikdirektor des Berliner Theaters Wessely⁴⁶ und dem bekannten Musiker Zelter⁴⁷. Es war im Sommer 1796, als sich diese Gesellschaft zusammengefunden hatte. Man billigte, man lobte das Märchen, aber Alle vereinigten sich mit Wackenroder, als dieser laut und bestimmt erklärte, das Wort „Waldeinsamkeit“ sei undeutsch, unerhört und durchaus nicht zu gebrauchen. Der Autor, der das Wort, ohne darüber zu denken oder zu

zweifeln, viel weniger, um einen Anstoß zu erregen, geschrieben, war nicht wenig über den Chor seiner Freunde erstaunt, der einstimmig das Wort verdammte und verlangte, daß er wenigstens, der Natur der Sprache zu gefallen, Waldeseinsamkeit schreiben sollte. Vergebens, daß der Autor *Frühlingsglanz* und selbst *Herbstmanoeuvre* für sich anführte, jeder der Gegenwärtigen, die alle Deutsch zu verstehen glaubten, hatte wichtige Gründe, den ketzerischen Ausdruck zu verwerfen. Der überstrittene, aber nicht überzeugte Autor schwieg endlich, korrigierte aber nicht. Und, wie der Erfolg gezeigt, er war so sehr im Recht, daß Zeitungsnachrichten jetzt den damals angefochtenen Ausdruck nicht vermeiden. [...]

Waldeinsamkeit? rief Ferdinand aus. Wie geraten Sie nur auf diese Waldeinsamkeit?

Ei, erwiderte sie, das alberne Wort verfolgt mich ordentlich seit einigen Tagen. Der Herr Helmfried las mir neulich ein Märchen vor, der blonde Eckbert, wo die paar Verse von dieser berühmten und beliebten Waldeinsamkeit stehn. Ein verzauberter Vogel singt:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut

und so weiter. – Der alte Baron Wangen, der schon seit lange den Autor des Märchens kennt, hat unserm Helmfried bei der Gelegenheit noch eine hübsche Anekdote erzählt. Kommen Sie, Freund (so wendete sie sich zum entfernt stehenden Helmfried), erzählen Sie den Scherz, über den ich so herzlich habe lachen müssen.

Helmfried sagte: Sie wissen, wie unser alter Baron von je die Bekanntschaft der Literaten gesucht hat, so war er denn auch in Jena, als Wilhelm Schlegel,⁴⁸ der feinwitzige, dort lebte, und unter den Freunden um 1800 sich auch unser Verfasser des Eckbert dort befand. Die Freunde neckten sich oft geistreich und witzig, und niemals empfand einer den Einfall des andern übel

oder erwiderte mit Bitterkeit. Schlegel sagte: So oft hört man, wie dieser und jener wünschte, wegen Geschäfte und Zeitmangel, nur das Beste, Allerbeste eines Dichters zu lesen und ihn in kürzester Zeit ganz kennen zu lernen; er wünscht gleichsam die Quintessenz seines ganzen Wesens, wie den Saft einer Zitrone schnell und für immer sättigend zu genießen. Genoveva⁴⁹ und noch mehr der Lovell sind zu weitläufig, nicht weniger der Zerbino, Kater und verkehrte Welt⁵⁰ mystisch und unverständlich, und selbst der blonde Eckbert füllt mehr als einen Bogen: aber die wahre Quintessenz Deiner Dichtung, Freund, die man jedem Verehrer als den Inhalt Deines Wesens zum Genuß und Verständnis reichen kann, sind diese Verse:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ew'ger Zeit:
O wie mich freut
Waldeinsamkeit!

Wem das noch zu weitläufig ist, diesem Freunde der Literatur möchte nicht zu helfen sein. So scherzte der liebenswürdige Wilhelm Schlegel, und so hat mir neulich der Baron Wangen diese Anekdote erzählt. – [...]

Ludwig Tieck: Zum ‚blonden Eckbert‘, in: Ludwig Tieck: [Waldeinsamkeit,] Schriften 1836-1852. Hg. v. Uwe Schweikert. Frankfurt am Main 1986, S. 857-935, dort S. 859, 864-865.

„Blaue Blume“?

Die blaue Blume ist heute das zentrale Symbol für die Romantik. Erstmals verwendet hat es Novalis in seinem Fragment gebliebenen Roman ‚Heinrich von Ofterdingen‘ (1802). Die blaue Blume verkörpert die Sehnsucht schlechthin: nach Liebe, nach Freundschaft, nach der Einheit mit einem Ganzen oder nach dem Geist der Poesie. Sie versinnbildlicht das ewige Werden und das sich Ausrichten auf die Unendlichkeit. Das Symbol verdichtet damit wesentliche Aspekte des romantischen Fühlens und wird zu einer überzeitlichen Metapher für die Sehnsucht. Dies klingt im ‚Heinrich von Ofterdingen‘ an, der als eines der für die Epoche typischen Werke gesehen werden kann. Insbesondere von August Wilhelm und Friedrich Schlegel ist der Roman als Inbegriff des romantischen Romans bezeichnet worden. Der in zwei Teile gegliederte Roman schildert im ersten Teil ‚Die Erwartung‘ den Bildungsweg eines jungen Künstlers. Der Protagonist Heinrich fährt mit einer Kutsche gemeinsam mit seiner Mutter zu seinem Großvater nach Augsburg und erfährt in Gesprächen mit Mitreisenden und episodenhaften Begebenheiten an den Rastorten eine innere Reifung. Die äußere Reise dient als Abbild der inneren Entwicklung. Doch der Traum von einer blauen Blume muss als Beginn einer Reise nach Innen betrachtet werden, einer Reise, die ihn in das Reich des Irrationalen, des nicht mehr Erklärbaren, in das Reich der Poesie führen wird. Und dies löst sich von allem bisher Gehörten oder Gelesenen und folgt keinem literarischen Vorbild mehr. Der zweite Teil ‚Die Erfüllung‘ blieb Fragment; er sollte die Verwandlung der Wirklichkeit in das Märchen der Phantasie bringen. Während der erste Teil formal mit volkstümlichen Elementen spielt, Märchen, Liedern und Balladen, zeugen die Fragmente des zweiten Teils von einer formalen Wandlung und

poetischen Auflösung zum Gesang. Novalis schrieb darüber an Friedrich Schlegel: „Es sollte mir lieb seyn, wenn ihr Roman und Märchen in einer glücklichen Mischung zu bemerken glaubtet, und der erste Theil euch eine noch innigere Mischung im 2ten Theile profezyhte. Der Roman soll allmählich in Märchen übergehn.“⁵¹ Dies ist bezeichnend für die Hochschätzung der Phantasie durch die Romantik – mit tieferer Bedeutung. Denn dieser Phantasieentwurf ist weit mehr als eine Art Experiment, mehr als ein Gedankenspiel. Es zeugt von der Suche und dem Vordringen des romantischen Individuums in die Wirklichkeit.

7. Friedrich von Hardenberg gen. Novalis: Ein Märchen

[...] Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held schlug an seinen Schild, daß es weit umher in den öden Gassen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreymal. Da fingen die hohen bunten Fenster des Pallastes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten sich. Sie bewegten sich lebhafter, je stärker das röthliche Licht ward, das die Gassen zu erleuchten begann. Auch sah man allmählich die gewaltigen Säulen und Mauern selbst sich erhellen; Endlich standen sie im reinsten, milchblauen Schimmer, und spielten mit den sanftesten Farben. Die ganze Gegend ward nun sichtbar, und der Widerschein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerdter, der Schilder, und der Helme, die sich nach hier und da erscheinenden Kronen, von allen Seiten neigten, und endlich wie diese verschwanden, und einem schlichten, grünen Kranze Platz machten, um diesen her einen weiten Kreis schlossen: alles dies spiegelte sich in dem starren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der sich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man konnte nichts deutlich unter-

scheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöse herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkstatt. Die Stadt erschien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchsichtigen Mauern warfen die schönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre schöne Zusammenordnung kam zum Vorschein. Vor allen Fenstern standen zierliche Gefäße von Thon, voll der mannichfaltigsten Eis- und Schneebumen, die auf das anmuthigste funkelten.

Am herrlichsten nahm sich auf dem großen Platze vor dem Pallaste der Garten aus, der aus Metallbäumen und Krystallpflanzen bestand, und mit bunten Edelsteinblüthen und Früchten übersäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Gestalten, und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichste Schauspiel, dessen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erstarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallastes langsam vorüber. Eine Stimme rief seinen Namen im Innern. Er lehnte sich an das Thor, das mit einem sanften Klange sich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Hast du noch nichts entdeckt? sagte die schöne Tochter Arcturs, mit klager Stimme. Sie lag an seidnen Polstern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkrystall künstlich erbaut war, und einige Mädchen rieben ämsig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zusammengeflossen schienen. Nach allen Seiten strömte unter den Händen der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallast so wundersam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im Saale. Der Held schwieg. Laß mich deinen Schild berühren, sagte sie sanft. Er näherte sich dem Throne und betrat den köstlichen Teppich. Sie ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit an ihren himmlischen Busen und rührte seinen Schild an. Seine Rüstung klang, und eine durchdringende Kraft beseelte seinen Körper. Seine Augen blitzten und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die schöne Freya schien heiterer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausströmte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der

im Hintergrunde des Thrones saß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzessin, die sie bis über den Busen bedeckte. Der Held senkte seinen Schild und sah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwey breite Treppen von beyden Seiten des Saals sich hinauf schlangen. Eine leise Musik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erschien und herunter kam.

Der schöne Vogel entfaltete seine glänzenden Schwingen, bewegte sie sanft und sang, wie mit tausend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der schöne Fremde säumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird diese Stätte räumen,
Wenn Fabel erst das alte Recht gewinnt.
In Freyas Schooß wird sich die Welt entzünden
Und jede Sehnsucht ihre Sehnsucht finden.

Der König umarmte seine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geister der Gestirne stellten sich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe seinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tisch und ein Kästchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefsinnige Zeichen standen, die aus lauter Sternbildern zusammengesetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll diese Blätter, mischte sie sorgfältig untereinander, und reichte seiner Tochter einige zu. Die andern behielt er für sich. Die Prinzessin zog sie nach der Reihe heraus und legte sie auf den Tisch, dann betrachtete der König die seinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen schien er gezwungen zu seyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber sah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine schöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfang, sah man an allen Umstehenden Zeichen der lebhaftesten Theilnahme, und die

sonderbarsten Mienen und Gebärden, gleichsam als hätte jeder ein unsichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich ließ sich eine sanfte, aber tief bewegende Musik in der Luft hören, die von den im Saale sich wunderlich durcheinander schlingenden Sternen, und den übrigen sonderbaren Bewegungen zu entstehen schien. Die Sterne schwangen sich, bald langsam bald schnell, in beständig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Gange der Musik, die Figuren der Blätter auf das kunstreichste nach. Die Musik wechselte, wie die Bilder auf dem Tische, unaufhörlich, und so wunderlich und hart auch die Übergänge nicht selten waren, so schien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verschlingung, bald wieder in einzelne Haufen schön geordnet, bald zerstäubte der lange Zug, wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachsende kleinere Kreise und Muster wieder Eine große, überraschende Figur zum Vorschein. Die bunten Gestalten in den Fenstern blieben während dieser Zeit ruhig stehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle seiner kostbaren Federn auf die mannichfaltigste Weise. Der alte Held hatte bisher auch sein unsichtbares Geschäft ämsig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eisen, wirf du dein Schwerdt in die Welt, daß sie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwerdt von der Hüfte, stellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es und warf es aus dem geöffneten Fenster über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und schien an dem Berggürtel mit hellem Klange zu zersplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der schöne Knabe Eros in seiner Wiege und schlummerte sanft, während Ginnistan seine Amme die Wiege schaukelte und seiner Milchschwester Fabel die Brust reichte. Ihr buntes Halstuch hatte sie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor sich stehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte.

Der Schreiber schrieb unverdrossen, sah sich nur zuweilen mürrisch nach den Kindern um, und schnitt der Amme finstere Gesichter, die ihn gutmüthig anlächelte und schwieg. Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginnistan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu sagen. Dieser vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die sich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Wasser stand, in welches sie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn sie bey'm Herausziehen gewahr wurde, daß einige Schriften stehen geblieben und glänzend geworden war, so gab sie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu seyn schien, wenn seine Mühe vergeblich gewesen und alles ausgelöscht war. Die Frau wandte sich zu Zeiten gegen Ginnistan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und spritzte einige Tropfen auf sie hin, die, sobald sie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunst zerrannen, der tausend seltsame Bilder zeigte, und beständig um sie herzog und sich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, so fielen eine Menge Zahlen und geometrische Figuren nieder, die er mit vieler Ämsigkeit auf einen Faden zog, und sich zum Zierath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit selbst aussah, kam oft herein. Sie schien beständig beschäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit sich hinaus: bemerkte es der argwöhnische und mit spähenden Blicken sie verfolgende Schreiber, so begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Mensch achtete. Alle schienen seiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Brust; aber bald ward sie wieder abgerufen, und dann nahm Ginnistan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken schien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eisernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber besah es und drehte es mit vieler

Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es sich von selbst, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginnistan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Gestalt einer Schlange gegeben, die sich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er schrieb alles genau auf, und war sehr weitläufig über den Nutzen, den dieser Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als sein ganzes Schreibwerk die Probe nicht bestand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme spielte fort. Zuweilen berührte sie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, schlug die Decke zurück, hielt die eine Hand gegen das Licht, und langte mit der Andern nach der Schlange. Wie er sie erhielt, sprang er rüstig, daß Ginnistan erschrak, und der Schreiber beynah vor Entsetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege, stand, nur von seinen langen goldernen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unaussprechlicher Freude das Kleinod, das sich in seinen Händen nach Norden ausstreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen schien. Zusehends wuchs er.

Sophie, sagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte sie ihm ohne Anstand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale sich immer voll zu erhalten schien. Endlich gab er sie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginnistan, und bat sie um das bunte Tuch, das er sich anständig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie schien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginnistan machte sich viel um ihn zu schaffen. Sie sah äußerst reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an sich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernsthaft und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er sogleich zuflog und sie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in stiller Umarmung sah, trat er hinter ihren

Rücken zur reizenden Ginnistan, und liebteste ihr. Sophie stieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und fing zu schreiben an. Mutter und Sohn vertieften sich in ein leises Gespräch, und der Vater schlich sich mit Ginnistan in die Kammer, um sich von den Geschäften des Tags in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer und ging an seine Geschäfte. Ginnistan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen von seinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig seine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeschriebenen Blätter, um sie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äußersten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unversehrt aus der Schaale zog und sie ihm hinlegte. Fabel schmiegte sich an ihre Mutter, die sie an die Brust nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenster öffnete, frische Luft hereinließ und Zubereitungen zu einem köstlichen Mahle machte. Man sah durch die Fenster die herrlichsten Ausichten und einen heitern Himmel über die Erde gespannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, sah er hinauf ans Fenster, wo Ginnistan stand, und ihm allershand Näschereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen und den gefaßten Entschluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginnistan um etwas zu fragen, die ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was sich zutrug. Eros kam bald in schöner Rüstung, um die das bunte Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophie um Rath, wann und wie er seine Reise antreten solle. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiseplan dienen, aber seine Vorschläge wurden überhört. Du kannst sogleich reisen; Ginnistan mag dich begleiten, sagte Sophie; sie weiß mit den Wegen Bescheid, und ist überall gut bekannt. Sie wird die Gestalt deiner Mutter anneh-

men, um dich nicht in Versuchung zu führen. Findest du den König, so denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen. Ginnistan tauschte ihre Gestalt mit der Mutter, worüber der Vater sehr vergnügt zu seyn schien; der Schreiber freute sich, daß die beiden fortgingen; besonders da ihm Ginnistan ihr Taschenbuch zum Abschiede schenkte, worin die Chronik des Hauses umständlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um seiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünscht, als daß auch sie unter der Zahl der Abreisenden seyn möchte. Sophie segnete die Niederkniefenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Wasser aus der Schaal mit; die Mutter war sehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu sehr außer dem Hause beschäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen sollen. Es war Nacht, wie sie abreisten, und der Mond stand hoch am Himmel. Lieber Eros, sagte Ginnistan, wir müssen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht gesehn und so sehnsuchtsvoll mich überall auf der Erde gesucht hat. Siehst du wohl sein bleiches abgehärmtes Gesicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Gestalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und seltsam aufgeschmückt.

Ein blauer Dunst umschwebte sie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantasie
Sie über Strom und Land.

Es hob sich ihre volle Brust
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Lust
Besprach die wilde Glut.

Die Sehnsucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam,
Und tiefer grub in ihr Gesicht
Sich hoffnungsloser Gram.

Die kleine Schlange blieb getreu:
Sie wies nach Norden hin,
Und beyde folgten sorgenfrey
Der schönen Führerin.

Die Liebe ging durch Wüsteneyn
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein
Die Tochter an der Hand.

Er saß auf seinem Silberthron,
Allein mit seinem Harm;
Da hört' er seines Kindes Ton,
Und sank in ihren Arm.

Eros stand gerührt bey den zärtlichen Umarmungen. Endlich sammelte sich der alte erschütterte Mann, und bewillkommte seinen Gast. Er ergriff sein großes Horn und stieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die spitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen schwarzen Dächer schwankten. Die Burg stand still, denn sie war auf das Gebirge jenseits des Meers gekommen. Von allen Seiten strömten seine Diener herzu, deren seltsame Gestalten und Trachten Ginnistan unendlich ergötzen, und den tapfern Eros nicht erschreckten. Erstere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erschienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungestüme Geist der Flut folgte der sanften Ebbe. Die alten Orkane legten sich an die klopfende Brust der heißen leidenschaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenschauer sahen sich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da stand. Der rauhe Donner schalt über die Thorheiten der Blitze, hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tausend Reizen dastanden und die feurigen Jünglinge lockten. Die beyden lieblichen

Schwestern, Morgen und Abend, freuten sich vorzüglich über die beyden Ankömmlinge. Sie weinten sanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeschreiblich war der Anblick dieses wunderlichen Hofstaats. Der alte König konnte sich an seiner Tochter nicht satt sehen. Sie fühlte sich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten zu beschauen. Ihre Freude war ganz unbeschreiblich, als ihr der König den Schlüssel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauspiel für Eros darin zu veranstalten, das ihn so lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, dessen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beschreibung übertraf. Zwischen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftschlösser von überraschender Bauart, eins immer köstlicher, als das Andere. Große Heerden von Schäfchen, mit silberweißer, goldner und rosenfarbner Wolle irrten umher, und die sonderbarsten Thiere belebten den Hayn. Merkwürdige Bilder standen hie und da, und die festlichen Aufzüge, die seltsamen Wagen, die überall zum Vorschein kamen, beschäftigten die Aufmerksamkeit unaufhörlich. Die Beete standen voll der buntesten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der schönsten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeschirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unübersehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten sie ein romantisches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbnissen übersäet war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und schroffer Felsengegenden vereinigte. Die schönsten Farben waren in den glücklichsten Mischungen. Die Bergspitzen glänzten wie Lustfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im frischesten Grün. Die Ferne schmückte sich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wimpel von zahlreichen Flotten. Hier sah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches

fröhliches Mahl von Landleuten; dort den schrecklich schönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüstungen des Erdbebens, und im Vordergrund ein liebendes Paar unter schattenden Bäumen in den süßesten Liebkosungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichsten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrund einen jugendlichen Leichnam auf der Baare, die ein trostloser Geliebter festhielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebe Mutter mit dem Kinde an der Brust und Engel sitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Szenen verwandelten sich unaufhörlich, und flossen endlich in eine große geheimnißvolle Vorstellung zusammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entsetzliches Heer von Todtengerippen, mit schwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunkeln Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit seinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Festen begriffen war, und sich keines Angriffs versah. Es entstand ein entsetzliches Getümmel, die Erde zitterte; der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grausamkeiten zerriß das Heer der Gespenster die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte sich empor, und unter dem grausenvollsten Geheul wurden die Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aschenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Gespenster wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zusehends, und verschlang die scheusliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde flossen in süße Musik zusammen. Eine wunderschöne Blume schwamm glänzend auf den sanften Wogen. Ein glänzender Bogen schloß sich über die Flut auf welchem göttliche Gestalten auf prächtigen Thronen, nach beyden Seiten herunter, saßen. Sophie saß zu oberst, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken, und einer Friedens-

palme statt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog sich über den Kelch der schwimmenden Blume; die kleine Fabel saß auf demselben, und sang zur Harfe die süßesten Lieder. In dem Kelche lag Eros selbst, über ein schönes schlummerndes Mädchen hergebeugt, die ihn fest umschlungen hielt. Eine kleinere Blüthe schloß sich um beyde her, so daß sie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu seyn schienen.

Eros dankte Ginnistan mit tausend Entzücken. Er umarmte sie zärtlich, und sie erwiderte seine Liebkosungen. Ermüdet von der Beschwerde des Weges und den mannichfaltigen Gegenständen, die er gesehen hatte, sehnte er sich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginnistan, die sich von dem schönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete sich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüstung aus, und zog selbst ein Nachtkleid an, in welchem sie fremd und verführerisch aussah. Eros tauchte sich in die gefährlichen Wellen, und stieg berauscht wieder heraus. Ginnistan trocknete ihn, und rieb seine starken, von Jugendkraft gespannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnsucht seiner Geliebten, und umfaßte in süßem Wahne die reizende Ginnistan. Unbesorgt überließ er sich seiner ungestümen Zärtlichkeit, und schlummerte endlich nach den wollüstigsten Genüssen an dem reizenden Busen seiner Begleiterin ein.

Unterdessen war zu Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Gesinde in eine gefährliche Verschwörung verwickelt. Sein feindseliges Gemüth hatte längst Gelegenheit gesucht, sich des Hausregiments zu bemächtigen, und sein Joch abzuschütteln. Er hatte sie gefunden. Zuerst bemächtigte sich sein Anhang der Mutter, die in eiserne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bey Wasser und Brod ebenfalls hingesetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch sich hinter dem Altare, und wie sie bemerkte, daß eine Thür an seiner Rückseite verborgen war, so öffnete sie dieselbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm

hinunterging. Sie zog die Tür nach sich, und stieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber stürzte mit Ungestüm herein, um sich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beyde waren nicht zu finden. Die Schaale fehlte auch, und in seinem Grimme zerschlug er den Altar in tausend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel stieg geraume Zeit. Endlich kam sie auf einen freyen Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert, und durch ein großes Thor geschlossen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel stand ein schwarzer strahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichste unterscheiden, weil jede Figur einen andern Anstrich von Schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter sich, warf; Licht und Schatten schienen hier ihre Rollen vertauscht zu haben. Fabel freute sich in einer neuen Welt zu seyn. Sie besah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam sie an das Thor, vor welchem auf einem massiven Postament⁵² eine schöne Sphinx lag.

Was suchst du? sagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. – Wo kommst du her? – Aus alten Zeiten; – Du bist noch ein Kind – Und werde ewig ein Kind seyn. – Wer wird dir beystehn? – Ich stehe für mich. Wo sind die Schwestern, fragte Fabel? – Überall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. – Kennst du mich? – noch nicht. – Wo ist die Liebe? – In der Einbildung. – Und Sophie? – Die Sphinx murmelte unvernünftig vor sich hin, und rauschte mit den Flügeln. Sophie und Liebe, rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schwestern zu, die bey der kärglichen Nacht einer schwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geschäft trieben. Sie thaten nicht, als ob sie den kleinen Gast bemerkten, der mit artigen Liebkosungen sich geschäftig um sie erzeugte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und scheelem Gesicht: Was willst du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelassen? Dein kindisches Hüpfen bewegt die stille Flamme. Das Öl verbrennt unnützer Weise. Kannst du

dich nicht hinsetzen und etwas vornehmen? – Schöne Base, sagte Fabel, am Müßiggehn ist mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Brust genommen, aber sie mußte zu viel gegessen haben, sie konnte nicht aufstehn. Laßt mich vor der Thür sitzen, und gebt mir etwas zu spinnen; denn hier kann ich nicht gut sehen, und wenn ich spinne, muß ich singen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernsthaften Gedanken stören. – Hinaus sollst du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magst du spinnen, wenn du so geschickt bist; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zusammen; aber hüte dich: wenn du saumselig spinnst, oder der Faden reißt, so schlingen sich die Fäden um dich her und ersticken dich. – Die Alte lachte hämisch, und spann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zusammen, nahm Wocken⁵³ und Spindel, und hüpfte singend in die Kammer. Sie sah durch die Öffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönixes. Froh über das glückliche Zeichen fing sie an lustig zu spinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und sang halbleise:

Erwacht in euren Zellen,
Ihr Kinder alter Zeit;
Laßt eure Ruhestellen,
Der Morgen ist nicht weit.

Ich spinne eure Fäden
In Einen Faden ein;
Aus ist die Zeit der Fehden.
Ein Leben sollt' ihr seyn.

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch.
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

Noch seydt ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberey.
Geht furchtbar in die Höhle
Und neckt die heil'ge Drey.

Die Spindel schwang sich mit unglaublicher Behendigkeit zwischen den kleinen Füßen; während sie mit beyden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen sichtbar, die aus der Thürspalte schlüpfen und durch die Höhle in scheuslichen Larven sich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürrisch fortgesponnen, und auf das Jammergeschrey der kleinen Fabel gewartet, aber wie entsetzten sie sich, als auf einmal eine erschreckliche Nase über ihre Schultern guckte, und wie sie sich umsahen, die ganze Höhle voll der gräßlichsten Figuren war, die tausenderley Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in diesem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bey sich gehabt hätte. Die Lichterchen verkrochen sich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die schwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen und ausgelöscht war. Die Alten waren froh, wie sie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen sie heraus, schnarchten sie fürchterlich an und verboten ihr fortzuspinnen. Der Schreiber schmunzelte höhnisch, weil er die kleine Fabel nun in seiner Gewalt zu haben glaubte und sagte: Es ist gut, daß du hier bist und zur Arbeit angehalten werden kannst. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen soll. Dein guter Geist hat dich hergeführt. Ich wünsche dir langes Leben und viel Vergnügen. – Ich danke dir für deinen guten Willen, sagte Fabel; man sieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe,⁵⁴ so siehst du ganz wie der Bruder meiner schönen Basen aus. Wenn du Gänsespulen brauchst, so zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Pflaum aus den Wangen. Der Schreiber schien Miene zu machen, über sie herzufallen. Sie lächelte und sagte: Wenn dir dein schöner Haar-

wuchs und dein geistreiches Auge lieb sind, so nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du hast nicht viel mehr zu verlieren. Er wandte sich mit verbißner Wuth zu den Alten, die sich die Augen wischten, und nach ihren Wocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöscht war, und ergossen sich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt sie doch gehn, sprach er tückisch, daß sie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Öls. Ich wollte euch zu euerm Troste sagen, daß Eros ohne Rast umherfliegt, und eure Scheere fleißig beschäftigen wird. Seine Mutter, die euch so oft zwang, die Fäden länger zu spinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte sich, um zu lachen, wie er sah,⁵⁵ daß Fabel einige Thränen bey dieser Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel der Alten, und ging naserümpfend von dannen. Die Schwestern hießen der Fabel mit zorniger Stimme Taranteln suchen, ohngeachtet sie noch Öl vorrätig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne sie das Thor, warf es ungestüm wieder zu, und schlich sich leise nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte schnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die sich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König saß umringt von seinen Räthen, als Fabel erschien. Die nördliche Krone zierte sein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe saßen zu seinen Füßen. Monarch, sagte die Fabel, indem sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte; Heil deinem festgegründeten Throne! frohe Botschaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der rastlosen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Gestalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bittest, sey dir gewährt. – Drey mal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, so ist die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leyer. – Eridanus! bringe sie her, rief der König. Rauschend strömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leyer aus seinen blinkenden Fluten.

Fabel that einige weißagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenschwüngen über das Eismeer, indem sie fröhliche Musik aus den Saiten lockte. Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichsten Töne von sich. Der Felsen der Trauer hielt sie für Stimmen seiner suchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tausendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Gestade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich aussah, schlank und ernst geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungslosen Grams, und rührender Treue verrieth.

Was ist aus dir geworden, liebe Mutter? sagte Fabel, du scheinst mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt' ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Brust einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geschmachtet. Ginnistan liebte sie zärtlich, und sah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, sagte sie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfrischt mich. Es geht mir schlimm und knapp genug, aber ich tröste mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros ist in der Nähe, und wenn er dich sieht, und du ihm vorplauderst, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannst du dich an meine Brust legen; ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Kleine auf den Schooß, reichte ihr die Brust, und fuhr fort, indem sie lächelnd auf die Kleine hinunter sah, die es sich gut schmecken ließ. Ich bin selbst Ursach, daß Eros so wild und unbeständig geworden ist. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in seinen Armen zubrachte, haben mich zur Unsterblichen gemacht. Ich glaubte unter seinen feurigen Liebkosungen zu zerschmelzen. Wie ein himmlischer Räuber schien er mich grausam vernichten und stolz über sein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten spät aus dem verbotenen Rausche, in einem sonderbar vertauschten Zustande. Lange silberweiße Flügel bedeckten seine weißen Schultern, und die reit-

zende Fülle und Biegung seiner Gestalt. Die Kraft, die ihn so plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, schien sich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die stille Glut seines Gesichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernst in verstellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindische Unstätigkeit, der edle Anstand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernsthaften Leidenschaft unwiderstehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand schmerzlich seinen lächelnden Hohn, und seine Gleichgültigkeit gegen meine rührendsten Bitten. Ich sah meine Gestalt verändert. Meine sorglose Heiterkeit war verschwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hät[tte]⁵⁶ mich mit Eros vor allen Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in seine beleidigenden Augen zu sehn, und fühlte mich entsetzlich beschämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben, um ihn von seinen Unarten zu befreyn. Ich mußte ihn anbeten, so tief er auch alle meine Empfindungen kränkte.

Seit der Zeit, wo er sich aufmachte und mir entfloh, so rührend ich auch mit den heißesten Thränen ihn beschwor, bey mir zu bleiben, bin ich ihm überall gefolgt. Er scheint es ordentlich darauf anzulegen, mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, so fliegt er tückisch weiter. Sein Bogen richtet überall Verwüstungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Unglücklichen zu trösten, und habe doch selbst Trost nöthig. Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir seinen Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich sie wieder verlassen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der Schreiber verfolgt uns mit entsetzlicher Wuth, und rächt sich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener geheimnißvollen Nacht, waren eine zahlreiche Menge wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich sehn, und nach ihm genannt sind. Geflügelt wie ihr Vater begleiten sie ihn beständig, und plagen die Armen, die sein Pfeil trifft. Doch da kömmt der fröliche Zug.

Ich muß fort; lebe wohl, süßes Kind. Sei[ne] Nähe erregt meine Leidenschaft. Sey glücklich in deinem Vorhaben. – Eros zog weiter, ohne Ginnistan, die auf ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu Fabel wandte er sich freundlich, und seine kleinen Begleiter tanzten fröhlich um sie her. Fabel freute sich, ihren Milchbruder wieder zu sehn, und sang zu ihrer Leyer ein munteres Lied. Eros schien sich besinnen zu wollen und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entschliefen auf dem Rasen. Ginnistan konnte ihn fassen, und er litt ihre zärtlichen Liebkosungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, schmiegte sich an Ginnistans Schooß, und schlummerte ein, indem er seine Flügel über sie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginnistan, und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Gesanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorschein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte sich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröstete nun ihre Mutter, und versprach ihr baldige Hülfe. Vom Felsen tönte der sanfte Wiederhall der Musik, und wiegte die Schläfer ein. Ginnistan sprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigsten Träume fielen auf sie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit und setzte ihre Reise fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf schnellgesponnenen Fäden den bezaubernden Tönen. Sie sah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporstieg. Traurig sah sie gen Himmel, und freute sich, wie sie Sophieens blauen Schleyer erblickte, der wallend über der Erde schwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne stand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme sog an ihrem geraubten Lichte, und so heftig sie es auch an sich zu halten schien, so ward sie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie sog das Licht immer stärker in sich und bald war die Glorie um das Gestirn des Tages verzehrt und nur als eine matte, glänzende Scheibe stand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und der Wuth den Aus-

bruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine schwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Der Scheiterhaufen war verzehrt. Sie hob sich langsam in die Höhe und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet aussah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornsträucher wuchsen in den Ritzen der Fenstersimse und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entsetzlichen Lärm; der Schreiber und seine Gesellen hatten sich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erschrocken, wie sie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten sich vergeblich angestrengt, die Flamme zu löschen, und waren bey dieser Gelegenheit nicht ohne Beschädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angst preßte ihnen entsetzliche Verwünschungen und Klagen aus. Sie erschranken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und stürmten mit wüthendem Geschrey auf sie ein, um an ihr den Grimm auszulassen. Fabel schlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungestüm in das Gewebe der Taranteln, die sich durch unzählige Bisse an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun toll an zu tanzen, wozu Fabel ein lustiges Lied spielte. Mit vielem Lachen über ihre possierlichen Fratzen ging sie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte sie weg, um die verborgene Treppe zu finden, auf der sie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter stieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? – Die Rache, sagte Fabel. – Was ist am vergänglichsten? – Unrechter Besitz. – Wer kennt die Welt? – Wer sich selbst kennt. – Was ist das ewige Geheimniß? – Die Liebe. – Bey wem ruht es? – Bei Sophien. Die Sphinx krümmte sich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, sagte sie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten und sehr ämsig arbeiteten. Sie erschranken, und die eine lief mit der Scheere auf sie zu, um sie zu erstechen. Unversehens trat sie auf eine Tarantel, und diese stach sie in den Fuß. Sie schrie erbärmlich. Die andern wollten

ihr zu Hülfe kommen und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln gestochen. Sie konnten sich nun nicht an Fabel vergreifen, und sprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen sie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den steifen Röcken nicht rühren, und vergehn fast vor Hitze, aber mit Spinnensaft muß du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachsen sind, sonst bist du des Todes. – Recht gern, sagte Fabel und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drey tüchtige Fliegen verschaffen, sagte sie zu den Kreuzspinnen, die ihre luftigen Gewebe rund um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drey hübsche, leichte Kleider spinnen. Die Blumen, die hinein gewirkt werden sollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzspinnen waren bereit und fingen rasch zu weben an. Fabel schlich sich zur Leiter und begab sich zu Arktur. Monarch sagte sie, die Bösen tanzen, die Guten ruhn. Ist die Flamme angekommen? – Sie ist angekommen, sagte der König. Die Nacht ist vorbey und das Eis schmilzt. Meine Gattin zeigt sich von weitem. Meine Feindinn ist versenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht sehn lassen, denn allein bin ich nicht König. Bitte was du willst. – Ich brauche, sagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachsen sind. Ich weiß, du hast einen geschickten Gärtner, der sie zu ziehen versteht. – Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und säete glänzenden Samenstaub hinein. Es währte nicht lange, so flogen die Blumen empor. Fabel sammelte sie in ihre Schürze, und machte sich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig gewesen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches sie sogleich mit vielem Geschmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete sich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen. Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die tiefend von Schweiß umgesunken waren, und sich einige Augenblicke von der ungewohnten Anstrengung erholten. Mit vieler

Geschicklichkeit entkleidete sie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die sehr niedlich gemacht waren und vortrefflich paßten. Sie pries während dieses Geschäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten schienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleyen und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten sich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzlust beseelt wieder an, sich munter umherzudrehen, indem sie heimtückisch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen versprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und sagte zu den Kreuzspinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getrost verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren so schon ungeduldig über das hin- und herreißen, da die Enden noch in ihnen waren und die Alten so toll umhersprangen; sie rannten also hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; diese wollten sich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte sie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen also ihren hungrigen Handwerksgenossen, die lange keine so köstlichen Bissen geschmeckt hatten, und sie bis auf das Mark aussaugten. Fabel sah durch die Felsenkluft hinaus, und erblickte den Perseus mit dem großen eisernen Schilde. Die Scheere flog von selbst dem Schilde zu, und Fabel bat ihn, Eros Flügel damit zu verschneiden, und dann mit seinem Schilde die Schwestern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdische Reich, und stieg frölich zu Arkturs Pallaste.

Der Flachs ist versponnen. Das Leblose ist wieder entseelt. Das Lebendige wird regieren, und das Leblose bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Äußre verborgen. Der Vorhang wird sich bald heben, und das Schauspiel seinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann spinne ich Tage der Ewigkeit. – Glückliches Kind, sagte der gerührte Monarch, du bist unsre Befreyerin. – Ich bin nichts als Sophiens Pathe, sagte die Kleine. Erlaube daß Turmalin, der Blumengärtner, und

Gold mich begleiten. Die Asche meiner Pflegemutter muß ich sammeln, und der alte Träger muß wieder aufstehn, daß die Erde wieder schwebe und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreyen, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach sich brausend an der hohlen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin sammelte sorgfältig die auffliegende Asche. Sie gingen rund um die Erde, bis sie an den alten Riesen kamen, an dessen Schultern sie hinunter kletterten. Er schien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner schob eine Schüssel unter seine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf seiner Stirn aus. So wie das Wasser über das Auge in den Mund und herunter über ihn in die Schüssel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er schlug die Augen auf und hob sich rüstig empor. Fabel sprang zu ihren Begleitern auf die steigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Bist du wieder da, liebliches Kind? sagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdest erscheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu schwer würden. Ich habe wohl lange geschlafen. Die Erde ist wieder leicht, wie sie es immer den Guten war, sagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In Kurzem bist du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröhliche Tage spinnen, und an einem Gehülfen soll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unsern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundin Jugend und Stärke einathmen kannst. Wo sind unsere alten Gastfreundinnen, die Hesperiden? – An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und sammeln die schmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte sich, und eilte dem Hause zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büsche beschatteten den ehemaligen Hof, und weiches Moos polsterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie stand am Altar,

der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüstung, ernster und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren bestand. Ginnistan bog sich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen schien, und weinte. Ihre blühende Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne, worin die Asche gesammelt war, der heiligen Sophie, die sie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, sagte sie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du hast das Unsterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirst die Seele unsers Lebens seyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros soll Freya suchen und aufwecken.

Fabel freute sich unbeschreiblich bey diesen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte sich dem Ruhebette. Ginnistan sah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold schmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut. Zink schlang um Ginnistans Busen eine Kette. Der Körper schwamm auf den zitternden Wellen. Bücke dich, liebe Mutter, sagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginnistan bückte sich. Sie sah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand sein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an seine Brust. Das Metall gerann, und ward ein heller Spiegel. Der Vater erhob sich, seine Augen blitzten, und so schön und bedeutend auch seine Gestalt war, so schien doch sein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüssigkeit zu seyn, die jeden Eindruck in den mannigfaltigsten und reizendsten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte sich Sophien, die Worte der Weihe über sie aussprach, und sie ermahnte, den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehn, der alles in seiner wahren Gestalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das ursprüngliche Bild

festhalte. Sie ergriff nun die Urne und schüttete die Asche in die Schaale auf dem Altar. Ein sanftes Brausen verkündigte die Auflösung, und ein leiser Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umstehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros und dieser den Andern. Alle kosteten den göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern, mit unsäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anwesenheit schien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten, was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie sagte: das große Geheimniß ist allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Asche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöst. In jedem wohnt die himmlische Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die süße Geburt im Klopfen eurer Brust?

Sie goß in den Altar den Rest aus der Schaale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie sagte: Eros, eile mit deiner Schwester zu deiner Geliebten. Bald seht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung schnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte sich. Die Erde schwebte näher unter dem Schleyer. Der Mond und die Wolken zogen mit fröhlichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg strahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen stand der König in voller Pracht mit seinem Gefolge. Überall erblickten sie Staubwirbel, in denen sich bekannte Gestalten zu bilden schienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg strömten, und sie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln saß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang' entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und konnte nicht aufhören, sich von der schönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchsen und grüntem mit Macht. Alles schien beseelt. Alles sprach und sang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten sich mit freundlichen Grüßen den erwachten Menschen. Die Pflanzen bewirtheten sie mit Früchten und Düften, und schmückten sie auf das Zierlichste. Kein Stein lag mehr auf einer Menschenbrust, und alle Lasten waren in sich selbst zu einem festen Fußboden zusammengesunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geschliffenem Stahl lag am Ufer festgebunden. Sie traten hinein und lösten das Tau. Die Spitze richtete sich nach Norden, und das Fahrzeug durchschnitt, wie im Fluge, die buhlenden Wellen. Lispelndes Schilf hielt seinen Ungestüm auf, und es stieß leise an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte sich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe sprang der lebendiggewordne Quell, der Hain bewegte sich mit den süßesten Tönen, und ein wunderbares Leben schien in seinen heißen Stämmen und Blättern, in seinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing sie an den Thoren des Pallastes. Ehrwürdiger Alter, sagte Fabel, Eros bedarf dein Schwerdt. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um seine Brust geschlungen ist. Fasse sie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzessin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwerdt, setzte den Knopf auf seine Brust, und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte sich entzückt der schlummernden Freya. Plötzlich geschah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzessin nach dem Schwerdte; das Schwerdt und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beynah umgesunken wäre. Eros Helmbusch wallte empor, Wirf das Schwerdt weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwerdt fallen, flog auf die Prinzessin zu, und küßte feurig ihre süßen Lippen. Sie schlug ihre großen dunkeln Augen auf, und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß versiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Gestirne und die Geister der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unaussprechlich heitrer Tag erfüllte den Saal, den Pallast, die Stadt, und den Himmel. Eine zahllose Menge ergoß sich in den weiten königlichen Saal, und sah mit stiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königin knieen, die sie feyerlich segneten. Der König nahm sein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüstung ab, und der König warf seinen Mantel um ihn her. Dann gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köstliches Armband um die verschlungenen Hände der Liebenden, indem sie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare setzte.

Heil unsern alten Beherrschern, rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben sie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrschen! Segnet uns auch! Sophie sagte zu der neuen Königin: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald sah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog sich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Fest des Frühlings feyerte. Perseus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier, sagte er, sind die Reste deiner Feinde. Eine steinerne Platte mit schwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaster und schwarzem Marmor. Es ist ein Schachspiel, sagte Sophie; aller Krieg ist auf diese Platte und in diese Figuren gebannt. Es ist ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perseus wandte sich zu Fabeln, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird diese Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir selbst wirst du uns einen goldnen unzerreißlichen Faden spinnen. Der Phönix flog mit melodischem Geräusch zu ihren Füßen, spreizte seine Fittiche vor ihr aus, auf die sie sich setzte, und schwebte mit ihr über den Thron, ohne sich wieder niederzulassen. Sie sang ein himmlisches Lied, und fing zu

spinnen an, indem der Faden aus ihrer Brust sich hervorzuwinden schien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit seinem wunderlichen Hofstaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginnistan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing sie mit der herzlichsten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief sie zu seinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, sagte der Mond, das Reich der Parzen, dessen seltsame Gebäude eben auf dem Hofe des Pallastes aus der Erde gestiegen sind. Ich will euch mit Schauspielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich seyn wird.

Der König willigte in die Bitte, die kleine Fabel nickte freundlich, und das Volk freute sich auf den seltsamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbesteigung Glück wünschen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ sie bewillkommen, und so folgten sich unzählige fröhliche Botschaften. Unterdessen hatte sich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über dessen Himmel der Phönix mit der kleinen Fabel schwebte. Drey Karyatiden aus dunkelm Porphytrugen es hinten, und vorn ruhte dasselbe auf einer Sphinx aus Basalt. Der König umarmte seine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beyspiel des Königs, und liebte sich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüster. Endlich sagte Sophie: Die Mutter ist unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglücken. Folgt uns in unsere Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel spann ämsig, und sang mit lauter Stimme:

Gegründet ist das Reich der Ewigkeit,
In Lieb' und Frieden endigt sich der Streit,
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen,
Sophie ist ewig Priesterin der Herzen.

Friedrich von Hardenberg gen. Novalis: Ein Märchen, aus: Ders.: Heinrich von Ofterdingen, in: Novalis, Schriften, Erster Band, Das dichterische Werk, Hg. v. Paul Kuckholm u. Richard Samuel, Stuttgart ³1977, S. 290-315.

Lebensentwürfe

Die in den großen Hauptstätten um 1800 entstehenden gesellschaftlichen und literarischen Salons geben Zeugnis davon, wie man Zeit miteinander verbrachte und mit kulturellen und geselligen Inhalten füllte: man traf sich, plauderte über Kunst und Literatur, die neuesten gesellschaftlichen Skandale, spielte Karten und fühlte sich einem exklusiven Zirkel zugehörig. Darüber hinaus waren die Salons auch ein Ort emanzipatorischer persönlicher Entwicklungen, sei es auf individuellem, musikalischem, literarischem oder wissenschaftlich-philosophischem Gebiet, gaben sie doch Anlass und Ermunterung zu eigenständiger Betätigung in einem anregenden Umfeld. Innerhalb dieser Salonkultur nahm der Jenaer Kreis der Romantiker eine Sonderstellung ein. Er fand sich weitab von den gesellschaftlichen Metropolen und beschränkte sich zudem auf eine kleine Gruppe Personen. Diese pflegten den gesellschaftlich-geselligen Austausch nicht nur in ihrer Freizeit, sondern verstanden die geselligen Aktivitäten als selbstverständlichen Teil der täglichen Lebensgestaltung. Die Jenaer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Brüder Schlegel, zusammen mit Caroline und Dorothea, erweitert durch den regen Austausch mit den Romantikerfreunden, schlug sich auch in den literarischen Erzeugnissen der Gruppe nieder. August Wilhelm Schlegel formulierte es 1798 so: „Der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman.“ (Text 8) In diesem Sinne griff sein Bruder Friedrich Schlegel diese Anmerkung auf, um mit seinem Erstlingsroman ‚Lucinde‘ der Öffentlichkeit einen freiheitlichen und auf gegenseitige Freizügigkeit und Toleranz begründeten Lebensentwurf vorzustellen. In dem Roman finden Schlegels Hauptfiguren, Julius und Lucinde ihre Bestimmung in ihrer Liebe, werden einander zum gegenseitigen Universum.

Romantisch ist der Roman in seiner umfassenden Totalität, mit der Schlegel das romantische Lebensideal explizit in den Romanverlauf integriert. Die Bezeichnung ‚Freie Liebe‘ ist aus heutiger Perspektive für den vorgestellten Beziehungsentwurf sicherlich nicht zutreffend, aber im historischen Kontext des Jahres 1800 löste der Roman bei den Zeitgenossen vehemente und ablehnende Reaktionen aus. Der Roman erhielt vernichtende Besprechungen in verschiedenen Zeitungen. Man sah sich von Seiten der Romantiker veranlasst, „korrigierende Hinweise“ zum Verständnis von Schlegels ‚Lucinde‘ zu geben, wie etwa in Friedrich Schleiermachers ‚Notiz‘ (Text 10) oder in der ‚Zueignung an die Unverständigen‘ (Text 11). Dass die in der ‚Lucinde‘ vorgestellten Lebensentwürfe Diskrepanzen zur Realität aufwiesen, wurde durch die Auflösung des Jenaer Kreises 1801 deutlich. Die anfänglich enthusiastisch geschilderten geselligen Lebensumstände und der kreative Austausch untereinander hatte auch seine Schattenseiten: „Auch in dem was reine Darstellung und Tatsache scheint, hat sich Allegorie eingeschlichen, und unter die schöne Wahrheit bedeutende Lügen gemischt.“ (Text 9)

8. August Wilhelm Schlegel: Über den Roman

Der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman. Bey ihm offenbart sich daher am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen den Klassen der lesenden Menge, die man durch den bloß postulirten Begriff eines Publikums in eine Einheit zusammenschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters, dessen Blick, seinem Zeitalter voraus, in gränzenlose Fernen dringt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung begegnen, so wie eben hier die stupide Genügsamkeit des Handwerkers, der nur denselben

verwornen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden versteht, unaufhörlich für die Sättigung schlaffer Leerheit arbeitet. Die gesetzlose Unbestimmtheit, womit diese Gattung nach so unzähligen Versuchen immer noch behandelt wird, bestärkt in dem Glauben, als habe die Kunst gar keine Forderungen an dieselbe zu machen, und das eigentliche Geheimniß bestehe darin, sich alles zu erlauben; während sie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationale Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöst werden kann. Wer hält sich nicht im Stande einen Roman zu schreiben? Daß nebst vielen und wichtigen Erfodernissen unter andern auch ein bedeutendes Menschenleben dazu nöthig ist, läßt man sich nicht im Traume einfallen. Wie könnten sonst die beliebten Romanschreiber so fruchtbar, und die fruchtbaren so beliebt seyn? Nur Einen Roman geschrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beynah mit jeder Messe wieder erscheinen, um nicht auf der Liste der Beliebten ausgestrichen zu werden. Ich habe sogar von Schriftstellern gehört, welche gestehn, daß sie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den sie noch in sich tragen, auszuschütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantasie mit den zunehmenden Jahren erstarrt. Wie verschieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen sich nicht brüsten, wenn sie für den Augenblick vor diesem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erstarren, sobald sie ihn nicht mehr beständig warm halten können.

August Wilhelm Schlegel: Über den Roman, in: [August Wilhelm Schlegel: Beyträge zur Kritik der neuesten Litteratur,] Athenaeum 1798, Ersten Bandes Erstes Stück, S. 141-177, dort S. 149-150.

9. Friedrich Schlegel: Lucinde – Lehrjahre der Männlichkeit

Pharao zu spielen mit dem Anscheine der heftigsten Leidenschaft und doch zerstreut und abwesend zu sein; in einem Augenblick von Hitze alles zu wagen und sobald es verloren war, sich gleichgültig wegzuwenden: das war nur eine von den schlimmen Gewohnheiten, unter denen Julius seine wilde Jugend verstürmte. Diese eine ist genug, den Geist eines Lebens zu schildern, welches in der Fülle der empörten Kräfte selbst den unvermeidlichen Keim eines frühen Verderbens enthielt. Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Innres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder aus Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen, und wandte sich mit verdoppeltem Grimme zurück in sich und auf ihn, um da am Mark des Herzens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gärung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am wenigsten sein eigener Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher unter den Dingen und unter den Menschen wie einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. Daher kam es, daß ihm eine Ausschweifung nur so lange interessant war, bis er sie versucht hatte und näher kannte. Keine Art derselben konnte ihm ausschließend zur Gewohnheit werden: denn er hatte eben so viel Verachtung als Leichtsinns. Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm foderte. Spuren davon zeigten sich überall, täuschten und erbitterten seine Heftigkeit. Am meisten Reiz hatte der Umgang aller Art für ihn und so oft er auch sogar sie überdrüssig ward, waren es doch die

gesellschaftlichen Zerstreungen, zu denen er endlich immer wieder zurückkehrte. Die Frauen kannte er eigentlich gar nicht, ungeachtet er schon früh gewohnt war, mit ihnen zu sein. Sie erschienen ihm wunderbar fremd, oft ganz unbegreiflich und kaum wie Wesen seiner Gattung. Junge Männer aber, die ihm einigermaßen glichen, umfaßte er mit heißer Liebe und mit einer wahren Wut von Freundschaft. Doch war das allein für ihn noch nicht das rechte. Es war ihm, als wolle er eine Welt umarmen und könne nichts greifen. Und so verwilderte er denn immer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich. Er sah wohl den Abgrund vor sich, aber er hielt es nicht der Mühe wert, seinen Lauf zu mäßigen. Er wollte lieber gleich einem wilden Jäger den jähen Abhang rasch und mutig durchs Leben hinunterstürmen, als sich mit Vorsicht langsam quälen.

Bei diesem Charakter mußte er oft in der geselligsten und fröhlichsten Gesellschaft einsam sein, und er fand sich eigentlich am wenigsten allein, wenn niemand bei ihm war. Dann berauschte er sich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ sich absichtlich von seiner eignen Fantasie verführen. Jeder seiner Wünsche stieg mit unermesslicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur grenzenlosen Leidenschaft. Alle seine Gedanken nahmen sichtbare Gestalt und Bewegung an und wirkten in ihm und wider einander mit der sinnlichsten Klarheit und Gewalt. Sein Geist strebte nicht die Zügel der Selbstherrschaft fest zu halten, sondern warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und mit Übermut in dies Chaos von innerm Leben zu stürzen. Er hatte wenig erlebt und war doch voll Erinnerungen, auch aus früher Jugend: denn ein sonderbarer Augenblick von leidenschaftlicher Stimmung, ein Gespräch, ein Geschwätz aus der Tiefe des Herzens blieb ihm ewig teuer und deutlich, und noch nach Jahren wußte er's genau, als wäre es gegenwärtig. Aber alles was er liebte und mit

Liebe dachte, war abgerissen und einzeln. Sein ganzes Dasein war in seiner Fantasie eine Masse von Bruchstücken ohne Zusammenhang; jedes für sich Eins und Alles, und das andre was in der Wirklichkeit daneben stand und damit verbunden war, für ihn gleichgültig und so gut wie gar nicht vorhanden.

Noch war er nicht ganz verdorben als im Schoß der einsamen Wünsche ein heiliges Bild der Unschuld in seine Seele blitzte. Ein Strahl von Verlangen und Erinnerung traf und entzündete sie und dieser gefährliche Traum war entscheidend für sein ganzes Leben.

Er gedachte an ein edles Mädchen, mit dem er in ruhigen glücklichen Zeiten der frischen Jugend aus reiner kindlicher Zuneigung freundlich und fröhlich getändelt hatte. Da er der erste war, welcher sie durch sein Interesse an ihr reizte, so wandte auch das liebe Kind ihre junge Seele nach ihm hin, wie sich die Blume zum Licht der Sonne neigt. Daß sie kaum reif und noch an der Grenze der Kindheit war, reizte sein Verlangen nur um so unwiderstehlicher. Sie zu besitzen, schien ihm das höchste Gut; er war entschlossen alles zu wagen und glaubte nicht ohne das leben zu können. Dabei verabscheute er die entfernteste Erinnerung an bürgerliche Verhältnisse, wie jede Art von Zwang.

Er eilte zurück in ihre Nähe und fand sie ausgebildeter, aber noch eben so edel und eigen, so sinnig und stolz wie ehemals. Was ihn noch mehr reizte als ihre Liebenswürdigkeit, waren die Spuren von tiefem Gefühl. Sie schien nur fröhlich und leichtfertig durchs Leben zu schwärmen wie über eine blumenreiche Ebne, und verriet doch seinem aufmerksamen Auge die entschiedenste Anlage zu einer grenzenlosen Leidenschaftlichkeit. Ihre Neigung, ihre Unschuld und ihr verschwiegenes und verschlossenes Wesen boten ihm leicht Mittel dar, sie allein zu sehen, und die Gefahr, die damit verbunden war, erhöhte den Reiz des Unternehmens. Aber mit Verdruß mußte er sich's gestehen, daß er seinem Ziele nicht näher kam und schalt sich zu ungeschickt, ein Kind zu verführen. Willig überließ sie sich

einigen Liebkosungen und erwiderte sie mit schüchterner Lüsternheit. Sobald er aber diese Grenzen zu überschreiten versuchte, widersetzte sie sich, ohne beleidigt zu scheinen, mit unerbittlichem Eigensinn; vielleicht mehr aus Glauben an ein fremdes Gebot als aus eigenem Gefühl von dem, was allenfalls erlaubt sei und von dem, was durchaus nicht.

Indessen wurde er nicht müde zu hoffen und zu beobachten. Einst überraschte er sie, als sie es am wenigsten erwartete. Sie war schon lange allein gewesen und mochte sich ihrer Fantasie und einer unbestimmten Sehnsucht mehr als gewöhnlich überlassen haben. Da er dies gewahr ward, wollte er den Augenblick, der vielleicht nie wieder käme, nicht verscherzen und geriet durch die plötzliche Hoffnung selbst in einen Taumel von Begeisterung. Ein Strom von Bitten, von Schmeicheleien und von Sophismen floß von seinen Lippen. Er bedeckte sie mit Liebkosungen und er geriet außer sich vor Entzücken, da das liebenswürdige Köpfchen endlich an seine Brust sank, wie sich die zu volle Blume an ihrem Stengel senket. Ohne Zurückhaltung schmiegte sich die schlanke Gestalt um ihn, die seidnen Locken der goldnen Haare flossen über seine Hand, mit zärtlicher Sehnsucht öffnete sich die Knospe des schönen Mundes, und aus den frommen dunkelblauen Augen strahlte und schmachtete ein ungewohntes Feuer. Sie setzte den kühnsten Liebkosungen nur noch schwachen Widerstand entgegen. Bald hörte auch dieser auf, sie ließ plötzlich ihre Arme sinken, und alles war ihm hingegeben, der zarte jungfräuliche Leib und die Früchte des jungen Busens. Aber in demselben Augenblick brach ein Strom von Tränen aus ihren Augen, und die bitterste Verzweiflung entstellte ihr Gesicht. Julius erschrak heftig; nicht sowohl über die Tränen, aber er kam nun mit einem Male zur vollen Besinnung. Er dachte an alles was vorhergegangen war, und was nun folgen würde; an das Opfer vor ihm und an das arme Schicksal der Menschen. Da überlief ihn ein kalter Schauder, ein leiser Seufzer stahl sich aus tiefer Brust über seine Lip-

pen. Er verschmähte sich selbst von der Höhe seines eignen Gefühls, und vergaß die Gegenwart und seine Absicht in Gedanken von allgemeiner Sympathie.

Der Augenblick war versäumt. Er suchte nur das gute Kind zu trösten und zu besänftigen, und eilte mit Abscheu von dem Orte hinweg, wo er den Blütenkranz der Unschuld mutwillig hatte zerreißen wollen. Er wußte wohl, daß mancher seiner Freunde, der noch weniger an weibliche Tugend glaubte wie er, sein Benehmen ungeschickt und lächerlich finden würde. Er war beinahe selbst dieser Meinung, da er wieder mit Kälte zu überlegen anfang. Indessen hielt er seine Dummheit doch für ausgezeichnet und interessant. Er glaubte, es sei notwendig, daß edle Naturen in gemeinen Verhältnissen und in den Augen der Menge einfüchtig oder rasend erscheinen müßten. Da bei dem nächsten Wiedersehen, wie er schlaue bemerkte oder sich einbildete, das Mädchen eher unzufrieden schien, daß es nicht ganz verführt sei, bestätigte er sich in seinem Mißtrauen und geriet in eine große Erbitterung. Es wandelte ihn beinahe eine Art von Verachtung an, zu der er doch so wenig berechtigt war. Er floh, zog sich wieder in die alte Einsamkeit zurück und verzehrte sich in seiner eignen Sehnsucht.

So lebte er von neuem eine Zeit auf die alte Weise in einem Wechsel von Schwermut und Ausgelassenheit. Der einzige Freund, der Kraft und Ernst genug hatte, ihn trösten und beschäftigen zu können und auf dem Wege zum Verderben ein-zuhalten, war weit entfernt, und seine Sehnsucht also auch von dieser Seite unbefriedigt. Heftig streckte er einst die Arme nach ihm aus, als müsse er nun endlich da sein, und trostlos ließ er sie wieder sinken, nachdem er lange vergeblich gewartet. Er vergoß keine Träne, aber sein Geist fiel in eine Agonie von hoffnungsloser Wehmut, aus der er sich nur zu neuen Torheiten ermannte.

Er freute sich laut, da er im Glanz der prachtvollen Morgensonne auf die Stadt zurücksah, die er schon als Kind geliebt und wo er nur noch eben so ganz lebte, und die er nun auf immer zu

verlassen hoffte. Er atmete schon das frische Leben der neuen Heimat, die ihn in der Fremde erwarten sollte, und deren Bilder er schon mit Heftigkeit liebte.

Er fand bald einen andern reizenden Wohnort, wo ihn zwar nichts fesselte, aber doch vieles anzog. Alle seine Kräfte und Neigungen wurden rege durch die neuen Gegenstände; ohne Zweck und Maß in seinem Innern, nahm er teil an allem Äußern, was nur irgend merkwürdig war, und ließ sich überall ein.

Da er auch in diesem Geräusch bald Leerheit und Überdruß empfand, so kehrte er oft zurück zu seinen einsamen Träumen und wiederholte das alte Gewebe seiner unbefriedigten Wünsche. Eine Träne entfiel ihm über sich selbst, da er einst im Spiegel sah, wie trübe und stechend das Feuer der unterdrückten Liebe aus seinem dunkeln Auge brannte und wie sich unter der wilden schwarzen Locke leise Furchen in die kämpfende Stirn gruben, und wie die Wange so bleich war. Er seufzte über seine ungenutzte Jugend; sein Geist empörte sich und wählte unter den schönen Frauen seiner Bekanntschaft die, welche am freisten lebte und am meisten in der guten Gesellschaft glänzte. Er nahm sich vor, nach ihrer Liebe zu streben und er erlaubte seinem Herzen, sich ganz zu überfüllen mit diesem Gegenstande. Was so wild und willkürlich begonnen wurde, konnte nicht gesund endigen, und die Dame, welche eben so eitel als schön war, mußte es sonderbar und mehr als sonderbar finden, wie Julius sie mit der ernsthaftesten Aufmerksamkeit förmlich zu umgeben und zu belagern anfing und dabei bald so dreist und zuversichtlich war wie ein alter Besitzer, bald so schüchtern und fremd wie ein völlig Unbekannter. Da er sich so seltsam zeigte, hätte er bei weitem reicher sein müssen, als er war, um solche Ansprüche haben zu dürfen. Sie hatte ein leichtes, munteres Wesen und ihm schien sie artig zu reden. Aber was er an der Geliebten für göttlichen Leichtsinn nahm, war nichts als ein gedankenloses Schwärmen ohne eigentliche Freude und Fröhlichkeit, und auch ohne Geist, ausgenommen so viel Verstand und Schlaugkeit, als es braucht, um alles absichtlich und

zwecklos zu verwirren, die Männer zu locken und zu lenken und sich selbst in Schmeicheleien zu berauschen. Zu seinem Unglücke erhielt er einige Zeichen von Gunst; von der Art, welche die Geberin nicht binden, weil sie sich nie dazu bekennen darf und welche den gefangenen Neuling durch den Zauber der Heimlichkeit noch unauflöslicher fesseln. Ihn konnte schon ein verstohlener Blick und Händedruck ganz bezaubern, oder ein Wort, was vor allen gesagt in seiner eigentlichen Beziehung und Anspielung nur ihm verständlich war, wenn die einfache und wohlfeile Gabe nur durch den Schein einer eignen sonderbaren Bedeutsamkeit gewürzt wurde. Sie gab ihm, wie er glaubte, ein noch deutlicheres Zeichen und es beleidigte ihn tief, daß sie ihn so wenig verstehe, daß sie ihm so sehr zuvorkomme. Er war nicht wenig stolz darauf, daß ihn das beleidigte und doch reizte es ihn unwiderstehlich, wenn er dachte, er dürfe nur schnell sein und die günstige Gelegenheit ergreifen, um ohne Hindernis ans Ziel zu gelangen. Er machte sich schon bittere Vorwürfe über seine Langsamkeit, als er plötzlich Verdacht schöpfte, ihr Zuvorkommen sei nur Täuschung, sie meine es auch mit ihm nicht ehrlich; und da ein Freund ihn vollends aufklärte, konnte ihm kein Zweifel bleiben. Er sah, daß man ihn lächerlich finde und mußte sich gestehn, daß es ganz in der Ordnung sei. Darüber geriet er etwas in Wut und hätte leicht Unheil begonnen, wenn er diese leeren Menschen, ihre kleinen Verhältnisse und Mißverständnisse und das ganze Spiel geheimer Absichten und Rück-sichten nicht genau beobachtet und also gründlich verachtet hätte. Auch wurde er wieder ungewiß und da sein Argwohn nun keine Grenzen mehr kannte, so war er gegen sein eignes Mißtrauen mißtrauisch. Bald sah er den Grund des Übels nur in seinem Eigensinne und übertriebnem Zartgefühl und faßte dann neue Hoffnung und neues Zutrauen; bald sah er in allem Unglück, was ihn in der Tat absichtlich zu verfolgen schien, nur das künstliche Werk ihrer Rache. Alles schwankte, nur das ward ihm immer klarer und fester, daß vollendete Narrheit und Dummheit im Großen das eigentliche Vorrecht der Männer sei,

mutwillige Bosheit hingegen mit naiver Kälte und lachender Gefühllosigkeit eine angeborene Kunst der Frauen. Das war alles, was er lernte durch sein angestrenktes Bestreben nach Menschenkenntnis. Im einzelnen verfehlte er immer auf eine scharfsinnige Art das Rechte, weil er überall künstliche Absichten voraussetzte und tiefen Zusammenhang, und gar keinen Sinn hatte für das Unbedeutende. Dabei wuchs seine Leidenschaft zum Spiel, dessen zufällige Verwickelungen, Sonderbarkeiten und Glücksfälle ihn auf eben die Art interessierten, wie wenn er in höhern Verhältnissen mit seinen Leidenschaften und ihren Gegenständen aus reiner Willkür ein hohes Spiel wagte oder zu wagen glaubte.

So verwirrte er sich immer tiefer in die Intrigen einer schlechten Gesellschaft und was ihm noch übrig blieb von Zeit und Kraft in dem Wirbel der Zerstreungen, wandte er auf ein Mädchen, die er so sehr als möglich allein zu besitzen strebte, obgleich er sie unter denen gefunden hatte, die beinahe öffentlich sind. Was sie ihm so interessant machte, war nicht allein das weshalb sie allgemein gesucht und gleichsam berühmt war, ihre seltne Gewandtheit und unerschöpfliche Mannichfaltigkeit in allen verführerischen Künsten der Sinnlichkeit. Ihr naiver Witz überraschte ihn mehr und reizte ihn am meisten, wie die hellen Funken von rohem tüchtigem Verstand, vorzüglich aber ihre entschiedne Manier und ihr konsequentes Betragen. Mitten im Stande der äußersten Verderbtheit zeigte sie eine Art von Charakter; sie war voll von Eigenheiten und ihr Egoismus nicht im gemeinen Stil. Nächst der Unabhängigkeit liebte sie nichts so unmäßig wie das Geld, aber sie wußte es zu brauchen. Dabei war sie billig gegen jeden, der nicht sehr reich war und selbst gegen die andern treuherzig in ihrer Habsucht und ohne Ränke. Sie schien ganz sorgenlos nur in der Gegenwart zu leben und war doch immer auf die Zukunft bedacht. Sie sparte im Kleinen um nach ihrer Art im Großen zu verschwenden und im Überflüssigen das Beste zu haben. Ihr Boudoir war einfach und ohne alle gewöhnlichen Meublen, nur von allen Seiten große, kostba-

re Spiegel und wo noch Raum übrig blieb, einige gute Kopien von den wollüstigen Gemälden des Correggio⁵⁷ und Tizian⁵⁸, desgleichen einige schöne Originale von frischen, vollen Blumen- und Fruchtstücken; statt der Lambris⁵⁹ die lebendigsten und fröhlichsten Darstellungen in Basrelief aus Gips nach der Antike; statt der Stühle echte orientalische Teppiche und einige Gruppen aus Marmor in halber Lebensgröße: ein gieriger Faun, der eine Nymphe, die im Fliehen schon gefallen ist, eben völlig überwinden wird; eine Venus, die mit aufgehobenem Gewande lächelnd über den wollüstigen Rücken auf die Hüften schaut und andre ähnliche Darstellungen. Hier saß sie oft auf türkische Sitte Tage lang allein und die Hände müßig im Schoß, denn sie verabscheute alle weiblichen Arbeiten. Sie erfrischte sich nur von Zeit zu Zeit mit Wohlgerüchen und ließ sich dabei von ihrem Jockey, einem bildschönen Knaben, den sie sich in seinem vierzehnten Jahre eigens verführt hatte, Geschichten, Reisebeschreibungen und Märchen vorlesen. Sie gab wenig darauf acht, außer wenn etwas Lächerliches vorkam, oder eine allgemeine Bemerkung, die sie auch wahr fand. Denn sie achtete nichts und hatte Sinn für nichts als für Realität und fand alle Poesie lächerlich. Sie war einmal Schauspielerin gewesen, aber nur kurze Zeit und sie machte sich gern lustig über ihr Ungeschick dazu und über die Langeweile, die sie dabei ausgestanden. Es war eine von ihren vielen Eigenheiten, daß sie bei solchen Gelegenheiten in der dritten Person von sich sprach. Auch wenn sie erzählte, nannte sie sich nur Lisette, und sagte oft, wenn sie schreiben könnte, wollte sie ihre eigne Geschichte schreiben, aber so als ob es ein anderer wäre. Für Musik hatte sie gar kein Gefühl, für die bildenden Künste aber so viel daß Julius oft mit ihr über seine Arbeiten und Ideen sprach, und die Skizzen für die besten hielt, die er unter ihren Augen und bei ihrem Gespräch entworfen hatte. Doch schätzte sie an Statuen und an Zeichnungen nur die lebendige Kraft, und an Gemälden nur den Zauber der Farben, die Wahrheit des Fleisches und allenfalls die Täuschung des Lichtes. Sprach ihr jemand von

Regeln, vom Ideal und von der sogenannten Zeichnung, so lachte sie oder hörte nicht zu. Selbst etwas zu versuchen, so viele bereitwillige Lehrer sich auch anboten, war sie viel zu träge und verwöhnt und befand sich zu wohl bei ihrer Lebensart. Auch traute sie allen Schmeicheleien nicht und blieb fest überzeugt, sie würde es mit aller Not und Arbeit in der Kunst zu nichts Ordentlichem bringen. Lobte man ihren Geschmack und ihr Zimmer, in welches sie nur selten auserwählte Lieblinge führte, so rühmte sie dagegen auf eine komische Weise zuerst das gute alte Schicksal, die schlaue Lisette und dann die Engländer und Holländer als die besten Nationen unter allen, die sie kenne; weil die volle Kasse einiger Neulinge von dieser Sorte zuerst einen guten Grund zu ihrer reichlichen Einrichtung gelegt hatte. Überhaupt freute sie sich sehr damit, wenn sie jemanden, der dumm war, übervorteilt hatte: aber sie tat es auf eine drollige, fast kindische Art, mit Witz und mehr aus Übermut als aus Rohheit. Ihre ganze Klugheit wandte sie darauf, sich der Zudringlichkeit und Unart der Männer zu erwehren, und es gelang ihr so sehr, daß die rohen, wüsten Menschen mit einer innigen Achtung von ihr sprachen, die dem, welcher sie nicht kannte und nur von ihrem Gewerbe wußte, sehr komisch dünkte. Das war es auch, was den neugierigen Julius zuerst reizte, eine so sonderbare Bekanntschaft zu suchen und er fand bald noch mehr Ursach zu erstaunen. Bei den gewöhnlichen Männern litt und tat sie, was sie schuldig zu sein glaubte; genau, mit Geschicklichkeit und mit Kunstsinn, aber ganz kalt. Gefiel ihr ein Mann, führte sie ihn gar in ihr heiliges Cabinet; so schien sie eine ganz neue Person zu werden. Sie geriet dann in eine schöne bacchantische Wut;⁶⁰ wild, ausschweifend und unersättlich vergaß sie beinah der Kunst und verfiel in eine hinreißende Anbetung der Männlichkeit. Darum liebte sie Julius, und auch weil sie ihm so ganz ergeben schien, ungeachtet sie davon nicht viele Worte machte. Sie merkte bald, ob jemand Verstand habe, und wo sie den zu finden glaubte, ward sie offen und herzlich, und ließ sich dann gern von ihrem Freunde erzählen, was er von der Welt

wußte. Mancher hatte sie belehrt, keiner aber hatte ihr innerstes Wesen so verstanden, so fein geschont und ihren eigentlichen Wert so geachtet wie Julius. Darum hing sie auch mehr an ihm als sich sagen läßt. Sie erinnerte sich vielleicht zum erstenmal mit Rührung an ihre erste Jugend und Unschuld und gefiel sich nicht in der Umgebung, mit der sie sonst ganz zufrieden war. Julius fühlte das und freute sich damit, aber er konnte nie über die Geringschätzung Herr werden, die ihm ihr Stand und ihr Verderben einflößte, und sein unauslöschliches Mißtrauen schien ihm hier gerecht zu sein. Wie entrüstet war er daher, als sie ihm einst unerwarteter Weise die Ehre der Vaterschaft ankündigte. Und er wußte es doch, daß sie trotz ihres Versprechens noch vor Kurzem Besuche von einem andern angenommen hatte. Das Versprechen konnte sie ihm nicht abschlagen. Sie selbst hätte es wahrscheinlich gern gehalten, aber sie brauchte mehr als er geben konnte; sie wußte nur eine Art, Geld zu erwerben, und aus einer Delikatesse, die sie einzig für ihn hatte, nahm sie nur das wenigste von dem, was er geben wollte. Alles das bedachte der aufgebrauchte Jüngling nicht, er hielt sich für betrogen, er sagte es ihr mit harten Worten und verließ sie in dem leidenschaftlichsten Zustande, wie er glaubte, auf immer. Nicht lange nachher suchte ihn der Knabe mit Tränen und Klagen und ließ nicht ab, bis er mit ihm ging. Er fand sie fast entkleidet in dem schon dunkeln Cabinet, er sank in die geliebten Arme, mit denen sie ihn so heftig an sich riß wie sonst, aber sie sanken sogleich an ihm nieder. Er hörte einen tiefen stöhnenden Seufzer, es war der letzte; und da er sich ansah, war er mit Blut bedeckt. Voll Entsetzen sprang er auf und wollte fliehen. Er verweilte nur, um eine große Locke zu ergreifen, die neben dem gefärbten Messer auf dem Boden lag. Sie hatte dieselbe in einem Anfalle von begeisterter Verzweiflung kurz zuvor, ehe sie sich die vielen Wunden gab, von denen die meisten tödlich waren, abgeschnitten. Wahrscheinlich mit dem Gedanken, sich dadurch dem Tode und dem Verderben als Opfer zu weihen. Denn nach der Aussage des Knaben sprach sie dabei mit lauter

Stimme die Worte: „Lisette soll zu Grunde gehen, zu Grunde jetzt gleich: so will es das Schicksal, das eiserne.“

Der Eindruck, den diese überraschende Tragödie auf den reizbaren Jüngling machte, war unauslöschlich, und brannte durch seine eigne Kraft immer tiefer. Die erste Folge von Lisettens Ruin war, daß er ihr Andenken mit schwärmerischer Achtung vergötterte. Er verglich ihre hohe Energie mit den nichtswürdigen Intrigen der Dame, die ihn verstrickt hatte, und sein Gefühl mußte laut entscheiden, daß jene sittlicher und weiblicher sei: denn diese Kokette gab nie eine kleine oder große Gunst ohne Nebenabsicht; und doch ward sie von aller Welt geachtet und bewundert, wie so viele andre, die ihr gleichen. Darüber widersetzte sich sein Verstand mit Heftigkeit allen falschen und allen wahren Meinungen, die man über die weibliche Tugend hat. Es ward Grundsatz bei ihm, die gesellschaftlichen Vorurteile, welche er bisher nur vernachlässigte, nun ausdrücklich zu verachten. Er gedachte an die zarte Louise, die beinah ein Raub seiner Verführung geworden wäre und er erschrak. Denn auch Lisette war von guter Familie, früh gefallen, entführt und in der Fremde verlassen, zu stolz gewesen umzukehren, und durch die erste Erfahrung so belehrt wie andre nicht durch die letzte. Mit schmerzlichem Vergnügen sammelte er manchen interessanten Zug von ihrer frühen Jugend. Sie war damals mehr schwermütig als leichtsinnig, aber in der Tiefe ganz Flamme und schon als kleines Mädchen traf man sie bei Gemälden von nackten Gestalten oder bei andern Gelegenheiten in sonderbaren Äußerungen der heftigsten Sinnlichkeit.

Diese Ausnahme von dem, was Julius für gewöhnlich hielt beim weiblichen Geschlecht, war zu einzig und die Umgebung, in der er sie fand, zu unrein, als daß er dadurch zu einer wahren Ansicht hätte gelangen können. Vielmehr trieb ihn sein Gefühl, sich fast ganz von den Frauen und von den Gesellschaften, wo sie den Ton angeben, zurück zu ziehen. Er fürchtete seine Leidenschaftlichkeit und warf seinen ganzen Sinn auf die Freundschaft mit Jünglingen, die wie er der Begeisterung fähig waren.

Diesen ergab er sein Herz, nur sie waren für ihn wahrhaft wirklich, die übrige Menge gemeiner Schattenwesen freute er sich zu verachten. Mit Leidenschaft und mit Spitzfindigkeit stritt er innerlich und grübelte über seine Freunde, über ihre verschiedenen Vorzüge und Verhältnisse zu ihm. Er erhitzte sich in seinen eigenen Gedanken und Gesprächen und war berauscht von Stolz und von Männlichkeit. Auch glühten sie alle von edler Liebe, unentwickelt schlummerte hier manche große Kraft, und sie sagten nicht selten in rohen aber treffenden Worten erhabene Dinge über die Wunder der Kunst, über den Wert des Lebens und über das Wesen der Tugend und Selbstständigkeit. Vorzüglich aber über die Göttlichkeit der männlichen Freundschaft, die Julius zum eigentlichen Geschäft seines Lebens zu machen gesonnen war. Er hatte viele Verbindungen, und war unersättlich immer neue zu knüpfen. Jeden Mann, der ihm interessant erschien, suchte er, und ruhte nicht, bis er ihn gewonnen und die Zurückhaltung des andern durch seine jugendliche Zudringlichkeit und Zuversicht besiegt hatte. Es läßt sich denken, daß er, der sich eigentlich alles erlaubt hielt und sich selbst über das Lächerliche wegsetzen konnte, eine andre Schicklichkeit im Sinne und vor Augen hatte als die, welche allgemein gilt.

In dem Gefühl und Umgang des einen Freundes fand er mehr als weibliche Schonung und Zartheit bei erhabenem Verstande und fest gebildetem Charakter. Ein zweiter brannte mit ihm in edlem Unwillen über das schlechte Zeitalter und wollte etwas Großes wirken. Der liebenswürdige Geist des dritten war noch ein Chaos von Andeutungen: aber er hatte zarten Sinn für alles und ahndete die Welt. Den einen verehrte er als seinen Meister in der Kunst würdig zu leben. Den andern dachte er als seinen Jünger und wollte sich nur vor der Hand zur Teilnahme an seinen Ausschweifungen herablassen, um ihn ganz zu kennen und zu gewinnen, und dann seine große Anlage zu retten, die so nah am Abgrunde wandelte wie seine eigne.

Es waren große Gegenstände, nach denen sie mit Ernst strebten. Indessen blieb es bei hohen Worten und vortrefflichen

Wünschen. Julius kam nicht weiter und ward nicht klarer, er handelte nicht und er bildete nichts. Ja er vernachlässigte seine Kunst fast nie mehr, als da er sich und seine Freunde mit Projekten überströmte von allen Werken, die er vollbringen wollte, und die ihm im Augenblick der ersten Begeisterung schon fertig schienen. Die wenigen Anwandlungen von Nüchternheit, die ihm noch übrig blieben, erstickte er in Musik, die für ihn ein gefährlicher, bodenloser Abgrund von Sehnsucht und Wehmut war, in den er sich gern und willig versinken sah.

Diese innere Gärung hätte heilsam sein können, und aus der Verzweiflung wäre endlich Ruhe und Festigkeit hervorgegangen, und er wäre klar geworden über sich selbst. Aber die Wut der Unbefriedigung zerstückte seine Erinnerung, er hatte nie weniger eine Ansicht vom Ganzen seines Ich. Er lebte nur in der Gegenwart, an der er mit durstigen Lippen hing, und vertiefte sich ohne Ende in jeden unendlich kleinen und doch unergründlichen Teil der ungeheuren Zeit, als müsse es nun in diesem endlich zu finden sein, was er schon so lange suche. Diese Wut der Unbefriedigung mußte ihn bald mit seinen Freunden selbst verstimmen und entzweien, von denen die meisten bei den herrlichsten Anlagen ebenso untätig und mit sich uneins waren wie er. Dieser schien ihn nicht zu verstehn, jener bewunderte nur seinen Geist, äußerte aber Mißtrauen gegen sein Herz und tat ihm wirklich unrecht. Da hielt er seine innerste Ehre gekränkt und fühlte sich von geheimem Haß zerrissen. Er überließ sich diesem Gefühl ohne Scheu, denn er glaubte, nur wen man achten müsse, dürfe man hassen, und nur Freunde könnten einer dem andern das zarteste Gefühl so tief verletzen. Der eine Jüngling war durch eigne Schuld zu Grunde gegangen; der andre fing gar an selbst gewöhnlich zu werden. Mit einem dritten war sein Verhältnis verstimmt und fast gemein geworden. Es war ganz geistig gewesen, und so hätte es auch bleiben sollen. Aber eben weil es so zart war, mußte mit der feinsten Blüte alles verloren gehn, als die Gelegenheit es gab, daß einer dem andern Dienste leistete. Da gerieten sie in Wettstreite von Großmut und Dank-

barkeit und fingen endlich an, in der geheimsten Tiefe der Seele irdische Forderungen an sich zu machen und zu vergleichen.

Bald hatte der Zufall ohne Schonung aufgelöst, was nur durch Willkür leidenschaftlich verbunden war. Immer mehr und mehr geriet Julius in einen Zustand, der von der Verrückung nur dadurch verschieden war, daß es einigermäßen auf ihn ankam, wann und wie weit er sich seiner Gewalt hingeben wollte. Auch war sein äußeres Betragen jeder bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung gemäß, und grade jetzt fingen die Menschen an, ihn vernünftig zu nennen, da eine Verwirrung aller Schmerzen sein Innres wild zerriß, und die Krankheit des Geistes immer tiefer und geheimer an dem Herzen nagte. Es war mehr eine Raserei des Gefühls als des Verstandes, und das Übel war nur um so gefährlicher, weil er äußerlich froh und lustig schien. So war seine gewöhnliche Stimmung, und man fand ihn sogar angenehm. Nur wenn er mehr Wein genossen hatte als gewöhnlich, ward er überaus traurig und zu Tränen und Klagen geneigt. Aber selbst dann sprudelte er, wenn andre zugegen waren, von bitterem Witz und allgemeinem Spott, oder er trieb sein Spiel mit sonderbaren und dummen Menschen, deren Umgang er nun über alles liebte, und die er in die beste Laune zu setzen wußte, so daß sie sich von Herzen mitteilten und ganz zeigten, wie sie waren. Das Gemeine reizte und unterhielt ihn; nicht aus lebenswürdiger Herablassung, sondern weil es nach seiner Ansicht närrisch und toll war.

An sich selbst dachte er nicht, nur dann und wann überfiel ihn ein klares Gefühl, er werde plötzlich zu Grunde gehn. Die Reue unterdrückte er durch Stolz, und die Gedanken und Bilder des Selbstmordes waren ihm schon in seiner frühesten jugendlichen Schwermut so geläufig gewesen, daß sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatten. Einen solchen Entschluß auszuführen, wäre er sehr fähig gewesen, wenn er nur überhaupt zu einem Entschluß hätte kommen können. Es schien ihm kaum der Mühe wert, weil er doch nicht hoffen wollte, der Langeweile

le des Daseins und dem Eckel über das Schicksal auf diesem Wege zu entfliehn. Er verachtete die Welt und alles, und war stolz darauf.

Auch diese Krankheit wie alle vorigen heilte und vernichtete der erste Anblick einer Frau die einzig war, und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf. Seine bisherigen Leidenschaften spielten nur auf der Oberfläche, oder es waren vorübergehende Zustände ohne Zusammenhang. Jetzt ergriff ihn ein neues unbekanntes Gefühl, daß dieser Gegenstand allein der rechte, und dieser Eindruck ewig sei. Der erste Blick schon entschied, beim zweiten wußte er's, und sagte sich's, daß es nun gekommen, und wirklich da sei, was er so lange dunkel erwartet hatte. Er erstaunte, und erschreck, denn wie er dachte, daß es sein höchstes Gut sein würde, von ihr geliebt zu werden und sie ewig zu besitzen, so fühlte er zugleich daß dieser höchste und einzige Wunsch ewig unerreichbar sei. Sie hatte gewählt und hatte sich gegeben; ihr Freund war auch der seinige, und lebte ihrer Liebe würdig. Julius war der Vertraute, er wußte daher alles genau, was ihn unglücklich machte, und urteilte mit Strenge über seinen eignen Unwert. Gegen diesen wandte sich die ganze Kraft seiner Leidenschaft. Er entsagte der Hoffnung und dem Glück, aber er beschloß, es zu verdienen, und Herr über sich selbst zu werden. Nichts verabscheute er so sehr, als den Gedanken, das Geringste von dem was ihn erfüllte, auch nur durch ein undeutliches Wort, durch einen verstohlenen Seufzer zu verraten. Gewiß wäre auch jede Äußerung widersinnig gewesen, und da er so heftig, sie so fein, und das Verhältnis so zart war, hätte ein einziger Wink, von denen, die unwillkürlich scheinen, und doch bemerkt sein wollen, immer weiter führen, und alles verwirren müssen. Darum drängte er alle Liebe in sein Innerstes zurück, und ließ da die Leidenschaft wüten, brennen und zehren; aber sein Äußeres war durchaus verwandelt, und so gut gelang ihm der Schein der kindlichsten Unbefangenheit und Unerfahrenheit und einer gewissen brüderlichen Härte, die er annahm,

damit er nicht aus dem Schmeichelhaften ins Zärtliche fallen möchte, daß sie nie den leisesten Argwohn schöpfte. Sie war heiter und leicht in ihrem Glück, sie ahndete nichts, scheute also nichts, sondern ließ ihrem Witz und ihrer Laune freies Spiel, wenn sie ihn unliebenswürdig fand. Überhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann, jede Gottähnlichkeit, und jede Unart, aber alles war fein, gebildet, und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Mutwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung, und bald half sie mit Rat und Tat, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art sie zu erzählen so reizend wie ein schönes Märchen. Alles umgab sie mit Gefühl und mit Witz, sie hatte Sinn für alles, und alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Teilnahme. Sie vernahm jede Andeutung, und sie erwiderte auch die Frage, welche nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieselben glaubte man zu sehen, wie sie sich bei dieser oder bei jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, so durchsichtig und seelenvoll schrieb sie, was sie als Gespräch gedacht hatte. Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen, und ihren geflügelten Worten fehle nur Maß

und Reim, um zarte Poesie zu werden. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Mut und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Wert der Menschen beurteilte.

Diese Größe der Seele war die Seite, von der Julius im Anfange seiner Leidenschaft ihr Wesen am meisten ergriff, weil diese zu dem Ernst derselben am besten stimmte. Sein ganzes Wesen war gleichsam von der Oberfläche zurückgetreten nach dem Innern; er versank in eine allgemeine Verslossenheit und floh den Umgang der Menschen. Rauhe Felsen waren seine liebste Gesellschaft, am Gestade des einsamen Meeres hing er seinen Gedanken nach, und ging zu Rate mit sich selbst, und wenn das Sausen des Windes in den hohen Tannen rauschte, so wähnte er, die mächtigen Wogen tief unter ihm wollten sich aus Teilnahme und Mitleiden ihm nähern, und schwermütig blickte er den ferneren Schiffen nach und der sinkenden Sonne. Dieser Ort war sein Liebling, er ward ihm durch die Erinnerung zu einer heiligen Heimat aller Schmerzen und Entschlüsse.

Die Vergötterung seiner erhabenen Freundin wurde für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Hier schwanden alle Zweifel, in diesem wirklichen Gute fühlte er den Wert des Lebens und ahndete die Allmacht des Willens. Er stand in Wahrheit auf frischem Grün einer kräftigen mütterlichen Erde, und ein neuer Himmel wölbte sich unermesslich über ihm im blauen Äther. Er erkannte in sich den hohen Beruf zur göttlichen Kunst, er schalt seine Trägheit, daß er noch so weit zurück sei in der Bildung und zu weichlich gewesen war zu jeder gewaltigen Anstrengung. Er ließ sich nicht in müßige Verzweiflung sinken, sondern er folgte der weckenden Stimme jener heiligen Pflicht. Alle Mittel, die ihm die Verschwendung noch gelassen hatte, spannte er nun an. Er zerriß alle Bande von ehemals, und machte sich mit einem Streich ganz unabhängig. Seine Kraft und seine Jugend weihte er der erhabenen künstlerischen Arbeit und Begeisterung. Er vergaß sein Zeitalter und bildete sich nach den Helden der Vorwelt, deren Ruinen er mit Anbetung liebte. Auch

für ihn selbst gab es keine Gegenwart, denn er lebte nur in der Zukunft und in der Hoffnung, dereinst ein ewiges Werk zu vollenden zum Denkmal seiner Tugend und seiner Würde.

So litt und lebte er viele Jahre, und wer ihn sah, hielt ihn für älter als er war. Was er bildete, war groß gedacht und in altem Stil, aber der Ernst war abschreckend, die Formen fielen ins Ungeheure, das Antike ward ihm zu einer harten Manier, und seine Gemälde blieben bei aller Gründlichkeit und Einsicht steif und steinern. Es war vieles zu loben, nur die Anmut fehlte; und darin glich er seinen Werken. Sein Charakter war rein gebrannt im Leiden göttlicher Liebe und glänzte in heller Kraft, aber er war spröde und starr wie echter Stahl. Er war aus Kälte ruhig, und nur dann geriet er in Aufruhr, wenn ihn eine hohe Wildnis der einsamen Natur mehr als gewöhnlich reizte, wenn er seiner entfernten Freundin treuen Bericht gab von dem Kampf seiner Bildung und dem Ziel aller Arbeit, oder wenn ihn die Begeisterung für die Kunst in Gegenwart anderer überraschte, daß nach langem Schweigen einige geflügelte Worte aus seinem innersten Gemüt brachen. Doch das geschah nur selten, denn er nahm so wenig Anteil an den Menschen als an sich selbst. Über ihr Glück und ihr Beginnen konnte er nur freundlich lächeln und er glaubte es ihnen aufs Wort, wenn er bemerkte, wie sie ihn unliebend und unliebenswürdig fanden.

Doch schien ihn eine edle Frau etwas zu bemerken und vorzuziehn. Ihr feiner Geist und ihr zartes Gefühl zog ihn lebhaft an, da sie noch durch den Reiz einer liebenswürdigen und dabei sonderbaren Gestalt und durch ein Auge voll stiller Schwermut erhöht wurden. Aber so oft er herzlicher werden wollte, ergriff ihn das alte Mißtrauen und die gewohnte Kälte. Er sah sie häufig und konnte sich nie äußern, bis auch dieser Strom von Gefühl zurückfloß in das innere Meer allgemeiner Begeisterung. Selbst die Gebieterin des Herzens trat in ein heiliges Dunkel zurück, und würde ihm fern geblieben sein, wenn er sie wieder gesehn hätte.

Das einzige was ihn milder und wärmer stimmte, war der Umgang mit einer anderen Frau, die er als Schwester ehrte und liebte, und die er auch ganz so betrachtete. Er stand schon länger in bürgerlichen Verhältnissen mit ihr, sie war kränklich und etwas älter wie er; dabei aber von hellem reifem Verstand, von gradem gesundem Sinn, und selbst im Auge der Fremden bis zur Liebenswürdigkeit rechtlich. Alles was sie unternahm, atmete den Geist freundlicher Ordnung, und wie von selbst entwickelte sich die gegenwärtige Tätigkeit allmählich aus der vorigen und bezog sich still auf die künftige. In dieser Anschauung begriff es Julius klar, daß es keine andre Tugend gebe als Konsequenz. Aber es war nicht die kalte steife Übereinstimmung berechneter Grundsätze oder Vorurteile, sondern die beharrliche Treue eines mütterlichen Herzens, das den Kreis seiner Wirksamkeit und seiner Liebe mit bescheidner Kraft erweitert und in sich selbst vollendet, und die rohen Dinge der umgebenden Welt zu einem freundlichen Eigentum und Werkzeug des geselligen Lebens bildet. Dabei war ihr jede Beschränktheit häuslicher Frauen fremd, und mit tiefer Schonung und gefühlter Milde sprach sie über die herrschenden Meinungen der Menschen, und über die Ausnahmen und Ausschweifungen derer, die gegen den Strom leben: denn ihr Verstand war so unbestechlich als ihr Gefühl rein und unverfälscht. Sie sprach überhaupt gern, vorzüglich über sittliche Gegenstände, wo sie den Streit oft ins Allgemeine spielte und auch wohl an Spitzfindigkeiten Gefallen hatte, wenn sie etwas zu enthalten schienen und sinnreich klangen. Sie war nicht sparsam mit Worten und ihr Gespräch ward durch keine ängstliche Ordnung gelenkt. Es war eine reizende Verwirrung von einzelnen Einfällen und allgemeiner Teilnahme, von fortgesetzter Aufmerksamkeit und plötzlicher Zerstreung. Die Natur belohnte endlich die mütterliche Tugend der vortrefflichen Frau und es keimte, da sie es kaum hoffte, ein neues Leben unter ihrem treuen Herzen. Das erfüllte den Jüngling, der so sehr an ihr hing und an ihrem häuslichen Glücke den wärm-

sten Anteil nahm, mit lebhafter Freude: aber es regte vieles in ihm an, was lange geschwiegen hatte.

Da nun einige seiner künstlerischen Versuche auch in seiner Brust ein neues Zutrauen weckten, und ihn der erste Beifall großer Meister aufmunterte; da ihn die Kunst an neue sehenswürdige Orte und unter fremde fröhliche Menschen führte: so erweichte sich sein Gefühl und floß mächtig, wie ein großer Strom, wenn das Eis schmilzt und bricht, und die Wogen mit neuer Kraft sich durch die alte Bahn reißen.

Er war verwundert sich wieder ausgelassen und fröhlich in der Gesellschaft der Menschen zu fühlen. Seine Denkart war männlich und rauh, aber sein Herz in der Einsamkeit wieder kindlich und schüchtern geworden. Er sehnte sich nach einer Heimat und dachte an eine schöne Ehe, die mit den Forderungen der Kunst nicht streiten sollte. War er dann unter der Blüte junger Mädchen, so fand er leicht eine oder mehrere von ihnen liebenswürdig. Heiraten, meinte er, wolle er sie gleich, wenn er sie schon nicht lieben könne. Denn der Begriff und selbst der Name der Liebe war ihm überheilig und blieb ganz in der Ferne. Bei solchen Gelegenheiten lächelte er dann über die scheinbare Beschränktheit seiner augenblicklichen Wünsche und fühlte wohl, wie unermeßlich viel ihm noch fehlen möchte, wenn sie durch einen Zauberschlag sogleich erfüllt würden. Ein anderesmal lachte er lauter über seine alte Heftigkeit nach so langem Enthalten, da ihm eine schnelle Gelegenheit einen frischen Genuß anbot, und sein Gemüt durch einen Roman, der in wenigen Minuten angefangen, vollendet und beschlossen war, wenigstens von einigem Brennstoff befreite und erleichterte.

Einem sehr gebildeten Mädchen gefiel er, weil er ihr seelenvolles Gespräch und ihren schönen Geist mit sichtbarer Innigkeit bewunderte, und ihr, ohne eine Schmeichelei auszusprechen, bloß durch die Art seines Umgangs huldigte, so gut, daß sie ihm nach und nach alles erlaubte, außer das letzte. Und selbst diese Grenze setzte sie ihm nicht aus Kälte, noch aus Vorsicht und Grundsatz: denn sie war reizbar genug, sie hatte eine

starke Anlage zum Leichtsinne und lebte in den freisten Verhältnissen. Es war weiblicher Stolz und Scheu vor dem, was sie für tierisch und roh hielt. So wenig nun ein solches Beginnen ohne Vollendung nach Julius Sinne war, und obgleich er über die kleine Einbildung des Mädchens lächeln mußte, wenn er bei diesem verkehrten und verkünstelten Wesen an das Schaffen und Wirken der allmächtigen Natur, an ihre ewigen Gesetze, an die Hoheit und Größe der Mutterwürde, und an die Schönheit des Mannes dachte, den in der Fülle der Gesundheit und Liebe die Begeisterung des Lebens ergreift, oder des Weibes, das sich ihr hingibt: so freute er sich doch bei dieser Gelegenheit zu sehn, daß er den Sinn für zarten und feinen Genuß noch nicht verloren habe.

Bald aber vergaß er diese und andre ähnliche Kleinigkeiten, da er eine junge Künstlerin traf, welche das Schöne gleich ihm leidenschaftlich verehrte, die Einsamkeit und Natur ebenso zu lieben schien. In ihren Landschaften sah und fühlte man den lebendigen Hauch wahrer Luft, es war immer ein ganzer Blick. Die Umrisse waren zu unbestimmt, und zwar auf eine solche Weise, daß sie den Mangel einer gründlichen Schule verrieten. Aber alle die Massen stimmten zusammen zu einer Einheit für das Gefühl, die so klar und deutlich war, als sei es unmöglich, etwas anderes dabei zu fühlen. Sie trieb die Malerei nicht wie ein Gewerbe oder eine Kunst, sondern bloß aus Lust und Liebe, und warf jede Ansicht, so wie auf ihren Wanderungen ihr eine gefiel oder merkwürdig schien, nach Zeit und Laune mit der Feder oder in Wasserfarben aufs Papier. Zum Öl hatte es ihr an Geduld und an Fleiß gefehlt, und selten malte sie ein Portrait, nur wann sie ein Gesicht sehr ausgezeichnet und wert hielt. Dann arbeitete sie mit der gewissenhaftesten Treue und Sorgfalt und wußte die Pastellfarben mit einer bezaubernden Weichheit zu behandeln. So bedingt und gering der Wert dieser Versuche für die Kunst sein mochte, so freute sich Julius doch nicht wenig über die schöne Wildheit in ihren Landschaften und über den Geist, mit dem sie die unergründliche Mannichfaltigkeit und wunder-

bare Übereinstimmung der menschlichen Gesichtszüge auffaßte. Und so einfach die der Künstlerin selbst waren, so waren sie doch nicht unbedeutend, und Julius fand in ihnen einen großen Ausdruck, der ihm immer neu blieb.

Lucinde hatte einen entschiednen Hang zum Romantischen, er fühlte sich betroffen über die neue Ähnlichkeit und er entdeckte immer mehrere. Auch sie war von denen, die nicht in der gemeinen Welt leben, sondern in einer eignen selbstgedachten und selbstgebildeten. Nur was sie von Herzen liebte und ehrte, war in der Tat wirklich für sie, alles andre nichts; und sie wußte was Wert hat. Auch sie hatte mit kühner Entschlossenheit alle Rücksichten und alle Bande zerrissen und lebte völlig frei und unabhängig.

Die wunderbare Gleichheit zog den Jüngling bald in ihre Nähe, er bemerkte, daß auch sie diese Gleichheit fühle, und beide nahmen es gewahr, daß sie sich nicht gleichgültig wären. Es war noch nicht lange daß sie sich sahen und Julius wagte nur einzelne abgerißne Worte, die bedeutend aber nicht deutlich waren. Er sehnte sich mehr von ihren Schicksalen und ihrem ehemaligen Leben zu wissen, worüber sie gegen andre sehr geheimnisvoll war. Ihm gestand sie nicht ohne gewaltsame Erschütterung, sie sei schon Mutter gewesen von einem schönen starken Knaben, den ihr der Tod bald wieder entrissen. Auch er erinnerte sich an die Vergangenheit und sein Leben ward ihm, indem er es ihr erzählte, zum erstenmal zu einer gebildeten Geschichte. Wie freute sich Julius, da er mit ihr über Musik sprach, und seine innersten und eigensten Gedanken über den heiligen Zauber dieser romantischen Kunst aus ihrem Munde hörte! Da er ihren Gesang vernahm, der sich rein und stark gebildet aus tiefer weicher Seele hob, da er ihn mit dem seinigen begleitete, und ihre Stimmen bald in Eins flossen, bald Fragen und Antworten der zartesten Empfindung wechselten, für die es keine Sprache gibt! Er konnte nicht widerstehn, er drückte einen schüchternen Kuß auf die frischen Lippen und die feurigen Augen. Mit ewigem Entzücken fühlte er das göttliche Haupt der hohen Gestalt auf

seine Schulter sinken, die schwarzen Locken flossen über den Schnee des vollen Busens und des schönen Rückens, leise sagte er *herrliche Frau!* als die fatale Gesellschaft unerwartet hereintrat.

Nun hatte sie ihm nach seinen Begriffen eigentlich schon alles gewährt; es war ihm nicht möglich zu künsteln an einem Verhältnis, das er sich so rein und groß dachte, und doch war ihm jede Zögerung unerträglich. Von einer Gottheit, dachte er, begehrt man nicht erst das, was man nur als Übergang und Mittel denkt, sondern man bekennt sogleich mit Offenheit und Zuversicht das Ziel aller Wünsche. So bat auch er sie mit der unschuldigsten Unbefangenheit um alles, was man eine Geliebte bitten kann, und stellte ihr in einem Strome von Beredsamkeit dar, wie seine Leidenschaftlichkeit ihn zerstören würde, wenn sie zu weiblich sein wollte. Sie war nicht wenig überrascht, aber sie ahndete wohl, daß er nach der Hingebung liebender und treuer sein würde wie vorher. Sie konnte keinen Entschluß fassen, und überließ es nur den Umständen, die es so fügten, wie es gut war. Sie waren nur wenige Tage allein, als sie sich ihm auf ewig ergab und ihm die Tiefe ihrer großen Seele öffnete, und alle Kraft, Natur und Heiligkeit, die in ihr war. Auch sie lebte lange in gewaltsamer Verschlossenheit, und nun brachen zwischen den Umarmungen in Strömen der Rede das zurückgedrängte Zutrauen und die Mitteilung mit einemmale hervor aus dem innersten Gemüt. In einer Nacht wechselten sie mehr als einmal heftig zu weinen und laut zu lachen. Sie waren ganz hingeeben und eins und doch war jeder ganz er selbst, mehr als sie es noch je gewesen waren, und jede Äußerung war voll vom tiefsten Gefühl und eigensten Wesen. Bald ergriff sie eine unendliche Begeisterung, bald tändelten und scherzten sie mutwillig und Amor war hier wirklich, was er so selten ist, ein fröhliches Kind.

Durch das, was seine Freundin ihm offenbart hatte, ward es dem Jünglinge klar, daß nur ein Weib recht unglücklich sein kann und recht glücklich, und daß die Frauen allein, die mitten im Schoß der menschlichen Gesellschaft Naturmenschen geblieben

sind, den kindlichen Sinn haben, mit dem man die Gunst und Gabe der Götter annehmen muß. Er lernte das schöne Glück ehren, was er gefunden hatte, und wenn er es mit dem häßlichen unechten Glück verglich, was er ehemals vom Eigensinn des Zufalls künstlich erzwingen wollte, so erschien es ihm wie eine natürliche Rose am lebendigen Stamm gegen eine nachgemachte. Aber weder im Taumel der Nächte noch in der Freude der Tage wollte er es Liebe nennen. So sehr hatte er sich beredet, daß diese gar nicht für ihn sei und er nicht für sie! Es fand sich leicht ein Unterschied, um diese Selbsttäuschung zu bestätigen. Er hege, so war sein Urteil, eine heftige Leidenschaft für sie und werde ewig ihr Freund sein. Was sie ihm gab und für ihn fühlte, nannte er Zärtlichkeit, Erinnerung, Hingabe und Hoffnung. Indessen floß die Zeit und die Freude wuchs. Julius fand in Lucindens Armen seine Jugend wieder. Die üppige Ausbildung ihres schönen Wuchses war für die Wut seiner Liebe und seiner Sinne reizender, wie der frische Reiz der Brüste und der Spiegel eines jungfräuliches Leibes. Die hinreißende Kraft und Wärme ihrer Umschließung war mehr als mädchenhaft; sie hatte einen Anhauch von Begeisterung und Tiefe, den nur eine Mutter haben kann. Wenn er sie im Zauberschein einer milden Dämmerung hingegossen sah, konnte er nicht aufhören, die schwelenden Umrisse schmeichelnd zu berühren, und durch die zarte Hülle der ebenen Haut die warmen Ströme des feinsten Lebens zu fühlen. Sein Auge indessen berauschte sich an der Farbe die sich durch die Wirkung der Schatten vielfach zu verändern schien und doch immer eine und dieselbe blieb. Eine reine Mischung, wo nirgends Weiß oder Braun oder Rot allein abstach oder sich roh zeigte. Das alles war verschleiert und verschmolzen zu einem einzigen harmonischen Glanz von sanftem Leben. – Auch Julius war männlich schön, aber die Männlichkeit seiner Gestalt offenbarte sich nicht in der hervorgeprägten Kraft der Muskeln. Vielmehr waren die Umrisse sanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Überfluß. In hellem Licht bildete die Oberfläche überall breite Massen und der glat-

te Körper schien dicht und fest wie Marmor, und in den Kämpfen der Liebe entwickelte sich mit einemmale der ganze Reichtum seiner kräftigen Bildung.

Sie erfreuten sich des jugendlichen Lebens, Monate vergingen wie Tage und mehr als zwei Jahre waren vorüber. Nun ward Julius erst allmählich inne, wie groß seine Ungeschicklichkeit sei und sein Mangel an Verstand. Er hatte die Liebe und das Glück überall gesucht, wo sie nicht zu finden waren, und nun da er das Höchste besaß, hatte er nicht einmal gewußt oder gewagt, ihm den rechten Namen zu geben. Er erkannte nun wohl, daß die Liebe, die für die weibliche Seele ein unteilbares durchaus einfaches Gefühl ist, für den Mann nur ein Wechsel und eine Mischung von Leidenschaft, von Freundschaft und von Sinnlichkeit sein kann; und er sah mit frohem Erstaunen, daß er eben so unendlich geliebt werde wie er liebe.

Überhaupt schien es vorherbestimmt, daß jede Begebenheit seines Lebens ihn durch ein sonderbares Ende überraschen solle. Nichts zog ihn anfangs so sehr an, und hatte ihn so mächtig getroffen, als die Wahrnehmung, daß Lucinde von ähnlichem ja gleichem Sinn und Geist mit ihm selbst war, und nun mußte er von Tage zu Tage neue Verschiedenheiten entdecken. Zwar gründeten sich selbst diese nur auf eine tiefere Gleichheit, und je reicher ihr Wesen sich entwickelte, je vielseitiger und inniger ward ihre Verbindung. Er hatte es nicht geahndet, daß ihre Originalität so unerschöpflich war wie ihre Liebe. Ihr Aussehn sogar schien jugendlicher und blühender in seiner Gegenwart; und so blühte auch ihr Geist durch die Berührung des seinigen auf und bildete sich in neue Gestalten und in neue Welten. Er glaubte alles in ihr vereinigt zu besitzen, was er sonst einzeln geliebt hatte: die schöne Neuheit des Sinnes, die hinreißende Leidenschaftlichkeit, die bescheidne Tätigkeit und Bildsamkeit und den großen Charakter. Jedes neue Verhältnis, jede neue Ansicht war für sie ein neues Organ der Mitteilung und Harmonie. Wie der Sinn für einander, wuchs auch der Glauben an einander, und mit dem Glauben stieg der Mut und die Kraft.

Sie teilten ihre Neigung zur Kunst und Julius vollendete einiges. Seine Gemälde belebten sich, ein Strom von beseelendem Licht schien sich darüber zu ergießen und in frischer Farbe blühte das wahre Fleisch. Badende Mädchen, ein Jüngling der mit geheimer Lust sein Ebenbild im Wasser anschaut, oder eine holdselig lächelnde Mutter mit dem geliebten Kinde im Arm waren beinahe die höchsten Gegenstände seines Pinsels. Die Formen selbst entsprachen vielleicht nicht immer den angenommenen Gesetzen einer künstlichen Schönheit. Was sie dem Auge empfahl, war eine gewisse stille Anmut, ein tiefer Ausdruck von ruhigem heiterem Dasein und von Genuß dieses Daseins. Es schienen beseelte Pflanzen in der gottähnlichen Gestalt des Menschen. Eben diesen lebenswürdigen Charakter hatten auch seine Umarmungen, in deren Verschiedenheit er unerschöpflich war. Die malte er am liebsten, weil der Reiz seines Pinsels sich hier am schönsten zeigen konnte. In ihnen schien wirklich der flüchtige und geheimnisvolle Augenblick des höchsten Lebens durch einen stillen Zauber überrascht und für die Ewigkeit angehalten. Je entfernter von bacchantischer Wut, je bescheidner und lieblicher die Behandlung war, je verführerischer war der Anblick, bei dem Jünglinge und Frauen ein süßes Feuer durchströmte. Wie seine Kunst sich vollendete und ihm von selbst in ihr gelang, was er zuvor durch kein Streben und Arbeiten erringen konnte: so ward ihm auch sein Leben zum Kunstwerk, ohne daß er eigentlich wahrnahm, wie es geschah. Es ward Licht in seinem Innern, er sah und übersah alle Massen seines Lebens und den Gliederbau des Ganzen klar und richtig, weil er in der Mitte stand. Er fühlte, daß er diese Einheit nie verlieren könne, das Rätsel seines Daseins war gelöst, er hatte das Wort gefunden, und alles schien ihm dazu vorherbestimmt und von den frühesten Zeiten darauf angelegt, daß er es in der Liebe finden sollte, zu der er sich aus jugendlichem Unverstand ganz ungeschickt geglaubt hatte.

Leicht und melodisch flossen ihnen die Jahre vorüber, wie ein schöner Gesang, sie lebten ein gebildetes Leben, auch ihre

Umgebung ward harmonisch und ihr einfaches Glück schien mehr ein seltnes Talent als eine sonderbare Gabe des Zufalls. Julius hatte auch sein äußeres Betragen verändert; er war geselliger, und obgleich er viele ganz verwarf, um sich mit wenigen desto inniger zu verbinden, so unterschied er doch nicht mehr so hart, wurde vielseitiger und lernte das Gewöhnliche veredeln. Er zog allmählich manche vorzügliche Menschen an sich, Lucinde verband und erhielt das Ganze und so entstand eine freie Gesellschaft, oder vielmehr eine große Familie, die sich durch ihre Bildung immer neu blieb. Auch vorzügliche Ausländer erhielten den Zutritt. Julius sprach seltner mit ihnen, aber Lucinde wußte sie gut zu unterhalten; und zwar so, daß ihre groteske Allgemeinheit und ausgebildete Gemeinheit zugleich die andern ergötzte, und weder ein Stillstand noch ein Mißlaut in der geistigen Musik erregt ward, deren Schönheit eben in der harmonischen Mannichfaltigkeit und Abwechselung bestand. Neben dem großen, ernsten Styl in der Kunst der Geselligkeit sollte auch jede nur reizende Manier und flüchtige Laune ihre Stelle darin finden.

Eine allgemeine Zärtlichkeit schien Julius zu beseelen, nicht ein nützendes oder mitleidendes Wohlwollen an der Menge, sondern eine anschauende Freude über die Schönheit des Menschen, der ewig bleibt, während die einzelnen schwinden; und ein reger und offner Sinn für das Innerste in sich und in andern. Er war fast immer gleich gestimmt zum kindlichsten Scherz und zum heiligsten Ernst. Er liebte nicht mehr nur die Freundschaft in seinen Freunden, sondern sie selbst. Jede schöne Ahnung und Andeutung die in der Seele liegt, strebte er im Gespräch mit ähnlich Gesinnten ans Licht zu bringen und zu entwickeln. Da ward sein Geist in vielfachen Richtungen und Verhältnissen ergänzt und bereichert. Aber die volle Harmonie fand er auch von dieser Seite allein in Lucindens Seele, wo die Keime alles Herrlichen und alles Heiligen nur auf den Strahl seines Geistes warteten, um sich zur schönsten Religion zu entfalten.

* * *

Ich versetze mich gern in den Frühling unsrer Liebe; ich sehe alle die Veränderungen und Verwandlungen, ich lebe sie noch einmal, und ich möchte wenigstens einige von den leisen Umrissen des entfliehenden Lebens ergreifen und zu einem bleibenden Bilde gestalten, jetzt da es noch voller warmer Sommer in mir ist, ehe auch das vorüber und es auch dazu zu spät wird. Wir Sterblichen sind, so wie wir hier sind, nur die edelsten Gewächse dieser schönen Erde. Die Menschen vergessen das so leicht, höchlich mißbilligen sie die ewigen Gesetze der Welt und wollen die geliebte Oberfläche durchaus im Mittelpunkte wieder finden. Nicht also du und ich. Wir sind dankbar und zufrieden mit dem was die Götter wollen und was sie in der heiligen Schrift der schönen Natur so klar angedeutet haben. Das bescheidne Gemüt erkennt es, daß es auch seine wie aller Dinge natürliche Bestimmung sei, zu blühen, zu reifen und zu welken. Aber es weiß, daß eines doch in ihm unvergänglich sei. Dieses ist die ewige Sehnsucht nach der ewigen Jugend, die immer da ist und immer entflieht. Noch klaget die zärtliche Venus⁶¹ um den Tod des holden Adonis⁶² in jeder schönen Seele. Mit süßem Verlangen erwartet und sucht sie den Jüngling, mit zarter Wehmut erinnert sie sich an die himmlischen Augen des Geliebten, an die sanften Züge und an die kindlichen Gespräche und Scherze, und lächelt dann eine Träne, hold errötend, auch sich nun unter den Blumen der bunten Erde zu erblicken.

Andeuten will ich dir wenigstens in göttlichen Sinnbildern, was ich nicht zu erzählen vermag. Denn wie ich auch die Vergangenheit überdenke, und in mein Ich zu dringen strebe, um die Erinnerung in klarer Gegenwart anzuschauen und dich anschauen zu lassen: es bleibt immer etwas zurück, was sich nicht äußerlich darstellen läßt, weil es ganz innerlich ist. Der Geist des Menschen ist sein eigener Proteus,⁶³ verwandelt sich und will nicht Rede stehn vor sich selbst, wenn er sich greifen möchte. In jener tiefsten Mitte des Lebens treibt die schaffende Willkür ihr Zauberspiel. Da sind die Anfänge und Enden, wohin alle Fäden im Gewebe der geistigen Bildung sich verlieren. Nur was all-

mählig fortrückt in der Zeit und sich ausbreitet im Raume, nur was geschieht ist Gegenstand der Geschichte. Das Geheimnis einer augenblicklichen Entstehung oder Verwandlung kann man nur erraten und durch Allegorie⁶⁴ erraten lassen.

Es war nicht ohne Grund, daß der fantastische Knabe, der mir am meisten gefiel unter den vier unsterblichen Romanen, die ich im Traum sah, mit der Maske spielt. Auch in dem was reine Darstellung und Tatsache scheint, hat sich Allegorie eingeschlichen, und unter die schöne Wahrheit bedeutende Lügen gemischt. Aber nur als geistiger Hauch schwebt sie beseelend über die ganze Masse, wie der Witz, der unsichtbar mit seinem Werke spielt und nur leise lächelt.

Es gibt Dichtungen in der alten Religion, die selbst in ihr einzig schön, heilig und zart erscheinen. Die Poesie hat sie so fein und reich gebildet und umgebildet, daß ihre schöne Bedeutsamkeit unbestimmt geblieben ist, und immer neue Deutungen und Bildungen erlaubt. Unter diesen habe ich, um dir einiges von dem anzudeuten, was ich über die Metamorphosen des liebenden Gemüts ahnde, die gewählt, von denen ich glaubte, der Gott der Harmonie könnte sie, nachdem ihn die Liebe vom Himmel auf die Erde geführt und ihn zum Hirten gemacht, den Musen erzählt oder doch von ihnen angehört haben. Damals an den Ufern des Amphrysos⁶⁵ hat er auch, wie ich glaube, die Idylle und die Elegie ersonnen.

Friedrich Schlegel: Lucinde – Lehrjahre der Männlichkeit, in: KFSÄ 1, S. 35-59.

10. Friedrich Schlegelmacher: Notiz zur ‚Lucinde‘

*Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel. Erster Theil.
Frölich. Berlin 1799.*

Wenn ehemals eine Unglückselige der schwarzen Kunst halber angeklagt wurde, war es höchst gefährlich, ihre Unschuld eher vindiciren zu wollen, als bis sie glücklich abgethan war. Von Büchern wird dies wohl immer gelten, und deßhalb ist, aus schuldiger Achtung gegen die öffentliche Meinung, von der Lucinde in diesen Blättern noch nicht die Rede gewesen. In der That hat das Verfahren gegen dieses Buch – in der äußeren Erscheinung wenigstens – eine schneidende Aehnlichkeit mit jenen Prozessen, wo es doch die Bosheit war, welche die Anklage bildete, und die fromme Einfalt, die das Urtheil vollzog; Kräfte, die in der litterarischen Welt gar nicht existiren sollten. Hat man etwa, nachdem sich die fürchterlichen Anklagen von einzelnen, aller Sittlichkeit und aller Ordnung Hohn sprechenden Stellen, und von einem verderblichen Geiste des Ganzen erhoben hatten, das Buch gelesen? Eben so wenig, als man sich um die eigentlichen Facta bei jenen Prozessen zu bekümmern pflegte. Aber Einer spricht und deutet dem Andern nach; und nachdem das Publikum auf diese Art bearbeitet ist, bleibt den Richtern nichts übrig, als – statt der Kritik – ihre gute Ermahnung noch zu *verlieren*. Jetzt, nachdem das Buch vor einigen Wochen, wie man laas, förmlich, unter allen, bei solchen Gelegenheiten üblichen, gottseligen Ceremonien, verbrannt ist, kann man eher versuchen, eine natürliche, nicht vom Aberglauben eingegebene Ansicht geltend zu machen, und durch Aufmunterung zum eigenen Lesen die Ergötzlichkeit vorzubereiten, die die Vergleichung des Buches mit der gemeinen Meinung davon einem Jeden gewähren muß. In der That, wenn ein Arzt seinem Kranken eine unschuldige Dosis Salpeter verschreibt, und dieser, anstatt das Mittel zu nehmen, es zerlegt, und ihn dann als

einen Giftmischer anklagt, der Scheidewasser verordnet, so kann das kaum lustiger seyn. Es ist freilich etwas bekanntes, daß die Liebe unter diejenigen Erscheinungen des Gemüths gehört, welche von den Wenigsten, ihrem innern Wesen nach, begriffen werden, und auf welche schon der Hauch der Meisten eine zersetzende Kraft äußert; aber doch, wenn nun nach dieser schönen Operation die doppelte Klage entsteht, der Verfasser habe ein verführerisches Buch schreiben wollen, es aber *zum Glück* selbst unschädlich gemacht durch die metaphysische Schwärmerie, von der er nun einmal nicht lassen könne; oder, er habe diesmal seinen wohlbekanntens Unsinn über die Liebe ergießen wollen, sich aber dabei der Libertinage nicht entäußern können, von der sein verderbtes Herz voll sey: so enthalte sich einer des Lachens über diese Weisheit, die weder in so schönen und klaren Widersprüchen ihren eigenen Unverstand wittert, noch durch den Anblick derselben zu einer Ahndung von der höhern Absicht des Werks geleitet wird.

Erwartet hatten wir eine andere Klage, zu der aber wahrscheinlich, jener Mißverständnisse wegen, noch Niemand Raum gefunden hat, daß nämlich die Lucinde eher alles andere sey, als ein Roman, da sie in Stoff und Form von allem abweicht, was für wesentlich dazu gehalten wird. Wie sie dennoch durch Stoff und Form, die einander ganz vorzüglich angemessen sind, dieser Gattung angehöre, kann hier nur leise angedeutet werden. Schon die so gewöhnliche Vergleichung des Romantischen mit dem Dramatischen führt darauf, daß Jenes eine so viel möglich vollendete Anschauung des innern Menschen geben soll. Auch diese kann freilich nicht anders, als durch Darstellung des Handelns hervorgebracht werden; aber nur wer von dem Glauben ausgeht, daß dem Menschen sein Inneres lediglich von außen angebildet werde, kann das äußere Handeln dazu für hinreichend halten; jeder Andere wird fordern, daß Gesinnungen und Ansichten unmittelbarer ausgesprochen werden, und Aeüßerungen verkommen sollen, bei denen die Beziehung auf einen Gegenstand gegen die Beziehung auf Ideen zurücktritt und ver-

schwindet. Alsdann scheint die erzählende Form nur an den Enden des Romans zu liegen, da nämlich, wo der Mensch seine Freiheit und Eigenthümlichkeit noch nicht gefunden hat, und also noch durch den Zusammenhang des äußern Lebens äußerlich gebildet wird; oder da, wo er schon durch Freiheit sein äußeres Leben und seine Welt sich selbst bildet. Nach diesen Grundsätzen scheint die Lucinde construiert zu seyn, ob sie gleich am Ende dieses Theils noch nicht den letzteren Punkt erreicht hat, sondern in der Mitte, im Reflectiren über sich selbst und die Welt, und im organischen Ausbilden des eigenen Wesens stehen geblieben ist. Daher ist hier alles dem Helden selbst in die Feder gelegt, und nur die Zeit seines Suchens der Liebe in erzählender Form, und – um die Gränzen derselben desto besser halten zu können – in der dritten Person ausgesprochen, alles Uebrige aber unmittelbar an die Geliebte gerichtet als Brief, als Selbstgespräch, als Phantasie. Was vor jenem historischen Theile hergeht, enthält – außer dem, was es für sich selbst ist – in mancherlei Gestalten eine Exposition des Stoffs und der Form, des Punktes von dem das Ganze ausgeht, des Geistes der darin weht, und der Welt von Lesern und Freunden, welche die Dichtung sich bilden möchte. Zu diesem Endzwecke ist alles nothwendig, was da ist, die Aufstellung der Liebe, der Freude und des Scherzes in der *dithyrambischen Phantasie* und dem Dialogen *Treue und Scherz*, die Forderung einer unbedingten Freiheit der Mittheilung, und die Constitution, nicht sowohl der Episode, als der lyrischen Form des Ganzen, die Classification der Romane, und die Würdigung desjenigen der gewöhnlichste ist, die Persiflage der leeren Geschäftigkeit und des psychologischen Unwesens. In den *Lehrjahren der Männlichkeit* werden wir nun in eine frühere Zeit zurückgeführt, wo Julius, durch das innere Bedürfniß getrieben, aber nichts ihm entsprechendes findend, was er sich zueignen könnte, sich in falschen Tendenzen und in innerer Verwirrung verzehret. Die Erscheinung Lucidens, durch welche wir wieder auf den eigentlichen Anfangspunkt des Ganzen hingeführt werden, be-

schließt dies historische Stück. Hier ruht die Dichtung gleichsam noch einmal aus, und sieht von dem Individuellen in das Allgemeine zurück, indem Julius, als ein neuer Pausias, seiner Geliebten aus zarten und ganz eigen gedeuteten Mythen einen Kranz flicht, der sinnbildlich eine Geschichte des Strebens nach Liebe darstellt. Jetzt endlich nimmt das Ganze eine fortschreitende Richtung. Zwei Briefe schildern, der eine die reine Freude an der Liebe, die sich auch abwesend genießen läßt, und ihre süßesten Hofnungen in einer begeisterten Ahnung der Vaterwürde, und des durch sie begründeten und nur durch sie recht verständlichen häuslichen Lebens, der andere den tiefsten Schmerz bei der Lebensgefahr der Geliebten. Mit großer Weisheit sind hier Julius und Lucinde entfernt gehalten, damit die Darstellung des Inneren reiner sey, und der Eindruck davon nicht durch den des Aeüßeren erdrückt werde. Zwei andere Briefe enthalten von der männlichen Freundschaft, die vor Entdeckung der Liebe für Julius das höchste gewesen war, eine Ansicht aus seinem jetzigen Standpunkte. Indeß möchte es hier und an ein Paar andern Stellen zu tadeln seyn, daß äußere Verhältnisse, auf welche doch Bezug genommen wird, fast gar nicht angedeutet sind. Ueberhaupt fehlt den letzteren Abschnitten selbst jenes lose Band, das die Stücke vor den Lehrjahren zusammenhält, zwischen welchen ein Brief von Julius an Lucinde hindurchläuft, in dem Alles eingeschaltet ist. Diese hier stehn, ohne eine solche äußere Einheit, nur neben einander. Freilich sind sie durch die innere Bedeutung genau verbunden; aber wenn auch der, welcher im Stande ist, das Ganze von seinem Prinzipien aus völlig zu verstehen, ein äußeres Bindungsmittel nicht vermisset, so wie doch durch den Mangel desselben jeder niedere Grad des Verstehens und das Fortschreiten darin von einem andern Punkte aus gar sehr erschwert. Nach diesem Einzelnen sind *Sehnsucht und Ruhe* und die *Tändeleien der Phantasie* wieder Darstellungen des Ganzen, des höchsten stillen Genusses der Liebe und der durch sie vermittelten frohesten und freiesten Ansicht des Lebens. Wer von hier aus nicht alles

übrige versteht, und mit dem Dichter eins wird, für den ist der Geist des Werks gewiß verlohren.

Eben so eigen und neu, als die Oekonomie des Ganzen, ist auch die Auswahl und Behandlung des Einzelnen. So wird zum Beispiel das Verhältniß der Personen zur Kunst fast bei allen, von denen irgend die Rede ist, als ein Mittel der Charakterzeichnung gebraucht, und wirft auf die Figuren ein Licht, welches, wenn nicht andere Gesetze dieses Werks verletzt werden sollten, nirgend anders herkommen konnte. Dies ist eine der schwierigsten Eigenheiten: denn wer nicht selbst einen gewissen Grad von Kunstsinn und Kenntniß hat, wird den Eindruck, welcher gemacht werden soll, immer nur unbestimmt ahnden. Nächst-dem stellt auch die Kunst des Buches selbst sich bisweilen als Prolog und Epilog hin, um über die Composition mit dem Leser freundlich zu reden, nicht nur vorne bei der etwas zu förmlichen Constitution der Form des Ganzen, sondern auch hie und da in Beziehung auf einzelne Theile, z. B. vor den *Metamorphosen* und nach der *Reflexion*. Wir wünschten, der Verfasser hätte bei einer solchen Gelegenheit auch Rechenschaft davon gegeben, warum die Vision und die Allegorie so sehr über alle andere Formen hervorragen, und unverhältnißmäßig oft wiederkehren; dagegen die dialogische, die dem Romane wesentlicher zu seyn scheint, nur zweimal vorkommt. Aber freilich, wie sind auch diese zwei Gespräche! Treue und Scherz so höchst charakteristisch, daß es in dieser Rücksicht nicht leicht übertroffen werden kann, und Sehnsucht und Ruhe so poetisch, so erhaben und heilig, daß man nichts darüber mit Worten sagen darf. Ueberhaupt kann man die Klage über den Mangel an Poesie nicht ernstlich nehmen: nur den zweiten Brief an Lucinde braucht man zu lesen, um vom Gegentheile überzeugt zu seyn; und nun gar alles übrige! Wie könnte es auch an Poesie fehlen, wo so viel Liebe ist!

Durch die Liebe eben wird das Werk nicht nur poetisch, sondern auch religiös und moralisch. Religiös, indem sie überall auf dem Standpunkte gezeigt wird, von dem sie über das Leben

hinaus ins Unendliche sieht; moralisch, indem sie von der Geliebten aus sich über die ganze Welt verbreitet, und für Alle, wie für sich selbst, Freiheit von allen ungebührlichen Schranken und Vorurtheilen fordert. Wie gestehen, das Verhältniß der Poesie zur Moral nicht leicht anderswo so rein gefunden zu haben, als hier, wo keine von beiden der andern dient, aber jede in der andern lebt und sie verherrlicht.

Friedrich Schleiermacher: Notiz zur Lucinde [Rez. Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel. Erster Theil. Frölich. Berlin 1799], in: Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, Juli 1800, 2. Bd., S. 37-43.

11. Friedrich Schleiermacher: Zueignung an die Unverständigen

Lieben Freunde und Mitbürger in der Welt und in der Litteratur! Was von unser einem irgendwo gedruckt, oder auch nur für mehr als Einen gesagt und geschrieben wird, es sei Großes oder Kleines, das bringen wir immer sehr gern Euch zur Ansicht und Prüfung dar. Nicht etwa wegen Eurer reinen Verehrung für Worte, Buchstaben ja alle einzelne Züge und Töne an sich; sondern eigentlich aus ungeheuchelter Achtung für die Euch eigenthümliche Vortreflichkeit, und zu Folge der ehrfurchtsvollen Gesinnungen, welche Euer hoher Beruf in der Welt uns einflößen muß. Bemerket nur dabei die Unparteilichkeit und Offenheit, die uns eigen ist, und achtet sie ein wenig, wenn Ihr könnt. Denn, daß ich es offenherzig bekenne, wenn ich mir den Zustand und Fortgang der Menschheit betrachte, so erscheint Ihr mir darin als das nothwendige Gegengewicht gegen die unruhige Reizbarkeit, den fortschreitenden Geist und die thätige Weisheit derjenigen, denen Euer auszeichnender Name nicht zukommt, und zugleich gegen die leichte Verführbarkeit des

Neuerungssüchtigen Volkes, gleichsam als der hohe und nicht genug zu verehrende Senat der Erhalter. Von Anbeginn der Welt habt Ihr diese Funktion zur Zufriedenheit des menschlichen Geschlechtes versehen: denn Euch allein verdanken wir es, daß es in dieser ewigen Fortschreitung etwas stillstehendes und bleibendes giebt. Euch ist es gegeben, das bewegliche Leben ertödtend zu fesseln, und was sich ohne Euch immer weiter veredelt und fortgebildet hätte, die rohesten Anfänge der kindischen Vernunft und die ungeschickten Werke des Zufalls, in festen Zügen darzustellen. Sobald etwas dieser Art unter uns dem Besseren Platz gemacht hat, bereitet Ihr es für Euch zu einer ewig dauernden Mumie, und bewahrt es als ein heiliges Palladium. Nicht vergeblich seid Ihr zu diesem Endzweck ausgerüstet mit jener großen Naturkraft, die keiner andern an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, sich aber ganz besonders in Euch verherrlicht, durch Euren standhaften Widerwillen gegen Alles, was lebt und athmet. Zuerst wie billig vernichtet Ihr in Euch jede freie Bewegung, um durch Euer ganzes Leben und Sein den heiligen Dienst der ehernen Formeln, zu dem Ihr berufen seid, auszudrücken, und dann stellt Ihr Euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen Alles außer Euch, was dawider angeht, gleich unpartheiisch es sei Scherz oder Ernst, Witz oder Enthusiasmus, Vernunft oder Leidenschaft, und sprecht über Alles Euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt Ihr in Absicht der Liebe eine Constitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifste Frucht ist von dem schönen Bunde der Barbarei und der Verkünstelung, und der schon so viel Leben und Gedeihen geopfert ist, daß es wol thöricht wäre, nicht auch das wenige übrige noch hinzugeben, um sie aufrecht zu erhalten. Auch seid Ihr durch den reichlichen Besitz aller ökonomischen Herrlichkeiten, die sie Euch sichert, ihre zuverlässigsten und unbestechlichsten Verfechter. Und so widme ich Euch im Vertrauen auf Euren heiligen Eifer diese Blätter, um Euch das frevelhafteste Buch zu bezeichnen und die gefährlichsten Anschläge zu enthüllen. Die Liebe soll auferste-

hen, ihre zerstückten Glieder soll ein neues Leben vereinigen und beseelen, daß sie froh und frei herrsche im Gemüth der Menschen und in ihren Werken, und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge. Ja wol die gefährlichsten Anschläge! denn wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieser Zauber gelöst wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches sich von hier aus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dies sei das schmerzhafteste, woran ich Euch erinnern will, daß Eure Nachkommen, im Geist nemlich – denn fehlen wird es doch an ihnen niemals – in Allem, was sittlich ist, und wenn auch Euer Sinn zehnfach auf ihnen ruhen sollte, ganz andern Formeln zu huldigen genöthigt seyn werden, als diejenigen sind, welche Ihr gern für alle Ewigkeiten geltend machen möchtet. Diese Zeit wollen wir herbeiführen, thut Ihr indessen dagegen, was Euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.

Es thut mir leid um Dich, daß diese Zueignung etwas lang und breit gerathen ist, indessen hoffe ich wirst Du auch das nicht unschicklich und das Ganze besser finden, als irgend eine Disputation. Was hilft auch das Argumentiren? Eine Gesinnung vertheidigt sich nur, indem sie als in sich bestehend und an alles Große und Schöne sich anschließend bewährt wird. Diesen Versuch laß uns überall im Leben und in der Kunst vor Aller Augen anstellen, und sie zu Zuschauern einladen. Und so gehabe Dich wol und thue, wie Du willst.

Friedrich Schleiermacher: Zueignung an die Unverständigen, in: Friedrich Schleiermacher, Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Lübeck, Leipzig 1800, S. 7-11.



Abb. 4: William Shakespeare (1564-1616)

Dramatische Lektüre – Shakespeare

Shakespeare wurde in Deutschland mit dem Aufkommen der moralischen Wochenschriften in der Mitte des 18. Jahrhunderts entdeckt. 1741 erschien die erste deutsche Übersetzung eines Shakespeare-Dramas ‚Versuch einer gebundenen Uebersetzung des Trauerspiels von dem Tode des Julius Caesar‘. Erste Aufsätze über den englischen Dramatiker entstanden ab 1760. Glühende Verehrer Shakespeares wurden die Dichter des Sturm und Drangs. Sie bewunderten insbesondere die behandelten Themen, die das gesamte Spektrum des menschlichen Lebens abdeckten. So wurde Shakespeare zum Inbegriff der Poesie. Er verkörperte vorbildhaft das Originalgenie. Seit 1762 veröffentlichte Christoph Martin Wieland seine Prosaübersetzungen der Werke Shakespeares. Ein Begeisterungssturm war die Folge. Auch die Frühromantiker – allen voran Ludwig Tieck, August Wilhelm und Friedrich Schlegel – beschäftigten sich früh mit Shakespeare. Sie brachten vor allem eine kritische Methodik in die Auseinandersetzung mit dem Dramatiker. So legte Tieck mit seinem Aufsatz ‚Über Shakespeare’s Behandlung des Wunderbaren‘ die erste dramaturgisch-technische Analyse vor. Wesentlichen Einfluss für jede weitere Beschäftigung mit Shakespeare war jedoch die Übersetzung der Dramen durch August Wilhelm Schlegel und Tieck. 1796 veröffentlichte August Wilhelm Schlegel den Aufsatz ‚Etwas über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters‘ in den ‚Horen‘. Dort forderte er eine poetische Übersetzung der Werke: „Ich wage zu behaupten, dass eine solche Uebersetzung in gewissem Sinne noch treuer als die treueste prosaische seyn könnte.“ (Text 15) Damit konnten neben der Bewunderung für das Thematische, für die Figurenkonstellation auch die Sprache, ihre Metaphorik und ihre Musikalität erfasst werden. August Wilhelm veröffentlichte die

ersten Bände der Übersetzung 1797. 1801 überwarf er sich mit dem Berliner Verleger Johann Friedrich Unger. Ludwig Tieck bedauerte den Stillstand des Projektes zutiefst, da er sich der Übersetzung verbunden fühlte. Offiziell übernahm er ab 1824 die Fortführung des Projektes, inzwischen in Zusammenarbeit mit dem Verlag von Georg Reimer. Dazu gesellten sich zwei weitere Helfer, Ludwig Tiecks Tochter Dorothea und Wolf Graf Baudissin. Der Name ‚Schlegel-Tieck-Ausgabe‘ gibt zwar den tatsächlichen Sachverhalt nicht wieder, benennt aber die geistigen Väter des Unternehmens.

12. William Shakespeare: Der Sturm. Übersetzt von Ludwig Tieck

Zweite Szene

(Ein Theil einer Insel; auf der Seite eine kleine Hütte, im Hintergrunde das Meer: – Prospero und Miranda treten auf; Prospero in einem langen, magischen Gewande, mit Charakteren bezeichnet, er trägt einen Stab in der Hand. Der Sturm dauert noch etwas im Anfange der Scene fort.)

M i r a n d a. O, lieber Vater, wenn es durch deine Kunst geschah, daß die wilde Fluth in diesen Aufruhr kam, so besänftige sie auch wieder. – Ein brennender Schwefelregen wollte sich vom Himmel herabgießen, nur die See schäumte bis hoch in die Wolken hinein, und schlug das Feuer wieder aus. – Ach, wie sehr hab' ich mit den Leidenden gelitten! – Ein schönes Schiff, das auch gewiß einige edle Menschen trug, in tausend Stücken zertrümmert! – Ach, wie schnitt ihr Geschrei mitten durch mein Herz! – Die armen Seelen, – sie sanken unter. – O, hätte ich die Macht eines Gottes gehabt, ich hätte lieber die ganze See tief in die Erde hineingesenkt, ehe sie so das gute Schiff hätte verschlingen sollen, und alle die jammernden Seelen mit ihm.

P r o s p e r o. Sey ruhig. Sage deinem mitleidigen Herzen: es ist kein Unglück geschehen.

M i r. O, schrecklicher Tag! Kein Unglück?

**13. William Shakespeare:
Der Sturm. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel**

Zweyte Szene.

Die bezauberte Insel, vor Prospero's Zelle.

Prospero und Miranda treten auf.

M i r a n d a.

Wenn eure Kunst, mein liebster Vater, so
Die wilden Wasser toben hieß, so stillt sie.
Der Himmel, scheint es, würde Schwefel regnen,
Wenn nicht die See, zur Stirn der Veste steigend,
Das Feuer löschte. O ich litt mit ihnen,
Die ich so leiden sah: ein wackres Schiff,
Das sicher herrliche Geschöpfe trug,
In Stücke ganz zerschmettert! O der Schrey
Ging mir ans Herz! Die Armen! sie versanken.
Wär' ich ein Gott der Macht gewesen, lieber
Hätt' ich die See versenket in den Grund,
Eh sie das gute Schiff verschlingen dürfen,
Samt allen Seelen drinnen.

P r o s p e r o.

Fasse dich!
Nichts mehr von Schreck! Sag' deinem weichen Herzen:
Kein Leid geschah.

M i r a n d a.

O Tag des Wehs!

P r o s p. Alles, was ich that, that ich nur aus Liebe für dich, meine geliebte, meine einzige Tochter, die du nicht weißt, wer du bist, und wer dein unglücklicher Vater ist; daß er etwas mehr ist, als Prospero, der Eigenthümer dieser armseligen Hütte.

M i r. Es ist mir nie eingefallen, mehr zu erfahren.

P r o s p. Ich muß dir mehr entdecken. – Hilf mir dies magische Gewand ablegen. – (Er legt mit *Miranda*'s Hülfe seinen Mantel ab.) Nun trockne deine Augen und beruhige dich. – Dies fürchterliche Schauspiel des Schiffbruchs, welches dein innerstes Herz so tief bewegt hat, hab' ich durch meine Kunst so vorsichtig angeordnet, daß kein Geschöpf, ja kein Haar der Geschöpfe, die du schreyen hörtest, die du sinken sahest, verletzt ist. – Setz' dich nieder, denn du mußst jezt mehr erfahren.

M i r. Du fingst schon oft an, mir zu erzählen, wer ich sey, aber immer sagtest du: halt, noch nicht! – brachst ab, und überließest mich einem fruchtlosen Nachsinnen.

P r o s p e r o.

Kein Leid.

Ich that nichts als aus Sorge nur für dich,
Für dich, mein Theuerstes, dich, meine Tochter
Die unbekannt ist mit sich selbst, nicht wissend
Woher ich bin, und daß ich viel was Höhers
Als Prospero, Herr einer armen Zelle,
Und dein nicht größ'rer Vater.

M i r a n d a.

Mehr zu wissen,
Gerieth mir niemals in den Sinn.

P r o s p e r o.

'S ist Zeit,
Dir mehr zu offenbaren. Leih die Hand,
Und nimm den Zaubermantel von mir.

Er legt den Mantel nieder.

So!

Da lieg nun, meine Kunst! Du, trockne dir
Die Augen, sey getrost. Das grause Schauspiel
Des Schiffbruchs, so des Mitleids ganze Kraft
In dir erregt, hab' ich mit solcher Vorsicht
Durch meine Kunst so sicher angeordnet,
Daß keine Seele – nein, kein Haar gekrümmt
Ist irgend einer Kreatur im Schiff,
Die schreyn du hörtest, die du sinken sahst.
Setz dich! Du muß nun mehr erfahren.

M i r a n d a.

Öfter

Begannt ihr mir zu sagen, wer ich bin.
Doch bracht' ihr ab, ließt mich vergebnem Forschen,
Und schlosset: Wart! noch nicht!

P r o s p. Aber jetzt ist die Stunde gekommen, ja dieser Augenblick befiehlt dir, dein Ohr zu öffnen. Gehorch' und merke auf. – Kannst du dich einer Zeit erinnern, ehe wir in dieser Hütte lebten? – Ich glaube nicht, denn du warst damals kaum drey Jahr alt.

M i r. Und doch, Vater.

P r o s p. Wobey? Bey einem andern Hause oder Menschen? – Sage mir, welches Bild dein Gedächtniß so lange aufbewahrt hat.

M i r. Ach, es liegt weit weg, es ist mehr wie ein Traum, als wie eine deutliche Erinnerung, – Hatt' ich nicht einmal vier oder fünf Frauen, die mir aufwarteten?

P r o s p. Du hattest sie, Miranda, und mehr. Aber wie ist dies noch in deiner Seele so lebendig? Was siehst du sonst noch in dem dunkeln, tiefen Hintergrund der Vergangenheit? Wenn du dich einer Zeit erinnern kannst, ehe du hier warst, so weißt du auch vielleicht, auf welche Art du hieher kamst.

M i r. Nein, das weiß ich doch nicht.

P r o s p e r o.

Die Stund' ist da,
Ja die Minute fodert dein Gehör.
Gehorch' und merke! Kannst du dich einer Zeit
Erinnern, eh zu dieser Zell wir kamen?
Kaum glaub' ich, daß du's kannst: denn damals warst du
Noch nicht drey Jahr' alt.

M i r a n d a.

Allerdings, ich kann's.

P r o s p e r o.

Woran? An andern Häusern, andern Menschen?
Sag' mir das Bild von irgend einem Ding',
Das dir im Sinn geblieben.

M i r a n d a.

'S ist weit weg,
Und eher wie ein Traum als wie Gewißheit,
Die mein Gedächtniß aussagt. Hatt' ich nicht
Vier bis fünf Frauen einst zu meiner Wartung?

P r o s p e r o.

Die hatt'st du – mehr, Miranda: doch wie kömmts,
Daß dieß im Geist dir lebt? Was siehst du sonst
Im dunkeln Hintergrund und Schooß der Zeit?
Besinnst du dich auf etwas, eh du herkamst,
So kannst du, wie du kamst.

M i r a n d a.

Das thu' ich aber nicht.

Pr o s p. Zwölf Jahre sind nun verflossen, Miranda, zwölf Jahre, als dein Vater Herzog von Mayland und ein angesehener Fürst war.

M i r. Bist du denn nicht mein Vater?

Pr o s p. Ich bin es, und du warst Fürstinn, und die einzige Erbinne meines Herzogthums.

M i r. O, Himmel! welch Unglück vertrieb uns denn von dort? – Oder war es vielleicht unser Glück?

[...]

[In der Fassung von Ludwig Tieck schließt nicht Prospero's Epilog das Drama, A. d. V.]

Pr o s p. Mein König, ich lade dich und dein Gefolge in meine arme Hütte ein, ihr sollt nur diese einzige Nacht dort ruhen. Ich will dir meine Geschichte erzählen, und dich morgen zu deinem Schiffe, und dann nach Neapel führen, wo wir die Hochzeit unsrer geliebten Kinder feyern wollen. – Ich verspreche euch eine ruhige See, glückliche Winde, und so schnelle Seegel, daß wir deine Flotte bald einholen wollen. – Mein Ariel, dies ist deine letzte Arbeit, dann kehre frey zu den Elementen zurück, und lebe wohl. – Tretet herein!

(Alle gehen in Prospero's Wohnung.)

Pr o s p. Beydes, beydes, mein Kind. Ein Unglück trieb uns dort weg, und ein Glück führte uns hieher.

Prospero.

Zwölf Jahr', Miranda, sind es her, zwölf Jahre
Da war dein Vater Mailands Herzog, und
Ein mächt'ger Fürst.

Miranda.

Seyd ihr denn nicht mein Vater?

Prospero.

Ein Tugendbild war deine Mutter, und
Sie gab dich mir als Tochter, und dein Vater
War Mailands Herzog; seine einz'ge Erbin
Prinzessin, nichts geringers.

Miranda.

Lieber Himmel!
Welch böser Streich, daß wir von dannen mußten.
Wie? oder war's zum Glücke?

Prospero.

Beydes, Liebe.
Ein böser Streich verdrängt' uns, wie du sagst,
Doch unser gutes Glück half uns hieher.

[...]

Epilog

von Prospero gesprochen.

Hin sind meine Zaubereyn,
Was von Kraft mir bleibt, ist mein,
Und das ist wenig: nun ists wahr,
Ich muß hier bleiben immerdar,
Wenn ihr mich nicht nach Napel schickt.
Da ich mein Herzogthum entrückt

Ariel.

(der zurück geblieben ist.)

O goldene Zeit!

Nun bin ich befreyt!

Chor der Geister.

(die sich von allen Seiten auf der Bühne versammeln.)

O seelige Zeit!

Von der Dienstbarkeit

Sind wir alle befreyt!

Ariel und Melida.

Wir flattern hier,

Wir flattern da,

Bald sind wir uns nah,

Bald fliegst du nach mir.

Ha! für und für

Gebiete hier

Die Lieb' und wir!

Chor *(mit Tänzern.)*

Ha! Wonne! Wonne!

Die Seegel schwellen,

Wenn kaum die Sonne

Der Fluth entsteigt;

Wir sausen im Winde

Und führen gelinde

Das Schiff über Wellen,

Die Pfade, die unser Gebieter uns zeigt!

Dann sind wir, o goldne, goldne Zeit,

Auf immer, auf immer vom Dienste befreyt!

Ende.

Der Sturm. Ein Schauspiel von Shakspear, für das Theater bearbeitet von Ludwig Tieck. Berlin, Leipzig 1796, S. 7-9, 102-104.

Aus des Betrügers Hand, dem ich
Verziehen, so verdammet mich
Nicht durch einen harten Spruch
Zu dieses öden Eilands Fluch.
Macht mich aus des Bannes Schooß
Durch eure will'gen Hände los.
Füllt milder Hauch aus euerm Mund
Mein Segel nicht, so geht zu Grund
Mein Plan; er ging auf eure Gunst.
Zum Zaubern fehlt mir jetzt die Kunst:
Kein Geist, der mein Gebot erkennt;
Verzweiflung ist mein Lebensend,
Wenn nicht Gebet mir Hülfe bringt,
Welches so zum Himmel dringt,
Daß es Gewalt der Gnade thut,
Und macht jedweden Fehltritt gut.

Wo ihr begnadigt wünscht zu seyn,
Laßt eure Nachsicht mich befreyn.

William Shakespeare: Der Sturm. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel, in: Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm Schlegel. Dritter Theil: Der Sturm. Berlin 1798, S. 12-15, 133-134.

14. Ludwig Tieck: Briefe über W. Shakespeare

[...] Drum habe ich alle meine Bücher und Geschäfte zurückgelassen, nur Shakspeare hat mich begleitet, und so sehr ich ihn auswendig weiß, entdecke ich, so oft ich ihn wieder lese, neue Fülle und frisches Leben in seinen herrlichen Gedichten. [...]

Daß dir Schlegels neue Uebersetzung des Shakspeare nicht ganz zusagen will, ist mir unerwartet, denn ich hatte gedacht, sie sollte mich grossentheils alles ferneren Gesprächs und alles Streits über diese grossen Dichtungen überheben, denn für die Deutschen liegt in ihr der Kommentar des Dichters. Ich behalte mir vor, dir noch an andern Stellen über diese vortreflich gelungene Nachbildung etwas zu sagen, die für uns wohl die erste wahre Uebersetzung aus einer andern Sprache ist. Wir haben uns bisher behelfen müssen, und seltsam ist es, wie man uns immer Shakspears Vortrefflichkeiten anpries, und in den Uebersetzungen doch immer um Verzeihung bat, daß er so gar abgeschmackt sei, man ließ aus, versetzte, entschuldigte und moderirte und formte von allen Seiten auf ihn ein, bis er ohngefähr so aussah, wie man sich einen Dichter dachte, der das menschliche Herz kannte, wie man immer von ihm gerühmt hat, übrigens aber sich in den Schranken einer billigen Prosa hielt. Eben deswegen kann ich es mir auch wohl vorstellen, wie diese neue eigentliche Uebersetzung manche Gemüther nicht ansprechen will, nur solltest du nicht zu diesen gehören, der du Sinn für manches Gute und Grosse hast, da du nicht die Foderung machst, daß alles sich in einem Geleise bewegen soll und immer auf den alten Wegen wiederkehren. Es war für mich eine ganz neue Erscheinung, die mich eben so überraschte als erfreute, als der erste Band des Schlegelschen Shakspeare erschien; denn es gehört viel Geist und Witz dazu, um nur alle Stellen in ihrem rechten Zusammenhange zu bemerken, wo Shakspeare geistreich und witzig ist, und ich weiß nicht, ob ich mehr die Geschicklichkeit oder das Glück des Uebersetzers bewundern soll, da ihm die Nach-

ahmung fast allenthalben so ungemein gelungen ist. Bald besteht die Eigenthümlichkeit in dem Gange und Klange eines Verses, welches beibehalten werden musste, bald in einer Wiederholung, oder einem Wortspiele, oft war der Reim wichtiger als der Inhalt des Verses, oft zeigte sich in einem unbemerkten Nebenworte das Charakteristische einer Person; daß alle diese Rücksichten nie verletzt oder übergangen sind, zeigt eine feine Empfindung, wie eine grosse Kenntniß des Dichters, denn ein solcher Uebersetzer muß in jeder Stelle den ganzen Dichter ahnden, weil beim Shakspeare nicht bloß die gewöhnlichen Uebersetzertugenden in Anschlag kommen, von denen man immer schon viel Rühmens macht, sondern wer dieses Werk unternimmt, muß den Dichter gleichsam neu erschaffen, er kann in keinem Augenblicke treu genug oder zu frei sein, ihn verläßt hier alles, wenn ihn nicht der ächtpoetische Sinn und das feinste Gefühl der Schicklichkeit überall begleitet.

Ich erspare mir für eine andere Gelegenheit die Charakteristik dieser wie der andern Uebersetzungen, so wie die Darstellung einer ganzen Gallerie von Englischen Kommentatoren, von denen man vielleicht lieber schweigen sollte, denn wenn ich den Shakspeare lese und werfe von ohngefähr zuweilen einen Blick in die Noten, so ist mir gerade so zu Muthe, als wenn man in einer schönen romantischen Gegend reist und einem Wirthshause vorüberfährt, in welchem sich besoffene Bauern zanken und schlagen. [...]

Du räumst gern ein, daß Shakspeare ein Genie war, aber du hast ihm damit noch wenig gegeben, wenn du nicht glaubst, daß es ihm möglich war, in seinen Kunstprodukten die Umgebung zu vergessen, in der er sich befand. Es ist gewiß, daß es keinen Menschen geben kann, sei er noch so einzig, der völlig seinem Zeitalter widersprechen wird, oder der sich ganz von ihm losreißen kann, denn sein Bestes und Innigstes ist aus der Zeit erzeugt, und er würde sich nur selber vernichten, wenn er seine Mutter, die ihn geboren und gesäugt hat, ganz verläugnen wollte. Meinst du es aber so, daß Mangel in der Form, Kunstlosig-

keit, Gemeinheit und was ihr dem noch hinzufügen wollt, das sei, was Shakspeare von seiner rohen Zeit geerbt habe, so bist du gänzlich im Irrthum; denn die Idee der Einheit und Bildung eines Kunstwerks kann nicht mit den Zeiten wachsen, sondern sie muß ursprünglich in der Seele des Künstlers liegen, oder er ist kein Künstler, diese Vollendung ist seine Seele, alles übrige ist nur Hülle und Gewand. Darum war es dem großen Dante möglich, der zu sein, der er ist, und darum stehn Shakspeare und Cervantes⁶⁶ so groß da, weil es die Eigenschaft der Kunst ist, das Höchste in der Kindlichkeit zu sein, so daß das alte Sprichwort, wenn man es nur recht versteht, sehr wahr ist, daß die Poeten geboren werden. Darum tritt uns alles so freundlich und bekannt entgegen, was nur den Namen Poesie verdient, durch keine Zeiten oder Räume können wir von ihm getrennt sein, wenn unser Sinn nur unbefangen und kindlich genug ist, um ihm entgegenzukommen: die ältesten Wunder sind heut und gestern geschehen, die alte Weisheit spricht noch immer weise, längstgestorbene Schönheiten entzücken uns noch immer, und so geschieht es mir, daß alles, auch die Geschichte, die ich als Poesie der Natur betrachte und welche das Schicksal zu einer großen Einheit verbindet, mir so bekannt, wenn auch wunderbar, seltsam, aber doch verständlich, vor mein Gemüth tritt.

Ludwig Tieck: Briefe über W. Shakspeare, in: Ludwig Tieck (Hg.): Poetisches Journal, 1. Jg, 1. und 2. Stück. Jena 1800, S. 18-80, dort S. 21, 34-36, 40-42.

15. August Wilhelm Schlegel: Anmerkungen zum Übersetzen von Shakespeare

Etwas über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters.

Unter tausend verstrickenden Anlockungen für den Geist, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfnen Räthsel, und mancher mit schalkhaftem Ernst vorgetragnen Sittenlehre, bieten Wilhelm Meisters Lehrjahre jedem Freunde des Theaters, der dramatischen Dichtkunst und des Schönen überhaupt, eine in ihrer Art einzige Gabe dar. Die Einführung Shakespeare's, die Prüfung und Vorstellung seines Hamlet ist ein eben so lebendiges Gemähde für die Phantasie, als sie den Verstand lehrreich beschäftigt, und ihm Gegenstände des tiefen Nachdenkens mit



Abb. 6: Vorlesung bei Ludwig Tieck

den flüchtigsten Wendungen zuspießt. Sie kann keineswegs als Episode in diesem Roman angesehen werden. Nichts wird von dem Erzähler in seinem eignen Nahmen abgehandelt: die Gespräche, die er seine Personen darüber halten läßt, werden auf das natürlichste durch ihre Lagen und Character herbeygeführt; alles greift in die Handlung ein, und endlich wird durch die geheimnißvolle Erscheinung eines bekannten Unbekannten, eines, wie man denken sollte, nichts weniger als entkörpernten Geistes in eben der Rolle, welche der wackre Meister William Shakespeare selbst zu spielen pflegte, ein neuer Knoten geschürzt. Mit Einem Wort, das Lob und die Auslegung des größten dramatischen Dichters ist auf die gefälligste Weise dramatisirt. Es wird keine Standrede an seinem Grabe gehalten, noch weniger ergeht ein ägyptisches Todtengericht über ihn. Es ist auferstanden und wandelt unter den Lebenden, nicht durch irgend eine peinliche Beschwörung gezwungen, sondern willig und froh stellt er sich auf das Wort eines Freundes und Vertrauten in verjüngter Kraft und Schönheit dar. [...]

Wie viel anders Shakespeare!* Die Darstellung in seinen prosaischen Szenen ist meisterhaft: die kecksten Züge einer komischen Alltagswelt scheint er mir eben so unbekümmertem Muthwillen hinzuzeichnen, als er sie aufgefaßt haben mochte. Aber dennoch erreicht er erst vermittelt der dichterischen Behandlung den Gipfel seiner dramatischen Vortrefflichkeit. Hier ist sein Styl einfältig kräftig, groß und edel. Wer wird sich nicht gern zu einigen Härten bequemen, wo ihn so viel einschmeichelnde Zartheit dafür entschädigt? Shakespeare hat alles Hohe und Tiefe in seinem Daseyn verknüpft; seine fremdartigsten Eigenschaften bestehen friedlich neben einander: in seiner kühnsten Erhabenheit ist er noch schlicht und bescheiden, in seiner Seltsamkeit natürlich. So zieht sich selbst die höchste tra-

* [Bezugnehmend auf den vorherigen Abschnitt im Orginaltext, der hier nicht wiedergegeben wird. Dort über Goethes Wilhelm Meister. (Anm. d. Hg.)]

gische Würde niemahls wie eine Glorie um seine Menschen her; nein, es wird uns immer eine gleich vertraute Nähe gestattet. In den vergleichungsweise wenigen Stellen, wo seine Poesie aus dem wahren Dialog heraustritt, machten ihm eine zu gewaltige Einbildungskraft, ein zu üppiger Witz die völlige dramatische Entäusserung seiner selbst unmöglich. Er giebt alsdann mehr als er sollte, aber oft ist es von der Art, daß man es sich nicht ohne Bedauern würde nehmen lassen.

Die Vorzüge seines Versbaues zu fühlen und zu würdigen, steht fremden Lesern weniger zu, als den Landsleuten des Dichters. Auch haben ihm Englische Beurtheiler in diesem Stück volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Seine reimlosen Jamben sind überaus mannichfaltig, bald mehr bald weniger regelmäßig, hier und da sogar regellos; (wovon doch manches auf die veränderte Aussprache, manches auch darauf zu schieben ist, daß Shakespeare gar nicht für genaue Abschriften seiner Stücke sorgte) immer aber ausdrucksvoll und gedrängt, oft von grosser Schönheit und Lieblichkeit. Es ist darin das älteste, aber in seiner Gattung (denn Miltons Versbau mit seinen athemlosen Perioden würde für das Schauspiel höchst unpassend seyn) immer noch unübertroffene Vorbild der Engländer. Von seinen gereimten Versen läßt sich nicht dasselbe sagen. Sey es nun, daß die Englische Dichtkunst sich von dieser Seite später ausgebildet, oder daß gewisse Reize der Sprache, wie manche Arten der Mahlerey, den Verwüstungen der Zeit mehr ausgesetzt sind als andre: genug, Shakespeare's Reime sind mehr veraltet, dunkel und fremd geworden, als seine reimlosen Verse. In diesen hat nach ihm nur Milton eigentlich Epoche gemacht; die Kunst harmonisch zu reimen hingegen, worin die Dichter im Zeitalter der Königin Elisabeth nicht ganz unglücklich gewesen waren, ging im nächstfolgenden völlig verloren, wurde dann in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wieder erworben, vielfach bearbeitet, von Dryden⁶⁷ und endlich von Pope zur höchsten möglichen Vollendung gebracht, aber auch für immer an eine wohlklingende Einförmigkeit gefesselt. Man muß also, um bil-

lig zu seyn, in diesem Theil der Verskunst nicht von Shakespeare fodern, was die Englische Sprache erst hundert Jahre nachher liefern konnte, sondern ihn etwa mit seinem Zeitgenossen Spencer vergleichen, was gewiß sehr zu seinem Vortheile ausschlägt. Denn Spencer ist oft gedehnt, Shakespeare, wenn schon gezwungen, doch immer kurz und bündig. Der Reim hat ihn weit häufiger dazu gebracht, etwas nöthiges auszulassen, als etwas unbedeutendes einzuschalten. Doch sind viele seiner gereimten Zeilen noch jetzt untadelich; sinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falschen Schimmer. Die eingestreuten Lieder (des Dichters eigne nähmlich) sind meistens süsse kleine Spiele und ganz Gesang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man sie blos lieset.

Eine poetische Uebersetzung, welche keinen von den charakteristischen Unterschieden der Form auslöscht, und seine Schönheiten, so viel möglich, bewahrt, ohne die Anmaßung ihm jemahls andre zu leihen; welche auch die misfallenden Eigenheiten seines Styls, was oft nicht weniger Mühe machen dürfte, mit übertrüge, würde zwar gewiß ein Unternehmen von großen, aber in unsrer Sprache nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten seyn. Haben doch die Engländer schon eine gelungne poetische Nachbildung von einem dramatischen Meisterwerke: sollte dieß um die Verdienste der Ausländer sonst so unbekümmerte Volk wärmere Freunde unsrer großen Dichter aufzuweisen haben, als wir der seinigen? Denn herzliche Liebe zur Sache ist freylich ein so wesentliches Erfoderniß bey einer solchen Arbeit, daß ohne sie alle übrigen Geschicklichkeiten nichts helfen können. Auch möchten die sechs und dreyßig Stücke Shakespeare's eine zu lange Bahn für einen Einzigen seyn, um sie auf diese Art zu durchlaufen; vor der Hand wäre es genug, wenn mit einzelnen Stücken der Versuch gemacht würde.

Ich wage zu behaupten, daß eine solche Uebersetzung in gewissem Sinne noch treuer als die treueste prosaische seyn könnte. Denn nicht gerechnet, daß diese eine entschiedne Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche sich über das Ganze ver-

(Zu Shakespears 1. Bd. S. 207.)

Lied der Elfen.

Schnell und leicht.
Ein Elfe. J. F. Reichardt.

Was te Schlangen, Dmei ge jüngel! I gel, Wol che, fort von hier,

Daß ihr eu ren Gift nicht bringst, in der Ad ni gin Ne, vier!

Chor.
Nacht gall, mit Ne lo dro fina' in un ser Ep a po pep! Ep a po pep at

Ep a po pep! daß kein Spruch, kein Jam ber fluch der hol den Herrin schädlich sey. Dum

gu te Nacht mit Ep a po pep! nun gu te Nacht mit Ep a po pep!

Abb. 7: J. F. R. Reichardt, *Das Lied der Elfen* (zu Shakespeare, *Ein Sommer nachtstraum*, übersetzt von August Wilhelm Schlegel, 1797)

breitet, so stellt sich dabey sehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck schwächen, oder sich in Prosa erlauben zu müssen, was nur der Poesie, und auch ihr kaum ansteht. Ferner würde es erlaubt seyn, sich dem Dichter in seiner Gedrungenheit, seinen Auslassungen, seinen kühnen und nachdrücklichen Wendungen und Stellungen weit näher anzuschmiegen. Hart möchte die Treue des Uebersetzers zuweilen seyn, und er müßte sich den freyesten Gebrauch unsrer Sprache in ihrem ganzen Umfange (eine alte Gerechtsame der Dichter, was auch Grammatiker einwenden mögen) nicht vorwerfen lassen; aber nie dürfte sie schwerfällig werden. Er überhüpfte lieber eine widerpenstige Kleinigkeit, als daß er in Umschreibungen verfallen sollte. In der Kürze wetteifre er mit seinem Meister, obgleich

die Englische Sprache wegen ihrer Einsylbigkeit, welche sonst der Schönheit des Versbaues nicht sehr günstig ist, hierin vieles voraus hat, und ruhe nicht eher, als bis er sich überzeugt, er habe darin alles im deutschen Thunliche geleistet. Nicht immer wird er Vers um Vers geben können, aber doch meistentheils, und den Raum, den er an Einer Stelle einbüßt, muß er an einer andern wieder zu gewinnen suchen. Dieß ist sehr wichtig, denn geht er in Einem Verse über das Maaß hinaus, so muß er es auch in den folgenden, bis er sich wieder in gleichen Schritt gesetzt hat. Dadurch werden dann Sätze, welche im Englischen Eine Zeile mit schöner Rundung umschließt, in zwey aus einander gerissen, und die bedeutenden Schlüsse der Verse, worauf bey ihrem harmonischen Falle so viel beruht, verändert. Es beweist die große Uebereinstimmung der beyden Sprachen, daß manche Zeilen Shakespeare's, wenn man sie wörtlich und mit beybehaltner Ordnung überträgt, sich wie von selbst in dasselbe Maaß fügen; hingegen stehe ich dem Uebersetzer nicht dafür, daß bey manchen andern auch die vielfältigste [sic!] Versuche nur ein halbes Gelingen zu Wege bringen möchten. Er hüte sich vor einer zu steifen Regelmäßigkeit in seinen reimlosen Jamben: aber zu schön können sie schwerlich seyn. Es ist in unsrer Sprache nicht so leicht, als man sich gewöhnlich einbildet, diesem Sylbenmaße alle Vollkommenheit, deren es empfänglich ist, zu geben, wie schon daraus erhellet, daß wir so wenig Vortreffliches darin besitzen. In den gereimten Versen wird man sich mit einer weniger wörtlichen Treue begnügen müssen: ihr eigenthümliches Kolorit ist die Hauptsache, und dieses kann nur durch Beybehaltung des Reimes übertragen werden. Vielleicht wird es hier oft unvermeidlich seyn, wenn man nicht zu viel weglassen oder gar Ein Paar Verse in zwey ausdehnen will, statt des fünffüßigen den sechsfüßigen Jamben zu gebrauchen, wodurch Sentenzen und Schilderungen weniger verlieren, als die eigentlich dialogischen Stellen.

Uebrigens wäre alles sorgfältig zu entfernen, was daran erinnern könnte, daß man eine Kopie vor sich hat. Die Wortspiele, wel-

che sich nicht übertragen, oder durch ähnliche ersetzen lassen, müßten zwar wegbleiben, aber so, daß keine Lücke sichtbar würde. Eben so hätte es der Uebersetzer mit durchaus fremden und ohne Kommentar unverständlichen Anspielungen zu halten. Von bloß zufälligen Dunkelheiten dürfte er den Text befreyen; aber wo der Ausdruck seinem Wesen nach verworren ist, da könnte auch dem Deutschen Leser die Mühe des Nachsinnens nicht erspart werden. Schon Wieland hat treffend dargethan, warum man Shakespeare nirgends und in keinem Stücke muß verschönern wollen.⁶⁸ Ein ganz leichter Anstrich des Alten in Wörtern und Redensarten würde keinen Schaden thun. Nicht alles Alte ist veraltet, und Luthers Kernsprache ist noch jetzt deutscher als manche neumodige Zierlichkeit. Obgleich Shakespeare's Sprache in dem Zeitalter, worin er schrieb, neu und gebräuchlich war, so trägt sie doch das Gepräge der damaligen noch einfältigeren Sitten, und in der Sprache unsrer biedern Vorältern, drücken sich dergleichen ebenfalls aus. Solche Wörter und Redensarten, welche unsre heutige Verfeinerung bloß zu ihrem Behufe erdacht, wären wenigstens sorgfältig zu vermeiden. Die dramatische Wahrheit müßte überall das erste Augenmerk seyn: im Nothfall wäre es besser, ihr etwas von dem poetischen Werth aufzuopfern als umgekehrt.

Diese Forderungen ließen sich leicht noch mit vielen andern vermehren; allein ich möchte einem Verehrer Shakespeare's, der, wie ich weiß, es mit einigen Stücken versucht hat, keinen sehr willkommenen Dienst thun, indem ich durch den aufgestellten Begriff einer Vollendung, die vielleicht gar nicht erreicht werden kann, seine Arbeit schon im Voraus unter ihren wahren Werth herabsetze. Er liebt indessen den göttlichen Dichter so sehr, daß er sich freuen wird, wenn mein Eifer ihm Nebenbuhler bey dieser Unternehmung erweckt, die durch ein glücklicheres Gelingen seine Bemühungen verdunkeln.

August Wilhelm Schlegel: Anmerkungen zum Übersetzen von Shakespeare. Etwas über William Shakespeare bey Gelegenheit Wilhelm Meisters, in: Die Horen 6 (1796), Viertes Stück, S. 57-112, dort S. 57-58, 106-112.

„Schöne Perlen...“⁶⁹ – Das Athenaeum

Nicht immer waren es „Schöne Perlen“, die die Brüder Schlegel im ‚Athenaeum‘ über die literarisch-philosophische Welt aneinander reihten. Aber man hatte sich als noch nicht etablierte Schriftsteller mit dem ‚Athenaeum‘ 1798 ein Publikationsforum für das gesamte Spektrum an romantischen Ideen, Entwürfen, Fragmenten und Gedanken geschaffen. Die Brüder waren durch ihre Tätigkeit als Kritiker aufgefallen: August Wilhelm hatte 1797 bereits rund 300 Kritiken verfasst und Friedrich hatte durch bössartige Rezensionen seine literarischen Kontakte zu anderen Zeitungen weitgehend verdorben. Gerade aus der gemeinsamen Idee der Symphilosophie heraus schien es naheliegend, ein länger angedachtes gemeinsames Projekt umzusetzen: ein eigenes Publikationsorgan. Dieses bis dahin in der Zeitschriftengeschichte wohl einmalige Vorhaben sollte nach und nach mit den erschienenen Beiträgen alle Bereiche des Lebens durchdringen. Man entdeckte, zusammen mit den Beiträgern aus dem romantischen Freundeskreis, die Staatsphilosophie, Moralphilosophie, vor allem auch die Religion und Geschichtsphilosophie, äußerte sich zur Pädagogik und blieb natürlich der Literaturkritik treu. Dass darüber hinaus das ‚Athenaeum‘ auch Plattform für romantische Poesie sein würde, belegen nicht zuletzt die Veröffentlichungen von Novalis: „Zu suchen haben wir nichts mehr – / Das Herz ist satt – die Welt ist leer.“ (Text 18) Drei Jahre nachdem das erste Heft erschienen war, musste das ‚Athenaeum‘ sein Erscheinen einstellen.

A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Ersten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1798.

bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Abb. 8: Titelblatt des ersten Heftes des Athenaeum

16. Eine Vorbemerkung, ein Sonett und einige ‚Notizen‘

Vorerinnerung.

Die ersten Stücke dieser Zeitschrift können den Leser hinlänglich über ihren Zweck und Geist verständigen. In Ansehung der Gegenstände streben wir nach möglichster Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; im Vortrage nach der freyesten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntnisse und Fertigkeiten, um welche sich ein jeder von uns an seinem Theile bewirbt, nicht für unnütz. Bey dieser leitet uns der gemeinschaftliche Grundsatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rücksichten nur halb zu sagen.

In der Einkleidung werden Abhandlungen mit Briefen, Gesprächen, rhapsodischen Betrachtungen und aphoristischen Bruchstücken wechseln, wie in dem Inhalte besondre Urtheile mit allgemeinen Untersuchungen, Theorie mit geschichtlicher Darstellung, Ansichten der vielseitigen Strebungen unsers Volks und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klassische Alterthum. Was in keiner Beziehung auf Kunst und Philosophie, beyde in ihrem ganzen Umfange genommen, steht, bleibt ausgeschlossen, so wie auch Aufsätze, die Theile von größeren Werken sind. Der Prüfung der Kenner widmen wir unsre angestrengtesten Bemühungen; für die Unterhaltung aller Leser wünschen wir so viel anziehendes und belebendes in unsre Vorträge zu legen, als ernstere Zwecke erlauben.

Wir theilen viele Meynungen mit einander; aber wir gehn nicht darauf aus, jeder die Meynungen des andern zu den seinigen zu machen. Jeder steht daher für seine eignen Behauptungen. Noch weniger soll das geringste von der Unabhängigkeit des Geistes, wodurch allein das Geschäft des denkenden Schriftstellers gedeihen kann, einer flachen Einstimmigkeit aufgeopfert

werden; und es können folglich sehr oft abweichende Urtheile in dem Fortgange dieser Zeitschrift vorkommen. Wir sind nicht bloß Herausgeber, sondern Verfasser derselben, und unternehmen sie ohne alle Mitarbeiter. Fremde Beyträge werden wir nur dann aufnehmen, wenn wir sie, wie unsre eignen, vertreten zu können glauben, und Sorge tragen, sie besonders zu unterscheiden. Die Arbeiten eines jeden von uns sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens, die gemeinschaftlichen mit beyden bezeichnet.

W. und F.

August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel: Vorerinnerung, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes Erstes Stück [ohne Paginierung].

Das Athenaeum.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
 Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
 Bestreben wir uns treu in freyem Bunde,
 Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,
 So sicher ich auch war der rechten Kunde,
 Mir neu zu reizen stets des Zweifels Wunde,
 Und was an mir beschränkt mir schien, zu hassen.

Nun schreyt und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig,
 Als wärs im tiefsten Herzen tief beleidigt,
 Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,
 Zweifel' ich nicht mehr; es hats die That beedigt,
 Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

Friedrich Schlegel: Das Athenaeum, in: Athenaeum 1800, Dritten Bandes Zweites Stück, S. 236.

Notizen.

Vortreffliche Werke pflegen sich selbst zu charakterisiren und in dieser Rücksicht ist es überflüßig, wenn ein andrer dasselbe Geschäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel schon gethan haben wird. Ist eine solche Charakteristik indessen, wie sie es immer seyn sollte, ein Kunstwerk, so ist ihr Daseyn zwar nichts weniger als überflüßig, aber sie steht ganz für sich, und ist so unabhängig von der charakterisirten Schrift, wie diese selbst von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geschickter seyn, denen, die schon eingeweiht sind, einen noch tieferen Blick in den unerschöpflichen Geist eines originellen Gedichts oder einer reellen Philosophie zu geben, als völligen Layen die erste Bekanntschaft mit solchen Mysterien zu verschaffen. Daher wird auch diese höhere Kritik mehr das anerkannt Classische, sey es noch so alt, zum Anlaß und Gegenstand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am literarischen Horizonte erscheint, aufmerksam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieses letztere ist es eigentlich, was eine litterarische Zeitung vorzüglich leisten sollte, damit der Leser, welcher mit Auswahl zu seiner eigenen Bildung lesen will, von allem was ihm interessant seyn muß, früh genug Nachricht erhalte. Nicht bloß eine Nachricht, daß so etwas da sey, sondern eine Auseinandersetzung, was es eigentlich sey; alles mit steter Rücksicht auf ihn, auf seine Bildung und auf die Mißverständnisse, deren Möglichkeit man bey ihm voraussetzen darf, in einer allgemein verständlichen Sprache klar und kurz. Aber freylich ist die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär ist, betrachtet seyn will, so muß dieser Standpunkt erst aufgestellt und an den populären angeknüpft

werden; oder wenn das Werk, wie es bey Philosophen der Fall seyn kann, seine eigene Sprache redet, also seinen Charakter selbst auch nur in dieser Sprache giebt, so ist es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu übersetzen und neu darzustellen. Doch solcher Werke giebt es immer nur sehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leser eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben sollte, ist so unermeßlich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer literarischen Zeitung zu realisiren.

Für jetzt scheint es am zweckmäßigsten, daß die Einzelnen für sich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses beytragen was sie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geschieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptsächlichsten Mitarbeiter sind, so hat der Leser dabey den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten schon kennt, und also leicht wissen kann, in wiefern er mit ihnen übereinstimmt.

Wir haben uns daher entschlossen, unsern Lesern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigsten Produkte der einheimischen Litteratur zu geben. Es ist dabey nicht die Absicht, den Charakter wichtiger Werke zu erschöpfen oder immer förmliche Exempel kritischer Virtuosität aufzustellen; sondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen schon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freyesten Form die nur zum Zweck führt, zu bestimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was schlecht oder mittelmäßig ist, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufsätze in Journalen Rücksicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Episode in die ausländische Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Episode da statt finden kann, wo noch gar keine Ansprüche auf Vollständigkeit gemacht werden. Selbst Nachrichten über Kunst und Theater bey uns und bey den Fremden würden wir gern geben,

wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unserm Sinne nicht widersprächen.

Wir werden unsre Ansichten so klar als möglich darzustellen versuchen, und die Motive nie verschweigen. Aber freylich giebt es Fälle, wo es am besten ist, kategorisch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motivirt ist, in dieses selbst hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, sie mag noch so förmlich seyn, irgend einen Punkt, wo das Motiviren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leser mit dem Beurtheiler übereinstimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und gestehen sonach, daß diese Notizen zwar, insofern sie sich bemühen werden, den litterarischen Fortschritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen – zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und unsers Geschmacks gehören werden. Um jedoch auch der Zeit und ihrem Geschmacke sein Recht wiederfahren zu lassen, werden wir auch den neuesten litterarischen Unarten immer einige flüchtige Worte schenken, und wir glauben das ernste Geschäft keinesweges zu entweihen, sondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cachinnus⁷⁰, dem höchsten besten Gotte, der einen so großen Theil der vaterländischen Litteratur zu seiner und zur allgemeinen Belustigung muthwilligerweise erschaffen zu haben scheint, ländlich bescheidne Geschenke von seiner eigenen Gabe darbringen. [...]

Die bisher in Deutschland gangbare Uebersetzung des Don Quixote⁷¹ war ganz spaßhaft zu lesen, nur fehlte – die Poesie, sowohl die in Versen als die der Prosa; und somit der Zusammenhang des Werks, in dem eben nicht viel mehr aber auch nicht weniger Zusammenhang ist wie in einer Composition der Musik oder der Mahlerey. Don Quixote's schöner Jähzorn und hochtrabende Gelassenheit verlor oft die feinsten Züge und Sancho nähert sich dem niedersächsischen Bauer.

Ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie wie Tieck muß es seyn, der diesen Mangel ersetzen und den

Eindruck und Geist des Ganzen im Deutschen wiedergeben und nachbilden will. Er hat den Versuch angefangen und der erste Theil seiner Uebersetzung⁷² zeigt zur Genüge, wie sehr es ihm gelingt, den Ton und die Farbe des Originals nachzuahmen, und so weit es möglich ist, zu erreichen. Auch viele Stellen von denen die fast unübersetzlich scheinen können, sind überraschend glücklich ausgedrückt. Doch ist die Uebersetzung keineswegs in Einzelnen ängstlich treu, obgleich sie es in Rücksicht auf das Colorit des Ganzen auf das gewissenhafteste zu seyn strebt. Daher ist in den Gedichten der Nachbildung des Sylbenmaßes, welches bey Cervantes immer so bedeutsam ist, lieber etwas von der Genauigkeit des Sinns aufgeopfert. Was man hierin von dem Uebersetzer hoffen dürfe, sieht man aus dem meisterhaft übersetzten Gedichte S. 417.⁷³ Auch in dem Gedicht des Chrysostomus ist der Ton des Ganzen sehr gut getroffen. Die Prosa scheint, je weiter das Werk fortrückt, immer ausgebildeter und spanischer zu werden; auch die einzelnen Härten werden seltner.

Es fragt sich also nur, ob der Leser wird in den Gesichtspunkt des Uebersetzers eingehn wollen, ob er sich mit einem Worte entschließen kann, den Don Quixote auch noch in andern Stunden als denen der Verdauung zu lesen, welcher bekanntlich alles, was nicht zu lachen macht, vorzüglich ernsthafte oder gar tragische Poesie so leicht nachtheilig wird. Wir wollen ihn also mit eben so viel Nachdruck als Ergebenheit gebeten haben, den Cervantes für einen Dichter zu halten, der zwar im ersten Theile des Don Quixote die ganze Blumenfülle seiner frischen Poesie aus des Witzes buntem Füllhorn in einem Augenblicke fröhlicher Verschwendung mit einemale ausgeschüttet zu haben scheint; der aber doch auch noch andre ganz ehr- und achtbare Werke erfunden und gebildet hat, die dereinst wohl ihre Stelle im Allerheiligsten der romantischen Kunst finden werden. Ich meyne die liebliche und sinnreiche Gälatea,⁷⁴ wo das Spiel des menschlichen Lebens sich mit bescheidner Kunst und leiser Symmetrie zu einem künstlich schönen Gewebe ewiger Musik

und zarter Sehnsucht ordnet, indem es flieht. Es ist der Blüthenkranz der Unschuld und der frühesten noch schüchternen Jugend. Der dunkelfarbige Persiles⁷⁵ dagegen zieht sich langsam und fast schwer durch den Reichthum seiner sonderbaren Verschlingungen aus der Ferne des dunkelsten Norden nach dem warmen Süden herab, und endigt freundlich in Rom, dem herrlichen Mittelpunkt der gebildeten Welt. Es ist die späteste, fast zu reife, aber doch noch frisch und gewürzhaft duftende Frucht dieses liebenswürdigen Geistes, der noch im letzten Hauch Poesie und ewige Jugend athmete. Die *Novelas*⁷⁶ dürfen gewiß keinem seiner Werke nachstehn. Wer nicht einmal sie göttlich finden kann, muß den Don Quixote durchaus falsch verstehn. Daher sollten sie auch zunächst nach diesem übersetzt werden. Denn übersetzen und lesen muß man alles oder nichts von diesem unsterblichen Autor.

[Anonym:] *Notizen, in: Athenaeum 1799, Zweiten Bandes Zweites Stück, S. 285-288, 324-326.*

17. Athenaeums-Fragmente

[4] Zum großen Nachtheil der Theorie von den Dichtarten vernachlässigt man oft die Unterabtheilungen der Gattungen. So theilt sich zum Beyspiel die Naturpoesie in die natürliche und in die künstliche, und die Volkspoesie in die Volkspoesie für das Volk und in die Volkspoesie für Standespersonen und Gelehrte.

[9] Zum Glück wartet die Poesie eben so wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, sonst hätten wir fürs erste keine Hoffnung zu einem Gedicht.

[22] Ein Projekt ist der subjektive Keim eines werdenden Objekts. Ein vollkommnes Projekt müßte zugleich ganz subjek-

tiv, und ganz objektiv, ein untheilbares und lebendiges Individuum seyn. Seinem Ursprunge nach, ganz subjektiv, original, nur grade in diesem Geiste möglich; seinem Charakter nach ganz objektiv, physisch und moralisch nothwendig. Der Sinn für Projekte, die man Fragmente aus der Zukunft nennen könnte, ist von dem Sinn für Fragmente aus der Vergangenheit nur durch die Richtung verschieden, die bei ihm progressiv, bei jenem aber regressiv ist. Das Wesentliche ist die Fähigkeit, Gegenstände unmittelbar zugleich zu idealisiren, und zu realisiren, zu ergänzen, und theilweise in sich auszuführen. Da nun transcendental eben das ist, was auf die Verbindung oder Trennung des Idealen und des Realen Bezug hat; so könnte man wohl sagen, der Sinn für Fragmente und Projekte sey der transcendente Bestandtheil des historischen Geistes.

[34] Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche, und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehre Personen nun Eine werden sollen. Ein artiger Gedanke, dessen Realisirung jedoch viele und große Schwierigkeiten zu haben scheint. Schon darum sollte die Willkühr, die wohl ein Wort mitreden darf, wenn es darauf ankommt, ob einer ein Individuum für sich, oder nur der integrante Theil einer gemeinschaftlichen Personalität seyn will, hier so wenig als möglich beschränkt werden; und es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe *à quatre* gründliches einwenden könnte. Wenn aber der Staat gar die misglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte.

[42] Gute Dramen müssen drastisch seyn.

[51] Naiv ist, was bis zur Ironie, oder bis zum steten Wechsel von Selbstschöpfung und Selbstvernichtung natürlich, individuell oder klassisch ist, oder scheint. Ist es bloß Instinkt, so ists kindlich, kindisch, oder albern; ists bloß Absicht, so entsteht Affektazion. Das schöne, poetische, idealische Naive muß zugleich Absicht, und Instinkt seyn. Das Wesen der Absicht in diesem Sinne ist die Freyheit. Bewußtseyn ist noch bey weitem nicht Absicht. Es giebt ein gewisses verliebtes Anschauen eigener Natürlichkeit oder Albernheit, das selbst unsäglich albern ist. Absicht erfordert nicht gerade einen tiefen Calcul oder Plan. Auch das Homerische Naive ist nicht bloß Instinkt: es ist wenigstens so viel Absicht darin, wie in der Anmuth lieblicher Kinder, oder unschuldiger Mädchen. Wenn Er auch keine Absichten hatte, so hat doch seine Poesie und die eigentliche Verfasserin derselben, die Natur, Absicht.

[77] Ein Dialog ist eine Kette, oder ein Kranz von Fragmenten. Ein Briefwechsel ist ein Dialog in vergrößertem Maßstabe, und Memorabilien sind ein System von Fragmenten. Es giebt noch keins was in Stoff und Form fragmentarisch, zugleich ganz subjektiv und individuell, und ganz objektiv und wie ein nothwendiger Theil im System aller Wissenschaften wäre.

[105] Schellings Philosophie, die man kritisirten Mystizismus nennen könnte, endigt, wie der Prometheus des Aeschylus⁷⁷ mit Erdbeben und Untergang.

[112] Die Philosophen welche nicht gegen einander sind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphilosophie.

[116] Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie, und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie,

und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehre Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, daß man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisieren, sey ihr Eins und Alles; und doch giebt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken: so daß manche Künstler, die nur auch einen Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt haben. Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frey von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und der allseitigsten Bildung fähig; nicht bloß von innen heraus, sondern auch von außen hinein; indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten seyn soll, alle Theile ähnlich organisirt, wodurch ihr die Aussicht auf eine gränzenlos wachsende Klassizität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künstlern was der Witz der Philosophie, und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andre Dichtarten sind fertig, und können nun vollständig zergliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet seyn kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frey ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkühr des

Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch seyn.

[125] Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, daß es nichts seltnes mehr wäre, wenn mehre sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten. Oft kann man sich des Gedankens nicht erwehren, zwey Geister möchten eigentlich zusammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden alles seyn, was sie könnten. Gäbe es eine Kunst, Individuen zu verschmelzen, oder könnte die wünschende Kritik etwas mehr als wünschen, wozu sie überall so viel Veranlassung findet, so möchte ich Jean Paul und Peter Leberecht⁷⁸ kombinirt sehen. Grade alles, was jenem fehlt, hat dieser. Jean Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts fantastische Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen.

[132] Dichter sind doch immer Narzisse.

[198] Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß diese Dinge innig vereinbar sind, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch und das Ideal natürlich seyn soll.

[233] Die Religion ist meistens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts ist religiös in strengem Sinne, was nicht ein Produkt der Freyheit ist. Man kann also sagen: Je freyer, je religiöser; und je mehr Bildung, je weniger Religion.

[255] Je mehr die Poesie Wissenschaft wird, je mehr wird sie auch Kunst. Soll die Poesie Kunst werden, soll der Künstler von seinen Mitteln und seinen Zwecken, ihren Hindernissen und

ihren Gegenständen gründliche Einsicht und Wissenschaft haben, so muß der Dichter über seine Kunst philosophiren. Soll er nicht bloß Erfinder und Arbeiter sondern auch Kenner in seinem Fache seyn, und seine Mitbürger im Reiche der Kunst verstehn können, so muß er auch Philolog werden.



Abb. 9: Johann Heinrich Füssli, *Der Nachtmahr*, 1790/91 (wohl nach einer Szene in *Romeo und Julia*, 1.4)

[334] Dafür ist das Zeitalter noch nicht reif, sagen sie immer. Soll es deswegen unterbleiben? – Was nocht nicht seyn kann, muß wenigstens immer im Werden bleiben.

[450] Universalität ist Wechselsättigung aller Formen und aller Stoffe. Zur Harmonie gelangt sie nur durch Verbindung der Poesie und der Philosophie: auch den universellsten vollendetsten Werken der isolirten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen; dicht am Ziel der Harmonie bleiben sie unvollendet stehn. Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochne Kette innerer Revolutionen; alle Individuen, die ursprünglichen, ewigen nämlich leben in ihm. Er ist ächter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich.

[Anonym:] *Fragmente, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes Zweytes Stück, S. 179-322, dort S. 179-180, 184, 187, 189-191, 196, 202-206, 209-211, 228, 239, 247, 270, 322.*

18. Friedrich von Hardenberg gen. Novalis: Hymnen an die Nacht

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird – wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht – wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl ich in mir. – Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die gemeinen Sinnen unvernünftig, in des Hügels dunkeln Schooß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebürge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz – warlich der kehrt nicht in das Treiben

der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht – das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt.

Noch weckst du, muntres Licht den Müden zur Arbeit – flößest fröhliches Leben mir ein – aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschaun, wo du mich brauchst – rühmen deines Glanzes volle Pracht – unverdroßen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang – gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang – ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert – oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst – in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du warst – die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde – zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht diese gött-

lichen Gedanken – Noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig – Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl ich deiner Geschäftigkeit Ende – himmlische Freyheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unsrer Heymath, deinen Widerstand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz – eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber wall ich,
 Und jede Pein
 Wird einst ein Stachel
 Der Wollust seyn.
 Noch wenig Zeiten,
 So bin ich los,
 Und liege trunken
 Der Lieb' im Schooß.
 Unendliches Leben
 Wogt mächtig in mir
 Ich schaue von oben
 Herunter nach dir.
 An jenem Hügel
 Verlischt dein Glanz –

Ein Schatten bringet
 Den kühlenden Kranz.
 O! sauge, Geliebter,
 Gewaltig mich an,
 Daß ich entschlummern
 Und lieben kann.
 Ich fühle des Todes
 Verjüngende Flut,
 Zu Balsam und Aether
 Verwandelt mein Blut –
 Ich lebe bey Tage
 Voll Glauben und Muth
 Und sterbe die Nächte
 In heiliger Glut.

6.

Sensucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
 Weg aus des Lichtes Reichen,
 Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
 Ist froher Abfahrt Zeichen.
 Wir kommen in dem engen Kahn
 Geschwind am Himmelsufer an,

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer.
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue.
Das Alte wird hintangestellt,
Was soll uns dann das Neue.
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten.
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Quaal und Tod verlangten.
Und wenn auch Lust und Leben sprach
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kundgegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweih't sein süßes Leben.
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heymath gehn,
Um diese heilige Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr –
Das Herz ist satt – die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer –
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten –
Getrost, die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los
Und senkt uns in des Vaters Schooß.

*Friedrich von Hardenberg gen. Novalis: Hymnen an die Nacht.
Vierte und sechste Hymne, in: Athenaeum 1800, Dritten Bandes
Zweites Stück, S. 188-204, dort S. 192-195, 202-204.*

Naturphilosophie

Friedrich Schleiermacher (1768-1834) stand mit seinen Gedanken zur Religion und Philosophie im engen Austausch mit Friedrich Schlegel und dem Kreis der Romantiker. Seine Thesen zum Verhältnis von Mensch und Natur und die Einbindung des Menschen in einen göttlichen Naturzusammenhang schrieben dem Individuum einen Grad an individueller Freiheit zu, die für ein zielgerichtetes sittliches Handeln und für die Entwicklung einer persönlichen Individualität notwendig waren. Hiermit traf er bei den Freunden des Romantikerkreises auf offene Ohren. Neben der Religion sind die Gedanken und Überlegungen zur Naturphilosophie der Jenaer Romantiker vor allem mit der Philosophie von Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775-1854) verknüpft. Während seiner Jenaer Zeit veröffentlichte Schelling 1797 eines der wichtigsten Werke zur Naturphilosophie, die ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur‘ (Text 21). Der Blick auf die Welt sollte mit den Überlegungen Schellings ein anderer werden. Natur sollte nicht mehr auf die mechanischen Aspekte ihrer selbst reduziert werden. Natur und Geist sollten sich gegenseitig durchdringen: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein.“⁷⁹ Diesen philosophischen Überlegungen stand auch der Physiker Johann Wilhelm Ritter nahe. Ritter sollte den theoretischen Ausführungen vor allem durch praktische Versuche in der Physik und Chemie eine verstärkte Ausdruckskraft verleihen. Mit Experimenten und Vorführungen konnte er ein naturwissenschaftlich interessiertes Publikum in seinen Bann ziehen und stand damit an der Schnittstelle zwischen Schellings Philosophie und romantischer Naturwissenschaft. Seine Experimente waren der praktische Teil zu den philosophischen Erörterungen Schellings, der seine Beziehungen zur Experimentalphysik deutlich in seine philosophi-

schen Überlegungen mit einbezog: „Mein Zweck ist vielmehr: die Naturwissenschaft selbst erst philosophisch ‚entstehen‘ zu lassen, und meine Philosophie ist selbst nichts anders als Naturwissenschaft.“ (Text 22)

19. Friedrich Schleiermacher: Ueber das Gesellige in der Religion oder über Kirche und Priestertum

Diejenigen unter Euch, welche gewohnt sind die Religion nur als eine Krankheit des Gemüths anzusehen, pflegen auch wohl die Idee zu unterhalten, daß sie ein leichter zu duldendes, ja vielleicht zu bezähmendes Übel sei, so lange nur hie und da Einzelne abgesondert damit behaftet wären, daß aber die gemeine Gefahr aufs höchste gestiegen und Alles verloren sei, sobald unter mehreren Unglücklichen dieser Art eine allzunahe Gemeinschaft bestände. In jenem Falle könne man durch eine zwekmäßige Behandlung, gleichsam durch eine der Entzündung widerstehende Diät und durch gesunde Luft die Paroxysmen⁸⁰ schwächen, und den eigenthümlichen Krankheitsstoff, wo nicht völlig besiegen, doch bis zur Unschädlichkeit verdünnen; in diesem Falle aber müsse man jede Hofnung zur Rettung aufgeben; weit verheerender werde das Übel und von den gefährlichsten Symptomen begleitet, wenn die zu große Nähe der Andern es bei jedem Einzelnen hegt und schärft; durch Wenige werde dann bald die ganze Atmosphäre vergiftet, auch die gesundesten Körper werden angesteckt, alle Kanäle, in denen der Prozeß des Lebens vor sich gehen soll, zerstört, alle Säfte aufgelöset, und von dem gleichen fieberhaften Wahnsinn ergriffen, sei es um ganze Generationen und Völker unwiderbringlich gethan. Daher ist Euer Widerwille gegen die Kirche, gegen jede Veranstaltung, bei der es auf Mittheilung der Religion angesehen ist,

immer noch größer als der gegen die Religion selbst, daher sind Euch die Priester, als die Stützen und die eigentlich thätigen Mitglieder solcher Anstalten die Verhaßtesten unter den Menschen. Aber auch diejenigen unter Euch, welche von der Religion eine etwas gelindere Meinung haben, und sie mehr für eine Sonderbarkeit als eine Zerrüttung des Gemüths, mehr für eine unbedeutende als gefährliche Erscheinung halten, haben von allen geselligen Einrichtungen für dieselbe vollkommen eben so nachtheilige Begriffe. Knechtische Aufopferung des Eigenthümlichen und Freien, geistloser Mechanismus und leere Gebräuche, dies meinen sie seien die unzertrennlichen Folgen davon, und das kunstreiche Werk derer, die sich mit unglaublichem Erfolg große Verdienste machen aus Dingen, die entweder Nichts sind, oder die Jeder andre gleich gut auszurichten im Stande wäre. Ich würde über den Gegenstand, der mir so wichtig ist, mein Herz nur sehr unvollkommen gegen Euch ausgeschüttet haben, wenn ich mir nicht Mühe gäbe Euch auch hierüber auf den richtigen Gesichtspunkt zu stellen. Wieviel von den verkehrten Bestrebungen und den traurigen Schicksalen der Menschheit Ihr den Religionsvereinigungen Schuld gebt, habe ich nicht nöthig zu wiederholen, es liegt in tausend Äußerungen der Vielgeltendsten unter Euch zu Tage; noch will ich mich damit aufhalten diese Beschuldigungen einzeln zu widerlegen, und das Übel auf andere Ursachen zurückzuwälzen: laßt uns vielmehr den ganzen Begriff einer neuen Betrachtung unterwerfen und ihn vom Mittelpunkt der Sache aus aufs neue erschaffen, unbekümmert um das, was bis jezt wirklich ist, und was die Erfahrung uns an die Hand giebt.

Ist die Religion einmal, so muß sie nothwendig auch gesellig sein: es liegt in der Natur des Menschen nicht nur, sondern auch ganz vorzüglich in der ihrigen. Ihr müßt gestehen, daß es etwas höchst widernatürliches ist, wenn der Mensch dasjenige, was er in sich erzeugt und ausgearbeitet hat, auch in sich verschließen will. In der beständigen, nicht nur praktischen, sondern auch intellektuellen Wechselwirkung, worin er mit den Übrigen sei-

ner Gattung steht, soll er alles äußern und mittheilen, was in ihm ist, und je heftiger ihn etwas bewegt, je inniger es sein Wesen durchdringt, desto stärker wirkt auch der Trieb, die Kraft deßelben auch außer sich an Andern anzuschauen, um sich vor sich selbst zu legitimiren, daß ihm nichts als menschliches begegnet sei. Ihr seht daß hier gar nicht von jenem Bestreben die Rede ist, Andere uns ähnlich zu machen, noch von dem Glauben an die Unentbehrlichkeit dessen, was in uns ist für Alle; sondern nur davon, des Verhältnißes unserer besondern Ereignisse zur gemeinschaftlichen Natur inne zu werden. Der eigentlichste Gegenstand aber für dieses Verlangen ist unstreitig dasjenige, wobei der Mensch sich ursprünglich als leidend fühlt, Anschauungen und Gefühle; da drängt es ihn zu wissen, ob es keine fremde und unwürdige Gewalt sei, der er weichen muß. Darum sehen wir auch von Kindheit an den Menschen damit beschäftigt, vornemlich diese mitzutheilen: eher läßt er seine Begriffe, über deren Ursprung ihm ohnedies kein Bedenken entstehen kann, in sich ruhen; aber was zu seinen Sinnen eingeht, was seine Gefühle aufregt, darüber will er Zeugen, daran will er Theilnehmer haben. Wie sollte er grade die Einwirkungen des Universums für sich behalten, die ihm als das größte und unwiderstehlichste erscheinen? Wie sollte er grade das in sich festhalten wollen, was ihn am stärksten aus sich her austreibt, und ihm nichts so sehr einprägt als dieses, daß er sich selbst aus sich allein nicht erkennen kann? Sein erstes Bestreben ist es vielmehr, wenn eine religiöse Ansicht ihm klar geworden ist, oder ein frommes Gefühl seine Seele durchdringt, auf den Gegenstand auch Andre hinzuweisen und die Schwingungen seines Gemüths wo möglich auf sie fortzupflanzen. Wenn also von seiner Natur gedrungen der Religiöse nothwendig spricht, so ist es eben diese Natur die ihm auch Hörer verschafft. Bei keiner Art zu denken und zu empfinden hat der Mensch ein so lebhaftes Gefühl von seiner gänzlichen Unfähigkeit ihren Gegenstand jemals zu erschöpfen, als bei der Religion. Sein Sinn für sie ist nicht sobald aufgegangen, als er auch ihre Unendlichkeit und

seine Schranken fühlt; er ist sich bewußt nur einen kleinen Theil von ihr zu umspannen, und was er nicht unmittelbar erreichen kann, will er wenigstens durch ein fremdes Medium wahrnehmen. Darum intereßirt ihn jede Äußerung derselben, und seine Ergänzung suchend, lauscht er auf jeden Ton den er für den ihrigen erkennt. So organisirt sich gegenseitige Mittheilung, so ist Reden und Hören Jedem gleich unentbehrlich. Aber religiöse Mittheilung ist nicht in Büchern zu suchen, wie etwa andere Begriffe und Erkenntniße. Zuviel geht verloren von dem ursprünglichen Eindruck in diesem Medium, worin alles verschluckt wird, was nicht in die einförmigen Zeichen paßt, in denen es wieder hervorgehen soll, wo Alles einer doppelten und dreifachen Darstellung bedürfte, indem das ursprünglich Darstellende wieder müßte dargestellt werden, und dennoch die Wirkung auf den ganzen Menschen in ihrer großen Einheit nur schlecht nachgezeichnet werden könnte durch vervielfältigte Reflexion; nur wenn sie verjagt ist aus der Gesellschaft der Lebendigen, muß sie ihr vielfaches Leben verbergen im todten Buchstaben. Auch kann dieses Verkehr mit dem Innersten des Menschen nicht getrieben werden im gemeinen Gespräch. Viele, die voll guten Willens sind für die Religion, haben Euch das zum Vorwurf gemacht, warum doch von allen wichtigen Gegenständen unter Euch die Rede sei so im freundschaftlichen Umgange nur nicht von Gott und göttlichen Dingen. Ich möchte Euch darüber vertheidigen, daß daraus wenigstens weder Verachtung noch Gleichgültigkeit spreche, sondern ein glücklicher und sehr richtiger Instinkt. Wo Freude und Lachen auch wohnen, und der Ernst selbst sich nachgiebig paaren soll mit Scherz und Wiz, da kann kein Raum sein für dasjenige, was von heiliger Scheu und Ehrfurcht immerdar umgeben sein muß. Religiöse Ansichten, fromme Gefühle und ernste Reflexionen darüber kann man sich auch nicht so in kleinen Brosamen einander zuwerfen, wie die Materialien eines leichten Gesprächs: wo von so heiligen Gegenständen die Rede wäre, würde es mehr Frevl sein als Geschik, auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit zu

haben, und auf jede Ansprache eine Gegenrede. In dieser Manier eines leichten und schnellen Wechsels treffender Einfälle lassen sich göttliche Dinge nicht behandeln: in einem größern Styl muß die Mittheilung der Religion geschehen, und eine andere Art von Gesellschaft, die ihr eigen gewidmet ist, muß daraus entstehen. Es gebührt sich auf das höchste was die Sprache erreichen kann auch die ganze Fülle und Pracht der menschlichen Rede zu verwenden, nicht als ob es irgend einen Schmuck gäbe, dessen die Religion nicht entbehren könnte, sondern weil es unheilig und leichtsinnig wäre nicht zu zeigen, daß Alles zusammengenommen wird, um sie in angemessener Kraft und Würde darzustellen. Darum ist es unmöglich Religion anders auszusprechen und mitzutheilen als rednerisch, in aller Anstrengung und Kunst der Sprache, und willig dazu nehmend den Dienst aller Künste, welche der flüchtigen und beweglichen Rede beistehen können. Darum öffnet sich auch nicht anders der Mund desjenigen, dessen Herz ihrer voll ist, als vor einer Versammlung wo mannigfaltig wirken kann, was so stattlich ausgerüstet hervortritt. Ich wollte ich könnte Euch ein Bild machen von dem reichen schwelgerischen Leben in dieser Stadt Gottes, wenn ihre Bürger zusammenkommen, jeder voll eigener Kraft, welche ausströmen will ins Freie, und voll heiliger Begierde alles aufzufaßen und sich anzueignen, was die Andern ihm darbieten mögen. Wenn einer hervortritt vor den Übrigen, ist es nicht ein Amt oder eine Verabredung die ihn berechtigt, nicht Stolz oder Dünkel, der ihm Anmaßung einflößt: es ist freie Regung des Geistes, Gefühl der herzlichsten Einigkeit Jedes mit Allem und der vollkommensten Gleichheit, gemeinschaftliche Vernichtung jedes Zuerst und Zulezt und aller irdischen Ordnung. Er tritt hervor um seine eigne Anschauung hinzustellen, als Objekt für die Übrigen, sie hinzuführen in die Gegend der Religion wo er einheimisch ist, und seine heiligen Gefühle ihnen einzuimpfen: er spricht das Universum aus, und im heiligen Schweigen folgt die Gemein^e seiner begeisterten Rede. Es sei nun daß er ein verborgenes Wunder enthülle, oder in weißä-

gender Zuversicht die Zukunft an die Gegenwart knüpfe, es sei daß er durch neue Beispiele alte Wahrnehmungen befestige oder daß seine feurige Fantasie in erhabenen Visionen ihn in andere Theile der Welt und eine andre Ordnung der Dinge entzücke: der geübte Sinn der Gemeine begleitet überall den seinigen, und wenn er zurückkehrt von seinen Wanderungen durchs Universum in sich selbst, so ist sein Herz und das eines Jeden nur der gemeinschaftliche Schauplatz deßelben Gefühls. Dann entgegnet ihm das laute Bekenntniß von der Übereinstimmung seiner Ansicht mit dem was in ihnen ist, und heilige Mysterien, nicht nur bedeutungsvolle Embleme, sondern recht angesehen natürliche Andeutungen eines bestimmten Bewußtseins und bestimmter Empfindungen – werden so erfunden und so gefeiert; gleichsam ein höheres Chor, das in einer eignen erhabenen Sprache der auffordernden Stimme antwortet. Aber nicht nur gleichsam: so wie eine solche Rede Musik ist auch ohne Gesang und Ton, so ist auch eine Musik unter den Heiligen, die zur Rede wird ohne Worte, zum bestimmtesten verständlichsten Ausdruck des Innersten. Die Muse der Harmonie, deren vertrautes Verhältniß zur Religion noch zu den Mysterien gehört, hat von jeher die prächtigsten und vollendetsten Werke ihrer geweihtesten Schüler dieser auf ihren Altären dargebracht. In heiligen Hymnen und Chören, denen die Worte der Dichter nur lose und luftig anhängen, wird ausgehaucht was die bestimmte Rede nicht mehr faßen kann, und so unterstützen sich und wechseln die Töne des Gedankens und der Empfindung bis Alles gesättigt ist und voll des Heiligen und Unendlichen. Das ist die Einwirkung religiöser Menschen auf einander, das ihre natürliche und ewige Verbindung. Verarget es ihnen nicht, daß dies himmlische Band, das vollendetste Resultat der menschlichen Geselligkeit, zu welchem sie nur gelangen kann, wenn sie vom höchsten Standpunkt aus in ihrem innersten Wesen erkannt wird, ihnen mehr werth ist, als Euer irdisches politisches Band, welches doch nur ein erzwungenes, vergängliches, interimistisches Werk ist. [...]

Friedrich Schleiermacher Ueber das Gesellige in der Religion, in: Friedrich Schleiermacher: Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin 1799, S. 174-184.

20. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Wiederporsts

Kann es fürwahr nicht länger ertragen
 Muß wieder einmal um mich schlagen
 Wieder mich rühren mit allen Sinnen
 So mir dachten zu zerrinnen
 Von den hohen überirdschen Lehren
 Dazu sie mich wollten mit Gewalt bekehren
 Wieder werden wie unser einer
 Der hat Mark, Blut Fleisch, und Gebeiner
 Mag über solchem Zeug nicht brüten
 Will drum unter sie hinein wüthen
 Weiß nicht wie sies können treiben
 Von Religion reden und schreiben
 Will nicht von den hohen Geistern
 mir lassen Verstand und Sinn verkleistern,
 Sondern behaupten zu jeder Frist
 Daß nur das wahrhaftig und wirklich ist
 Was man kann mit den Händen betasten
 Was zu begreifen nicht noth thut fasten
 Noch sonst ander' Casteyung
 Oder gewaltsame Sinnenbefreyung.

Zwar als sie sprachen davon so trutzig
 Ward' ich eine Weile stutzig
 Wolt mich wirklich drein ergeben
 Lassen von gottlos Werk und Leben
 Las, ob ich etwas verstehen könt'

Darum so Reden als Fragment
Und war schon über Kopf und Hals
In der Beschauung des Weltenalls
Als mich thät der Verstand gemahnen
Daß ich wär auf der falschen Bahnen
Sollte rückkehren ins alte Gleis
Und mir nichts machen lassen weis.
Welches zu thun ich war nicht faul
War doch nicht gleich wieder der alte Saul.
Mußte um mir zu vertreiben die Grillen
Davon mir thät der Kopf noch trillen
Den Leib auf alle Weis' berathen
Mir holen lassen so Wein als Braten
Solches thät mir trefflich frommen
War wieder in meine Natur gekommen
Konnt wieder mit Frauen mich ergehn
Aus beiden Augen helle sehn
Darob ich mich gar sehr ergötzt
Alsbald zum Schreiben niedersetzt.

Sprach so in meinen innern Gedanken
Thu nicht von deinem Glauben wanken
Der dir geholfen durch die Welt
Und Leib und Seel' zusammen hält
Können dirs doch nicht demonstiren
Noch auf Begriffe reduzieren
Wie sie sprechen vom innern Licht
Reden viel und beweisen nicht
Ist weder gesotten noch gegoren
Füllen mit großen Worten die Ohren
Sieht aus wie Phantasie und Dichtung
Ist aller Poesie Vernichtung.
Könnens nicht von sich geben noch sagen
Als wie sies in sich fühlen und tragen
Bilden sich ein was besonders zu seyn

Und schau'n dazu recht vornehm drein
Darum so will auch ich bekennen
Wie ich in mir es fühle brennen
Wie mirs in allen Adern schwillt
Mein Wort so viel wie andres gilt
Will deshalb offen schreiben und sagen
Daß ich in bö's' und guten Tagen
In allen trüb' und hellen Stunden
habe mich gar trefflich befunden
Seit ich bin gekommen ins Klare
Die Materie sey das Einzig wahre,
Unser aller Schutz und Rather,
Aller Dinge einziger Vater
Alles Denkens Element
Alles Wissens Anfang und End.
Halte nichts von dem Unsichtbaren
Halt mich allein am Offenbaren
Was ich kann riechen schmecken und fühlen
Mit allen Sinnen drinne wühlen.
Mein einzig' Religion ist die
Daß ich liebe ein schönes Knie
Volle Brust und schlanke Hüften
Dazu Blumen mit süßen Düften
Aller Sinne volle Nahrung
Aller Lüste süße Gewährung
Drum solt es eine Religion noch geben
(Ob ich gleich kann ohne solche leben)
Könnt mir wohl von den andren allen
Nur die Katholische gefallen
Wie sie war in den alten Zeiten
Da es nicht gab noch Zank noch Streiten
Waren alle Ein Mus und Kuchen
Thätens nicht in der Ferne suchen
Thäten nicht nach dem Himmel gaffen
Hatten von Gott 'n lebendigen Affen

Hielten die Erd fürs Centrum der Welt
Zum Centrum der Erd' Rom bestellt
Darin der Stadthalter residir't
Und aller Welten Zepter führt
Und lebten mit Heiligen und mit Pfaffen
Zusammen wie im Land der Schlaraffen.
Dazu sie im hohen Himmelshaus
Selber lebten in Saus und Braus
War ein täglich Hochzeithalten
Zwischen der Jungfrau und dem Alten
Dazu ein Weib im Haus regieret
Und wie auf Erden die Herrschaft führet.
Hätte über das alles gelacht
Und mir es wohl zu Nutz gemacht
Und gethan wie die andern thaten
Mich mit Lust und Lieb' berathen
Doch hat sich jetzt das Blatt gewandt
Ist eine Schmach, ist eine Schand'
Wie man jetzt aller Orten
Ist so gar vernünftig worden
Daß man nicht mehr wie sonst darf leben
Allen Lüsten sich ergeben
Muß mit Sittlichkeit stolzieren
Mit schönen Reden paradiren
Und aller Wege selbst die Jugend
Wird geschoren mit der Tugend
Und auch ein christkatolscher Christ
Eben so wie ein andrer ist.
Drum hab ich aller Religion entsagt
Die katholsche selbst mir nicht mehr behagt
Geh weder zu Kirch' noch Predigt
Bin alles Glaubens rein erledigt
Außer an die, die mich regiert
Mich zu Sinn und Dichtung führt
Das Herz mir täglich rührt

Mit ewiger Handlung
Beständ'ger Verwandlung
Ohne Ruh noch Säumniß
Ein offen Geheimniß
Ein unsterblich Gedicht
Das zu allen Sinnen spricht
So daß ich kann nichts mehr glauben noch denken
Was sie mir nicht in die Brust thut senken
Noch als sicher und gewiß bewahren
Was sie mir nicht thut offenbaren,
In deren tief gegrabnen Zügen
Muß was wahr ist verborgen liegen
Das Falsche nimmer in sie mag kommen
Noch ist es auch von ihr genommen
Durch Form und Gestalt sie zu uns spricht
Und verbirgt selbst das Innre nicht
Daß wir aus den bleibenden Chiffern
Mögen auch das Geheim' entziffern
Und hinwiederum nichts können begreifen
Was sie uns nicht giebt mit Händen zu greifen
Daß wär eine Religion die rechte
Müßt' sie im Stein und Moosgeschlechte
Blumen Blättern und allen Dingen
So zu Luft und Licht sich dringen
In allen Höhn und Tiefen
Sich offenbar'n in Hiroglyphen.
Wollte gern vor dem Kreuz mich neigen
Wenn ihr mir einen Berg könnt' zeigen
Darin den Christen zum Exempel
Wär von Natur erbaut ein Tempel
Daß oben hohe Thürme prangten
Große Glocken an Magneten hangten
Und an den Altären in innern Hallen
Crucifixe von schönen Crystallen
In Meßgewänden mit goldnen Franzen

Silbernen Kelchen und Monstranzen
Und was sonst ziert die Kirchendiener
Ständen versteinerte Kapuziner
Endlich aus Drusen von schönem Blinken
Thät die heilige Dreyfaltigkeit winken.
Weilen aber bis zu dieser Frist
Ein solcher Berg nicht gewesen ist
Auch wird nicht seyn in künftgen Zeiten
Will ich den Menschen nur bedeuten
daß ich mich nicht will lassen narren
Sondern in Gottlosigkeit verharren
Bis einer werd' zu mir gesandt
Geb mir den Glauben in die Hand
Welches er wohl wird lassen bleiben
Daher ich es will so fort treiben
Wenn ich auch lebt' bis an jüngsten Tag
(Den auch wohl keiner erleben mag)
Mein' die Welt ist von jeher gewesen
Wird auch nimmer in sich selbst verwesen
Möcht wissen wenn sie solt verbrennen
Mit allem Holz und Gesträuche darinnen
Womit sie die Hölle wolten heizen
Die Sünder zu kochen und zu beizen?
Weshalb ich mich kann fürchten nicht
Vor Hölle oder jüngst Gericht.
Möcht auch wissen wozu Furcht solt frommen
Nachdem man ist so weit gekommen
Daß man nichts mehr hält von Gott
Noch selbst dem Leben nach dem Tod
Woll'n beydes gern lassen fahren
Nur der Religion gewahren.
Das erste ist mir eben recht
Das zweite aber dünkt mir schlecht.
Hoffe sie werden sich bedenken
Und mir das zweite auch noch schenken.

So bin ich aller Furcht entbunden
Kann an Leib und Seel' gesunden
Statt mich zu gebärden und zu zieren
Ins Universum zu verlieren
In der Geliebten hellen Augen
In tiefes Blau mich untertauchen.
Weiß auch nicht wie mir vor der Welt könnt grausen
Da ich sie kenne von innen und außen
Ist gar ein träg' und zahmes Thier
Das weder dräut dir noch mir
Muß sich unter Gesetze schmiegen
Ruhig zu meinen Füßen liegen
Steckt zwar ein Riesegeist darinnen
Ist aber versteinert mit allen Sinnen
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus
Noch sprengen das eisern Kerkerhaus
Ob gleich er oft die Flügel regt
Sich gewaltig dehnt und bewegt
In todten und lebendgen Dingen
Thut nach Bewußtseyn mächtig ringen;
Daher der Dinge Qualität
Weil er drin quallen und treiben thät
Die Kraft, wodurch Metalle sprossen
Bäume im Frühling aufgeschossen
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen
Thut jetzt in die Höhe schießen
Sein' Glieder und Organ verlängern
Jetzt wieder verkürzen und verengern
Und sucht durch Drehen und durch Winden
Die rechte Form und Gestalt zu finden
Und kämpfend so mit Fuß und Händ'
Gegen niedrig Element
Lernt er im Kleinen Raum gewinnen

Darinn er zuerst kommt zum Besinnen
In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen
(Heißt in der Sprache Menschenkind)
Der Riesengeist sich selber findet.
Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum
Erwacht, sich selber er kennt noch kaum
Über sich selbst sehr verwundert ist
Mit großen Augen sich prüft und mißt
Möcht alsbald wieder mit allen Sinnen
In die große Natur zerrinnen
Ist aber einmal losgerissen
Kann nicht wieder zurück fließen
Und steht zeitlebens eng und klein
In der eignen großen Welt allein.
Fürchtet wohl in bangen Träumen
Der Riese könnt sich ermannen und bäumen
Und wie der alte Gott Satorn
Seine Kinder verschlingen im Zorn
Weiß nicht daß er es selber ist
Seiner Abkunft gar vergißt
Thut sich mit Gespenstern plagen
Könnt also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott der sie im Busen hegt
Der Geist der sich in allem bewegt
Vom ersten Regen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebensäfte
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt
Die erste Blüth' die erste Knospe schwillt
Zum ersten Stral von neu gebohrnen Licht
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht
Und aus den Tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft

Ist Eine Kraft, Ein Wechselspiel und Weben
Ein Drang und Trieb nach immer höhern Leben.

Drum ist mir nichts so sehr zur Last
Als so ein fremder vornehmer Gast
Der auf der Erd herum stolzirt
Und schlechte Red' im Munde führt
Von der Natur und ihrem Wesen
Die ihn besonders auserlesen
Die Welt für eine Mühle hält
Darum ihr einen Müller bestellt
Ist eine eigne Menschenrace
Von besondern Sinn und fürnehmer Nase
Halten all' andre für verlohren
Haben ewgen Haß geschworen
Der Materie und ihren Werken,
Thun sich dagegen mit Bildern stärken
Reden von Religion als einer Frauen
Die man nur könnt durch Schleyer schauen
Um nicht zu empfinden heimlich Brunst
Machen darum viel Wörterdunst
Sprechen von sich hoch übermächtig
Fühlen sich in allen Gliedern trüchtig
Von dem neuen Messias noch ungebor'n
In ihrem Rathschluß auserkühr'n
Die armen Völker groß und klein
Zu führen in Einen Schafstall hinein
Wo sie aufhören sich zu necken
Hübsch christlich in Eins zusammen blecken
Und was sie sonst noch verkünden prophetisch.
Sind zwar von Natur unmagnetisch
Doch wenn sie'n großen Geist berühren
Von seiner Kraft was in sich spüren
Glauben sie seyn magnetisch worden

Können wohl auch zeigen nach Norden
Wissen sich selbst schlecht zu rathen
Reden desto mehr von andrer Thaten
Und rühren aus fremden Allerley
Zusammen ihren Gedankenbrey
Verstehen alles wohl zu rütteln
Gedanken unter einander zu schütteln
Meinen viel Geist daraus zu entwickeln
Thut aber nur in der Nasen prickeln
Polemisch affizieren den Magen
Und allen Appetit verschlagen
Rath darum jedem der es hat gelesen
Von der Verderbniß zu genesen
Auf'm Sopha mit einem schönen Kinde
Alsbald zu lesen die Lucinde
Wird wieder Kraft und Muth gewinnen
Frischen und stärken alle Sinnen
Jenen aber und ihres Gleichen
Will ich sagen und nicht verschweigen
Daß ich ihre Fromm' und Heiligkeit
Ihre Übersinn- und Überirdigkeit
Will ärgern mit Gottlos Werk und Leben
So lange mir noch ist gegeben
Die Anbetung der Materie und des Lichts
Dazu die Grundkraft teutschen Gedichts
So lang ich an süßen Augen werd' hangen
So lang ich mich werd' fühlen umfängen
Von der Einz'gen liebeichen Armen
An ihren Lippen mich erwärmen
Von ihrer Melodie durchklungen
Von ihrem Leben so durchdrungen
Daß ich nur nach dem Wahren kann trachten
Lernen Dunst und Schein verachten
Daß mir nicht können die Gedanken

Wie Geister da und dorthin wanken
 Haben Nerven Fleisch Blut und Mark
 Und werden gebohren frey frisch und stark.

Den andern aber entbiet ich Gruß
 Und sage noch zu guten Schluß
 Hol der Teufel und Saliter
 Alle Rußen und Jesuiter!
 Solches hab' in der Frau Venus Forst
 Geschrieben ich Heinz Wiederporst.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Wiederporsts, in: KSA V.3, S. 245-247.

21. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Vorrede zu ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur‘

Was als reines Resultat der philosophischen Untersuchungen unsers Zeitalters übrig bleibt, ist kürzlich folgendes: „Die bisherige theoretische Philosophie, (unter dem Namen Metaphysik,) war eine Vermischung ganz heterogener Principien. Ein Theil derselben enthielt Gesetze, welche zur Möglichkeit der Erfahrung gehören, (allgemeine Naturgesetze,) ein anderer Grundsätze, die über alle Erfahrung hinausreichen, (eigentlich metaphysische Principien).“

„Nun ist aber ausgemacht, daß von den letzteren in der theoretischen Philosophie nur ein regulativer Gebrauch gemacht werden kann. Was uns allein über die Erscheinungswelt erhebt, ist unsere moralische Natur, und Gesetze, die im Reich der Ideen von konstitutivem Gebrauch sind, werden eben damit praktische Gesetze. Was also bisher in der theoretischen Philosophie metaphysisches war, bleibt künftig einzig und allein der praktischen überlassen. Was für die theoretische Philosophie übrig bleibt,

sind allein die allgemeinen Principien einer möglichen Erfahrung, und anstatt eine Wissenschaft zu seyn, die auf Physik folgt (Metaphysik) wird sie künftig eine Wissenschaft seyn, die der Physik vorangeht.“

Nun zerfällt aber theoretische und praktische Philosophie, (die man zum Behuf der Schule etwa trennen kann, die aber im menschlichen Geiste ursprünglich und nothwendig vereinigt sind,) in die reine und angewandte.

Die reine theoretische Philosophie beschäftigt sich bloß mit der Untersuchung über die Realität unsers Wissens überhaupt; der angewandten aber, unter dem Namen einer Philosophie der Natur, kommt es zu, ein bestimmtes System unsers Wissens, (d.h. das System der gesammten Erfahrung) aus Principien abzuleiten.

Was für die theoretische Philosophie die Physik ist, ist für die praktische die Geschichte, und so entwickeln sich aus diesen beyden Haupttheilen der Philosophie die beyden Hauptzweige unsers empirischen Wissens.

Mit einer Bearbeitung der Philosophie der Natur, und der Philosophie des Menschen hoffe ich daher die gesammte angewandte Philosophie zu umfassen. Durch jene soll die Naturlehre, durch diese die Geschichte eine wissenschaftliche Grundlage erhalten. Die vorliegende Schrift soll nur der Anfang einer Ausführung dieses Plans seyn. Ueber die Idee einer Philosophie der Natur, die dieser Schrift zu Grunde liegt, werde ich mich in der Einleitung erklären. Ich muß also erwarten, daß die Prüfung der philosophischen Principien dieser Schrift von dieser Einleitung ausgehe.

Was aber die Ausführung betrifft, so sagt der Titel schon, daß diese Schrift kein wissenschaftliches System, sondern nur Ideen zu einer Philosophie der Natur enthält. Man kann sie als eine Reihe einzelner Abhandlungen über diesen Gegenstand betrachten.

Der gegenwärtige erste Theil dieser Schrift zerfällt in zwey Theile: den empirischen und den philosophischen. Den ersten voranzuschicken hielt ich für nothwendig, weil in der Folge der

Schrift sehr oft auf die neuern Entdeckungen und Untersuchungen der Physik und Chemie Rücksicht genommen wird. Dadurch entstand aber die Unbequemlichkeit, daß manches zweifelhaft bleiben mußte, was ich erst späterhin aus philosophischen Principien entscheiden zu können glaubte. Ich muß also wegen mancher Aeüßerungen des ersten Buchs auf das zweyte (vorzüglich das achte Kap.) verweisen. In Ansehung der jetzt zum Theil noch streitigen Fragen über die Natur der Wärme und die Phänomene des Verbrennens, befolgte ich den Grundsatz: in den Körpern schlechterdings keine verborgne Grundstoffe zuzulassen, deren Realität durch Erfahrung gar nicht dargethan werden kann. In alle diese Untersuchungen über Wärme, Licht, Elektrizität u.s.w. hat man neuerdings mehr oder weniger philosophische Principien eingemengt, die der experimentirenden Naturlehre an und für sich schon fremd, und gewöhnlich noch so unbestimmt sind, daß daraus unausbleibliche Verwirrung entsteht. So wird mit dem Begriff von Kraft jetzt häufiger als je in der Physik gespielt, besonders seitdem man an der Materialität des Lichts u.s.w. zu zweifeln anfieng;⁸² hat man doch schon einigemale gefragt: Ob nicht die Elektrizität vielleicht Lebenskraft seyn möchte? Alle diese vage, in die Physik widerrechtlich eingeführten Begriffe, mußte ich, da sie nur philosophisch zu berichtigen sind, im ersten Theil dieser Schrift in ihrer Unbestimmtheit lassen. Sonst habe ich mich in diesem Theil immer in den Gränzen der Physik und Chemie zu halten – also auch ihre Bildersprache zu sprechen gesucht. – Im Abschnitt vom Licht (S. 26. ff.) wollte ich vorzüglich zu Untersuchungen über den Einfluß des Lichts auf unsere Atmosphäre Veranlassung geben. Daß dieser Einfluß nicht bloß mechanischer Art seye, ließe sich schon aus der Verwandtschaft des Lichts mit der Lebensluft schließen. Auch ein merkwürdiger Versuch des Herrn Prof. Götting scheint diese Vermuthung zu bestätigen.⁸³ Weitere Untersuchungen über diesen Gegenstand könnten vielleicht selbst über die Natur des Lichts und seiner Fortpflanzung in unserer Atmosphäre nähere Aufschlüsse

geben. Die Sache ist doppelt wichtig, da wir jetzt zwar die Mischung der atmosphärischen Luft kennen, aber nicht wissen, wie die Natur dieses Verhältniß heterogener Luftarten, der zahllosen Veränderungen in der Atmosphäre ungeachtet, beständig zu erhalten weiß. Was ich darüber im Abschnitt von den Luftarten gesagt habe, reicht bey weitem nicht hin – die von mir vortragene und mit Beweisen unterstützte Hypothese, über den Ursprung der elektrischen Erscheinungen, wünschte ich um so mehr geprüft zu sehen, da sie, wenn sie wahr ist, ihren Einfluß noch weiter, (z.B. auf Physiologie,) erstrecken muß.⁸⁴

Der philosophische Theil dieser Schrift betrifft die Dynamik, als Grundwissenschaft der Naturlehre, und die Chemie, als Folge derselben. Der nächstfolgende Theil wird die allgemeine Bewegungslehre, Statik und Mechanik, die Principien der Naturlehre, der Theologie und der Physiologie umfassen.

Aus der Einleitung wird man sehen, daß mein Zweck nicht ist, Philosophie auf Naturlehre anzuwenden. Ich kann mir kein betrübteres Tagelöhnergeschäft denken, als eine solche Anwendung abstrakter Principien auf eine bereits vorhandene empirische Wissenschaft. Mein Zweck ist vielmehr: die Naturwissenschaft selbst erst philosophisch entstehen zu lassen, und meine Philosophie ist selbst nichts anders als Naturwissenschaft. Es ist wahr, daß uns Chemie die Elemente, Physik die Sylben, Mathematik die Natur lesen lehrt; aber man darf nicht vergessen, daß es der Philosophie zusteht, das Gelesene auszulegen.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Vorrede zu ‚Ideen zu einer Philosophie der Natur‘, in: Ders.: Ideen zu einer Philosophie der Natur. Erstes, Zweytes Buch. Leipzig 1797, S. IV-IX.

Romantische Naturwissenschaft

Die Thesen zur Naturphilosophie, die Schelling in seinen theoretischen Schriften formulierte (vgl. die Einleitung zum vorherigen Abschnitt), waren der Hintergrund, vor dem Johann Wilhelm Ritter seine physikalischen Versuche durchführte und dabei seinen Notizen zur Physik verfasste: „Vom Leben muß mein künftiges Buch handeln; es faßt alles in sich.“ (Frag. 633) Gerade auch die enge Freundschaft, die ihn mit Novalis verband, beeinflusste seine und die Arbeit von Novalis maßgeblich. So entstanden verschiedene Fragmente und literarische Texte, die an vielen Stellen auf die Nähe von romantischem Geist und Naturwissenschaft verweisen. Dass Novalis neben der gesellschaftlichen und mätzenatischen Beziehung auch dem Physiker Ritter nahe stand, kann man schon aus seinem beruflichen Hintergrund ableiten, war doch seine Tätigkeit in den Salinen auch wesentlich vom Verständnis naturwissenschaftlicher Vorgänge beeinflusst. In dieser Geistesverwandtschaft liegen auch die Quellen für Novalis ‚Fragmente‘, die in Zusammenarbeit mit Friedrich Schlegel und Johann Wilhelm Ritter entstanden. Auf Einspruch Goethes erschienen sie 1799 nicht im ‚Athenaeum‘, sondern wurden erst 1826 veröffentlicht. Sie zwingen den Leser, selbstständig nach dem transzendentalen Einheitsprinzip der Sammlung zu suchen und weisen durch Selbstreflexion über sich hinaus ins Unendliche. Diese Transzendenz, das Irrationale, die ‚Nachtseite‘ der Existenz, die psychologische Ausdeutung des Irrationalen wird über Ritter und Schelling hinaus von Gotthilf Schubert thematisiert. Er studierte zwischen 1801 und 1803 in Jena Medizin und war stark von Ritter und Schelling beeinflusst. In seinen Schriften ‚Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft‘ (1808) und ‚Symbolik des Traums‘ (1813/14) formulierte er zentrale psychologische Thesen zur

Natur der menschlichen Seele. Mit seinen psychologischen Ausdeutungen der Seelenzustände des Menschen knüpfte er die Verbindung zwischen romantischer Literatur und romantischer Naturwissenschaft. Bei dem Naturwissenschaftler und Philosophen August Johann Georg Carl Batsch (1761-1802) findet man weniger die psychologische als die pädagogische Komponente der Naturwissenschaft in den Vordergrund gerückt. Mit seiner ‚Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber‘ knüpfte er die Verbindung zum Bildungsaspekt von Geselligkeit und Wissenschaft. Der Übergang zum Bildungsbürgertum wurde langsam eingeläutet, unterhaltende und belehrende Lektüre, die nicht langweilt und Stoff für die geselligen Kreise bot, wurde zum ausgehenden 18. Jahrhundert attraktiv. (Text 24)

22. Johann Wilhelm Ritter: Fragmente eines Physikers

171. Die Physik sollte nur in einer treuen Geschichte derselben vorgetragen und gelehrt werden. Sie fing in der That da an, wo sie für eine Bibel enden könnte, aber es ist ihr nicht durchgegangen, und sie hat sich in ein Detail verloren, was nahe zu seinem Maximum gekommen ist. Aber wie auch die Pflanze sich erst in die Blätter verliert, ehe sie sich zur Blüthe sammelt, so wird auch die Physik aus ihrem Detail den Rückweg finden, und göttlich enden.

Die Physik hat die Ansicht des Schönen in der Natur, nachdem sie anfang verloren zu gehen, wiedererobern wollen. Die Experimente suchen sie, und finden's nicht. So wird die Physik negativer Weise wieder darauf zurückführen.

172. Ein Zickzack, wie der Blitz, ist jeder Körper in seinem Innern. Wie in den Gebirgen, ruhen auch hier gar viele Regionen, Lager, über einander, und von verschiedener Mächtigkeit.

Daß es gleichsam die stecken gebliebene Mannichfaltigkeit, die nicht zur Evolution kam, sey, weiß ich recht gut, – (Das Evolvirteste hat die mindesten Regionen –), aber welcher Herkules gehört dazu, als dem Evolvirten das Evolvable zu dechiffriren, und wie muß man das Evolvirte selbst dazu kennen! –

566. Einheit im Mannichfaltigen soll die Schönheit, die Harmonie, geben. Völliges Nachkommen nach dem Moralgesetz giebt mir so hohe Harmonie mit mir selbst; woher diese Harmonie? – Wie kann ich über etwas Gleichförmiges so viel Vergnügen haben? – Wird durch diese Uebereinstimmung meines Sinnes mit dem Sittengesetz eine Kette, (auf Art der Galvanischen) hergestellt, ein Glied in eine Kette von mir unbekanntem Gliedern gebracht? – Stelle ich dadurch eine Verbindung her, die nur Harmonie erweckt, die ich nur als Glied, so wie die übrigen, aber nicht allein für mich, ohne jene Glieder fühle? – Ist dies Gemeinschaft mit Gott? – Hier muß ich nothwendig an ein höheres Wesen geknüpft seyn. Hier ist der Beweis geistiger Anschauung; es muß eben so eine geistige Welt, eine geistige Anschauung, geben, als eine empirische. Und so gut, als es möglich ist, daß ich die Gesetze dieser auffinde, die einzig möglich wahre Theorie derselben finden kann, eben so muß ich auch die einzig möglich wahre Theorie jener finden können! – Welche Aussicht! – O hätte ich dies erreicht, wie ewig glücklich wäre ich! – Aber dazu muß ich mich gewiß erst auf dem Gesichtspunkt befinden, auf den mich bloß Harmonie mit mir selbst durch das Sittengesetz und dessen Befolgung bringe! –

567. Möchte wohl die Idee von einem Ding außer uns, einem Ding an sich, und die Meinung, man kenne es, bloß daher gekommen seyn, daß man zuerst das Object eines sinnlichen Begriffs nur in Einer Beziehung, die man an ihm wahrnahm, und zwar mit Einem Wort, was Subject und Prädicat zugleich in sich begriff, ausdrückt, nachher aber genöthigt war, mehrere Prädicate zu unterscheiden, wobey man aber vergaß, daß das

Subject überhaupt nur aus diesen Prädicaten bestände? – Die jene Begriffe zuerst trennen mußten, hatten wohl kein Ding an sich dabey im Kopfe, wohl aber die folgenden, denen, mit einem besonderen Wort, was alle Prädicate in sich begriff, noch etwas außer diesen Prädicaten gegeben zu seyn schien.

572. Mit dem Bewußtseyn ist schlechthin Licht verbunden. Ich weiß mich im Licht; mein Wissen ist Licht; so weit Licht ist, so weit weiß ich; wo es aufhört, wo Undurchsichtigkeit angeht, da weiß ich nicht mehr. So sagt man also ganz der Natur getreu: es geht mir ein Licht auf, – ich werfe einen hellen Blick wohin – u.s.w. Wo mein Wissen begrenzt ist, da ist Undurchsichtigkeit; ich durchbreche diese Beschränkung, und es wird Licht, oder auch die Natur durchbricht sie. Bey fremder Erleuchtung fließt das Wissen eines Andern mit dem meinigen zusammen, und dies Wissen ist eines. Hier Grund des Gefühls größerer Schaam im Licht, als im Finstern, was sich von der frühesten Kindheit an äußert. Und so muß auch mein geistiges Wissen, im Licht, das Zusammenfließen meines Lichtes mit anderem seyn. Alles Wissen begränzt sich durch einander, so auch das Licht, und so entspringt moralische Schaam, jedem von der Natur eingepflanzt. Alles Wissen aber ist identisch, somit auch alles Licht, somit auch die Begrenzung eines jeden von einander. Hier Einheit des Sittengesetzes. Harmonie mit sich selbst, damit nichts zu thun, dessen man sich schämen darf. Aber nur der Disharmonie schämt man sich. –

574. Licht = Wissen homogener Qualität, Wärme = Gefühl der Einung heterogener Qualität. Und so muß jedem Wechsel der Materie Licht (Bewußtseyn der Identität) und Wärme (Bewußtseyn der Heterogenität) correspondiren. – Durchsichtigkeit = Identität, Undurchsichtigkeit = Heterogenität. Am undurchsichtigen Körper wird Licht zu Wärme. Wo man bey dem Denken großen Widerstand zu überwinden, das innere Licht mit Hetero-

genem zu kämpfen hat, sagt man daher höchst richtig; es wird mir warm im Kopfe, es hat Hitze gesetzt, den Kopf heiß gemacht u.s.w. –

584. Eine Theorie, welche unser Sonnensystem so eben erklärt, für die äußere unendliche Welt aber nichts übrig hat, wird nie die Theorie der ganzen Welt seyn. Eine geschlossene Theorie des Sonnensystems zu erwarten, ist lächerlich. Das Sicherste, die Formel zu entdecken, nach der es in die Welten hinaus geht, ist immer noch, sich, resignirend, ganz einer tüchtigen Physik zu ergeben. Der Mensch ist die Idee des Universums, und es kommt ihm als Sklaverey vor, sich zwischen Sonne und Erde bändigen zu lassen. In den schönsten Stunden bleibt die Sonne niederer Object. Sie regiert die Erde aber der Mensch erkennt die Gewalt, die endlich wieder beyde auch regiert. Die Millionen Sterne... liegen vor ihm, unter ihm; er läßt sich herab zu ihrer Würdigung. Im endlichen giebt es nur physikalische Deduction⁸⁵, oder, alle physikalische Deduction ist endlich. Und ersetzbar durch Reduction. Die Reduction ist nicht weitschweifiger, als die Deduction. Der wahre Physiker aber kennt nur das Mittel beyder, die Exposition, das Product der Gesamtanschauung. Die höchste Deduction *a priori* ist ein Misverständnis, und der Mensch ist nicht ihr Herr. Sie ist, aber Einmal nur; sie ist die Welt selbst. Der Künstler ist ihr Organ, sie selbst im Einzelnen. Die Kunst ist der einzige Ort, in dem sie erscheint, – nicht als Wieder- sondern als Selbsterscheinung. Zum Bewußtseyn kann sie nie kommen. Sie ist wie die Gesundheit, man weiß nichts von ihr, und – ist gesund. –

633. *Scientia vitae, theoria vitae*,⁸⁶ – würde eine künftige vollendete Physik heißen müssen. Erstere würde durch letztere gegeben seyn. Vom Leben muß mein künftiges Buch handeln; es faßt alles in sich. –

635. Wärme, Licht, Mensch u.s.w., sind Synonime. Die Wärme ist das Leben der Erde, im Menschen bricht sie ganz zu Tage. Pflanzen sind lau, Thiere heiß, und der Mensch glüht. –

Johann Wilhelm Ritter: Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Heidelberg 1810, S. 110-111, 111, 162-163, 163-164, 165-167, 167, 172-173, 206, 206.

23. Gotthilf Heinrich Schubert:

Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung

§. 21. Die Geschichte der Zeugung: des Entstehens eines neuen Lebens, aus dem untergehenden alten, wird aus der Betrachtung der bloß leiblichen Elemente und Vorgänge nicht begriffen; es bedarf zu ihrer Beleuchtung einiger Strahlen aus der Geschichte der Seele. Denn nur das Beseelte trägt mitten in seinem Wesen den fruchtbaren Samen eines neuen Daseyns; nur das Beseelte vermag zu zeugen.

Die Liebe der Geschlechter und der fruchtbringende Wechselverkehr derselben beruhet auf einem Vorgange der Verzückerung und Entrückung der lebenden Seele, aus dem eignen Leibe in das Wesen, in die Natur eines fremden. In des Lebens Frühling, wenn der Weinstock erblühet und der Würzgarten seinen Duft gibt; wenn der Granatbaum am Rebhügel erröthet: da reget, tief im Grunde der Seele, ein Verlangen seine Schwingen, von gleicher Natur mit jenem, welches den kaum dem Reste erwachsenen Vogel emporhebt, wenn der Herbst kommt und die Zeit des Auswanderns in ein fernes Land. Die Eiche spannet ihre grünen Zweige so hoch über das Thal; höher als der Eiche Gipfel gehet der Weg der Wolken, und über beide, hoch und hehr, breitet der tiefe, blaue Himmel sein Zelt aus. Der Drang aber, der die liebende Brust bewegt, ist kräftiger als der Wuchs

der Eiche, schneller als der Flug der Wolken: sein Sehnen spannet höher und weiter als der blaue Himmel. Denn was wir Liebe nennen, das ist ein Vorschmack jener Schmerzen, ein Vorschmack jener Lust, welche die heimkehrende Seele empfindet, wenn die beengenden Bande der Leiblichkeit und ihres Wahnes gelöst sind; wenn das Entzücken, das sich im jetzigen Leben nur wie im Traume geregt, zur klaren, wachen Seligkeit geworden. Wenn der Abendstern sinket und der Duft der Lilie im Thal emporsteigt, da wird, während der warmen Frühlingsnacht, mitten in der Schaar der Bienen ein Ton gehört: lockend und voll bewegender Kraft, wie der Hauch, der durch den lebenden Leib geht. Es ist die Stimme der Königin, welche des Auszuges in die neue, geliebte Heimath, der Trennung von der alten, beengenden begehrt. Ein Bewegen, mächtig und unwiderstehlich, gehet durch die Tausende der Schaar. Kommt dann der Morgen, da drängen sich alle, die jugendlichen Drohnen wie das Gewölk der Arbeiter, dem führenden Weisel nach, welcher, des Weges kundig, den er nie gesehen, durch die grünenden Auen und blühenden Gewände vorangeht, und während des Zuges über die ganze Schaar ein Feuer ausgießt, dessen Zorn verzehrt, was feindlich dem Drange widersteht und welches der Gefahr nicht achtet. So wird auch, wenn die Stimme der waltenden Liebe in der Seele ertönt, nicht nur eine Kraft, es werden alle Kräfte des Leibes und der Seele wach und von einem Bewegen ergriffen, welches auflösend auf die enge beschränkende Selbstheit wirkt, und welches einem Fortziehen aus dieser hinaus, in die Form eines neuen Seyns gleicht. Bei den meisten Lebendigen führet daher der Augenblick der Zeugung unmittelbar den Tod und die Auflösung des Leibes herbei. Denn es war nur ein neues, künftiges Leben, welches sie, unbewußt, im Tod des alten gesucht, und wenn in diesem Drange des Suchens das Thier der sichern Todesgefahr entgegengieht, der Schmerzen, welche das verwundende und zerschneidende Messer oder das Feuer machen, nicht achtet, da erscheint es öfters, als werde der Tod des Leibes eben so dringend als die Lust des Geschlechts

begehrt. Das was die Liebe begehrt, und was die Lust der Geschlechter nur im dürftigen, leiblichen Abbild empfängt, ist höher als das eigne Leben, besser als des Lebens Lust. Darum heißt es in jenem alten Buche: Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn. Daß auch viel Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken; sie ist köstlicher, denn alles Gut des Hauses.

Es ist eine alte Dichtung, von der Liebe der Nachtigall und der Rose. In der Frühe des Morgens, wenn der Thau in den Blättern zittert, singe die Nachtigall und verstumme am Mittage. Denn es sey nicht der Duft, nicht das von lieblichem Roth gefärbte Blatt der Blüthe, denen der Gesang gegolten, sondern das Bild der aufgehenden Sonne, welches neben dem eigenen Bilde der Sängerin im Thautropfen sich wiederpiegle: das Bild, so vergänglich, so vorübereilend, und die Töne des Gesanges darum so tief, so klagend. Von diesem eigenen Bilde, verklärt in dem Lichte einer unvergänglichen Sonne, singe die Turteltaube, am Gewässer des Bachs und am glänzenden Thautropfen der Mannaesche; es singe von ihm die einsame Drossel am See des Gebirges.

In einem leicht vergänglichen Thautropfen spiegelt sich das Licht, welches den Gesang und die Liebe wecket, im Lichte selber aber spiegelt sich ein Höheres ab, das zum Gesang den Odem, zur Liebe das Leben gibt. Denn wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieses Geliebten in sich fasset, so trägt jener Zug des Sehns, der von den Wesen aufwärts nach dem Quell alles Seyns geht, ein Bild dieses Quelles in sich, und dieses Bild ist das Licht. [...]

Gotthilf Heinrich Schubert: Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung, in: Gotthilf Heinrich Schubert: Die Geschichte der Seele. 3 Bde. Stuttgart, Tübingen 1830, Bd. 1, S. 237-240.

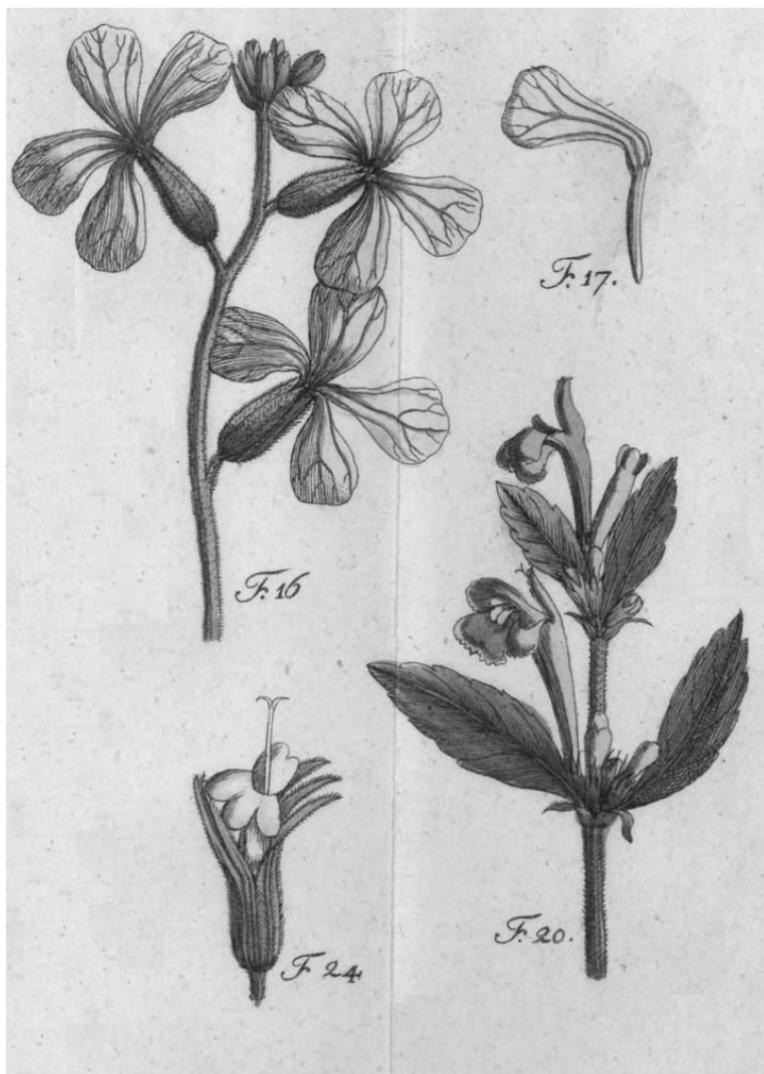


Abb. 10: August Johann Georg Carl Batsch, *Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber*, Ausschnitt aus Tafel 2 (SUB Göttingen)

24. August Johann Georg Carl Batsch: Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber

1. Ausbreitung der Gewächse über die ganze Erde.

Wo wir nur in der freyen Natur hinsehen, wo die Luft und ihre Feuchtigkeit nur einige Zeit wirken konnte, überall sehen wir Pflanzen verbreitet. Der nackte Felsen, und seine Zertrümmerung, das mit den Strömen fortgeführte Gerölle, der trockne Sand, der verhärtende Thon halten sich nicht lange; sie werden früher oder später mit Pflanzen besetzt; ja selbst das glühende Glas, welches die feuerspeyenden Berge ausgiessen, wird nach und nach ein fruchtbarer Boden. In dem heissen Erdstrich streben gewaltige Palmen mit Tausenden geringerer Begleiter, so wie Menschen und Thiere, im gedrängten Wachsthum empor, die schrecklichsten Verwüstungen sind im wenig Tagen ersetzt; aber auch im kurzen Schatten eines Sommers, der vor dem kalten Spitzbergen vorüber eilt, freut sich die blühende Natur mit den wenigen ihr übrig gelassnen Kindern. Gewächse setzen sich auf andern an, ja, sie wachsen zum Theil, wie angebohren, aus dem Innern andrer hervor; sie leben auf Wasser und Land, auf kranken, sterbenden, und verwesenden Geschöpfen. Die stolzen Werke der Kunst werden von ihnen erobert; klein, unzählig, und unbezwingbar, nehmen sie von ihnen Besitz, und bringen ihre Winkel und Flächen wieder zur sanft verlohrenen Schattirung der Natur. Sie steigen endlich nieder in das plutonische Reich, in die finstern Schatzkammern der Erde; aber das offne Weltmeer setzt ihrer Ausbreitung Grenzen, es nimmt bloß Vertriebne in geringen Entfernungen auf.

2. Vielfältigkeit der Pflanzen in aller Rücksicht.

Was man auch wählen mag, wie man fragen mag, das Pflanzenreich ist ein unerschöpfliches Orakel. Jeder Ton, den man

angiebt, wird in vollstimmigen Harmonien beantwortet. Jede einzelne Eigenschaft, die man erblickt, ist tausendfach vervielfältigt im unabsehbaren Heere der Gewächse. Farbe, Figur, Oberfläche, Verästung, Beugung, Befestigung, Entwicklung, Dauer, innere Verbindung, Fortpflanzung, – welches reiche Feld eröffnet sich jeder einzelnen Untersuchung! – Völker haben ihre Jahrbücher, ihre Gesetze, ihre Länderkunde, wir staunen vor der Menge der Sachen und ihrer Ordnung, – aber es ist nichts gegen die Geschichte der Natur. Mag es auch jemand wagen, aus der Ferne mit telescopischen Blicke diese Schönheit und Grösse zu fassen, den blendenden Glanz der Schöpfung in einem Lichtpunkte darzustellen?

3. Dauer und Bestimmtheit jener vielfältigen Rücksichten.

Die manchfaltige, tausendfach verschiedene Natur der Pflanzen ist aber nicht etwa das Spiel einer treibenden Kraft, die in üppiger Fülle sich an ihrem ewig wechselnden Werke, wie der Mensch an seiner Verzierung, und in seiner Wohnung, zu vergnügen beliebt. Nichts weniger, als das. Wie wären wir vermögend, noch jetzt dieselbe Rose und Lilie zu erkennen, die schon seit Jahrtausenden die Menschen erfreute; wie könnten wir mit Gewissheit den giftigen Schierling vermeiden, und die heilsame Kamille aufsuchen, wenn eines sich in das andre zu verwandeln, oder von seiner Bestimmung, allmähig, in die Bestimmung anderer Pflanzen über zu gehen vermöchte? wie könnten Forscher der Natur die zärtlichsten Moose nach allen ihren Theilen bestimmen, und andre Beobachter, oft in entlegenen Weltgegenden, oft ohne von den erstern etwas zu wissen, sie wieder mit allen Merkmalen versehen auffinden? – Könnten wir mit der bekannten Sicherheit Pflanzen für den Handel, für den Ackerbau, für die Heilkunde bestimmen, wenn die Menge derselben einem Zufall in ihrer Bildung unterworfen, wenn eine ewige Vermischung möglich wäre?

4. Pflanzenarten.

Jede Art von Pflanzen wird durch viele Merkmale bezeichnet, die in dieser Verbindung bey keiner andern wieder vorkommen. Das Thierreich erläutert dieses vortrefflich. Der Elephant hat zwar den Schädel und die Hautzähne vom Wallross, die Backenzähne vom Pferde, die Vielfachheit der Hufen vom Nilpferd, und den Rüssel vom Antathier, aber jedes dieser Thiere hat ausser jenen einzelnen Merkmalen, wodurch es mit dem Elephanten übereinstimmt, noch andre zu gleicher Zeit, wodurch es von der ganzen Reihe der Elephantenkennzeichen abweicht. Dazu kommt noch die Verschiedenheit des innern Baues. Gerade so verhält es sich auch mit den Pflanzen. Die Rose und die Lilie, jede lässt sich durch eine lange Beschreibung bestimmen. Wenn auch die Lilie in manchen Stücken mit der Tulpe, die Rose mit der Malve übereinkommt, in allen Theilen, und in dem Zusammenhange derselben gewiss nicht.

5. Wozu diese bestimmten Arten, und ihre Menge?

Auf jene Weise erkennbar hat man bis jetzt auf zwanzig bis dreissig Tausende von Pflanzenarten bemerkt. Hier ist nicht allein ungeheure Menge, sondern auch unwandelbares Gesetz. Je länger, je mehr, wird in beyden Rücksichten entdeckt. Spielwerk ist es also nicht. Darf wohl der Mensch, wenn er immer und immer, je weiter er vordringt, Ordnung findet, glauben, dass das Ende des Weges, welches er nicht erreicht, ohne Zweck, ohne Ordnung sey? – Aber welches ist dieser Zweck der gesammten Pflanzennatur? – In Wahrheit eine eben so billige, als vorwitzige Frage. Sterbliche können hier nur ahnden, und wir wollen dieses, wo möglich, mit Würde thun. Jedes Thier hat seine Geschichte, und jede Pflanze; diese einzelne ausführliche Bestimmtheit muss nothwendig seyn, wenn das Ganze kein Spielwerk ist. Aber warum alle einzelne Arten da seyn müssen,

so viele, die wir blos nach ihrer Bildung kennen, warum nicht eine verlohren geht? warum, wie es bey manchen Gattungen bald zu bestimmen ist, nicht mehrere vorhanden sind? – wer vermag dieses Räthsel zu lösen? –

6. Menschlicher Gebrauch der Pflanzen.

Unbekümmert um jene Fragen, die, zwar voreilig, den Aufschluss aller Geheimnisse der Natur verlangen, aber mit dem denkendsten Wesen der Erde unzertrennlich verbunden seyn sollten, haben die Menschen, von den ersten Zeiten an, ihre Bedürfnisse aus dem Pflanzenreiche befriedigt. Im rohsten Zustande, wie zum Theil jezt Neuseeländer, und die Bewohner von Neuholland, gingen sie wohl der thierischen Nahrung nach, und fingen, was ihnen vorkam. Die wilden, damit verbundenen Sitten, und die Ungewissheit der Nahrung, die sie mit den Raubthieren gemein hatten, nöthigte sie eine friedlichere, mehr zuverlässige Lebensart zu ergreifen. Sie wurden Hirten und Akerleute. Sie bekamen eine gegenseitige, nicht auf Mord und Gewalt, sondern auf Vernunft, gegründete Verfassung, und die Gesellschaft befestigte sich durch Güte. Der Erwerb verband sich mit Beobachtung der Natur, und hing von Ueberlegung ab. Die stillern, edlern Gegenstände, aus denen er entsprang, theilten dem Geiste ihr Geprähe mit, und die Menschen wurden besser, durch Beschäftigung mit Gewächsen.

Der Handel, die grossen Reiche, der Luxus, und die in einer neuen gigantischen Gestalt erscheinenden Kriege, vervielfältigten alle Bedürfnisse, so wie sie die Thorheit der Menschen entwickelten; so kam durch sie, als unumgängliche Mittel, der menschliche Geist auf die Bahn einer immer steigenden Grösse. Was die frühern Völker einfach zu ihrer Wohnung und Bedeckung, zu Speise, Trank, Arzney, und Erwärmung aus dem Pflanzenreiche erhielten, das wurde jetzt bereichert und verschönert, selten und kostbar aus allen Weltgegenden zusammen

geführt. Indess die Eitelkeit und die Uebermuth, unrühmlich an sich, die Schätze der Pflanzennatur von der ganzen Erdoberfläche sammeln, erhalten Millionen dadurch ihre nothwendigen Bedürfnisse, und ein vernünftiges Daseyn, der stille Weise benutzt den unvernünftig angewendeten Raub, zur Erfindung des Wahren, als Freund der Menschheit. So sind jetzt ungeheure Verzeichnisse von Pflanzen entstanden, deren sich die Menschen in aller Welt bedienen, um sich zu erhalten, oder, wenn es ihnen gelänge, die Erde in ein Paradies, ihr Daseyn in ein Leben der Götter zu verwandeln.

Mit dem tausendfach veränderten Leben, halten die Krankheiten gleichen Schritt. Die unglückliche Büchse ist geöffnet,⁸⁷ und je länger sie geöffnet bleibt, je ergiebiger wird sie. Die Krankheiten haben sich vervielfältigt, und die Mittel gegen sie, vorzüglich aus dem Pflanzenreiche genommen, nicht minder.

Endlich ist noch ein süßes Vergnügen des Menschen zurück, die reinste Sinnenfreude, die jemals war. Die Schönheit der Pflanzenwelt lockt den Menschen, ihr Genuss ist reuelos, und verjüngt sich mit neuen Reitzen. Eine einzige Blume kann ihn erfreuen; aber der gewaltige Mensch hat die Bewohner der entferntesten Weltgegenden versammelt, und zum Vergnügen der Anschauung einen Reichthum aufgestellt, den selbst die Natur, sich allein überlassen, nicht würde gezeigt haben.

August Johann Georg Carl Batsch: Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber welche keine Gelehrten sind. Weimar 1795, S. 1-9.

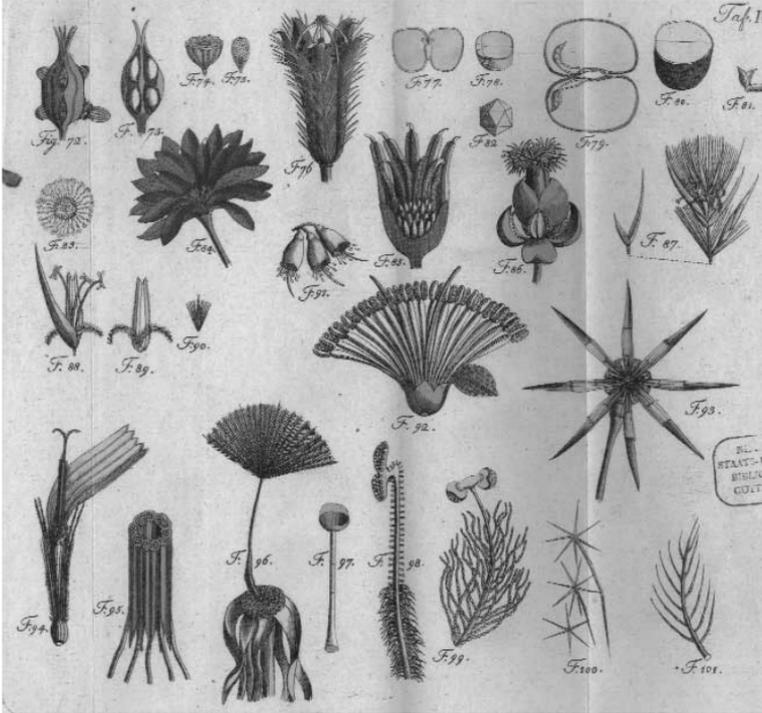


Abb. 11: August Johann Georg Carl Batsch, *Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber*, Tafel 4 (SUB Göttingen)

Kritische Geselligkeit

Caroline de la Motte Fouqué gehörte nicht zum Kreis der Romantiker. Sie wurde 1775 geboren und machte sich ab 1806 einen Namen als Schriftstellerin. Dies war längst nach der Hochphase der Frühromantik in Jena. Dennoch sind ihre Gedanken – auch post festum – wesentlich für ein Verständnis der Zeit, was nicht zuletzt durch die engen Beziehungen zu Tieck, den Brüdern Schlegel, Achim von Arnim und Clemens Brentano befördert wurde. August Wilhelm Schlegel sollte 1803 sogar Taufpate ihrer Tochter Marie Louise werden. Auf eine streitbare und kritische Art setzte sich Caroline de la Motte Fouqué mit einzelnen Aspekten von Geselligkeit auseinander. Ihre Schrift ‚Ueber deutsche Geselligkeit‘ kann als Kommentar zu den geselligen Runden um 1800 gelesen werden. In der Auseinandersetzung mit den Schriften der Baronin de Staël⁸⁸, insbesondere mit dem 1810 erschienen Buch ‚De l’Allemagne‘ (‚Über Deutschland‘), rekapitulierte sie die Schwierigkeiten der Beschreibung deutscher Geselligkeit in den ersten Jahren nach der Zeitenwende um 1800. Sie nutzte die Gelegenheit, etwas über den ‚Geist und die Natur deutscher Conversation überhaupt‘ (Text 25) zu schreiben, streift Shakespeare, deutsche Art und europäische Bildung und kommt an einer Stelle auf den Punkt, der ihre Motivation deutlich macht: man will sich nicht die eigenen kulturellen Leistungen kritisieren lassen, die man unter den Mühen der Befreiungskriege 1812/13 scheinbar erobert hatte: „Politische Unabhängigkeit bedingt die gesellige. Wir haben die Eine mit geliebtem Blute erkaufte, wir wollen der Andern nicht muthwillig ihr Grab graben.“ (Text 25) Die Kritik gegen Germaine de Staël zielte vor allem wider die Verallgemeinerungen der gesellschaftlichen Zustände, denn, wie Fouqué richtig formuliert, die ‚Gesellschaft ist der Spiegel herr-

schender Gesinnung‘ und man hatte bei den de la Motte Fouqués ein edleres Bild von deutscher Kultur als das von de Staël gezeichnete. Diese favorisierte kritiklos die herrschende Irrationalität der deutschen Philosophie und Kultur vor dem aufklärerischen Frankreich. Trotzdem schätzte de la Motte Fouqué de Staël und kam über die Auseinandersetzung mit deren Buch zu einer Charakteristik geselligen Lebens in den Jahren nach der Zeitenwende um 1800, an der die Romantiker maßgeblich beteiligt waren. Der Abgesang auf die geselligen Runden der Jahrhundertwende liest sich wie folgt: „Es wird daher die lebendige Gewalt einer Schrift allein dadurch bewährt, daß sie zu neuen Untersuchungen und Urtheilen stachelt, und das Gefühl wie den Verstand anfassend, beide nicht eher wieder losläßt, bis sich Eines durch das Andere klar geworden, in einem Selbsterzeugten vollkommen versteht.“ (Text 25)

25. Caroline de la Motte Fouqué: Ueber deutsche Geselligkeit

Das allein sind Geisteswerke zu nennen, die mit dem Geist den Geist berühren, und ihn zwingen fortzuarbeiten ohne Rast und ohne Ruhe, bis er erkennt, was ihn bewegt. Es wird daher die lebendige Gewalt einer Schrift allein dadurch bewährt, daß sie zu neuen Untersuchungen und Urtheilen stachelt, und das Gefühl wie den Verstand anfassend, beide nicht eher wieder losläßt, bis sich Eines durch das Andere klar geworden, in einem Selbsterzeugten vollkommen versteht.

Meine Achtung für das Werk der Frau von Stael geht demnach ganz von selbst daraus hervor, daß ich es wage, auf's neue öffentlich darüber zu reden. Was ein strebendes Gemüth Jahre lang wahrhaft beschäftigte, was in ihm ward, in ihm sich nährte und gestaltete, das wird niemals mit einem paar lobenden oder tadelnden Worten abgefertigt. Ganz von selbst macht es sich

Bahn unter den Menschen, ruft sie an, und wirkt und bildet in mannigfachen Geburten fort, die oftmals ihren Ursprung nicht sogleich erkennen lassen, obschon sie in einer nothwendigen Folgereihe bedingt sind. Frau von Stael hat vieles in Anregung, vieles zur Sprache gebracht, das seiner Natur nach Niemand kalt läßt, und der Richtung, wie dem Maaße jedesmaliger Bildung zufolge die Gemüther höchst widersprechend bewegt. An sich schon interessant, und ein Spiegel des unruhig arbeitenden Zeitgeistes möchte es seyn, den Widerschein jener abschätzenden Urtheile unserer deutschen Individualität in deutschen Gemüthern zu beleuchten. Die Resultate hiervon würden bestimmt, mehr als alles, eine Charakteristik gegenwärtiger Nationalbildung liefern. Und so ist Jedes, was über dieses Buch gesagt wird, insofern es aus einer innern Wahrheit hervorgeht, zu rechter Zeit gesagt, und als eine lebendige Fortbewegung des ersten, vielleicht etwas gewagten Stoßes zu betrachten.

Schon einmal, in einem Stück der *Musen*⁸⁹, ließ ich den Gesamteindruck des allgemein gelesenen und schon deshalb höchst wichtigen Werkes über Deutschland in einzelnen Ergüssen ausströmen. Die Mißgriffe eines großen, höchst lebendigen Verstandes, im Gegensatz mit der reinsten und tiefsten Fühlbarkeit, die scharfen in ein fertiges System eingeschnittenen Urtheile bei so großartiger Ahnung, erschütterten um so gewaltvoller, je williger und freudiger ich mich von dem fremden Reichthum durchdringen und bewegen ließ. Ich konnte lange nicht begreifen, wie so absolutes Verkennen bei mannigfachem innern Verstehn möglich sey. Es schien mir dies Begleiten kühner Geistesentwicklung ganz unvereinbar mit dem schmählischen Herabwürdigen unseres eigentlichen selbstständigen Daseyns. Solch ein Zwiespalt im Erkennen und Fühlen mußte in seiner Rückwirkung zerreißen und das Urtheil verwirren, indem gerade dasjenige verletzt ward, was als das Wesen nationaler Persönlichkeit angesehen werden muß.

Wie denn aber Jedwedes, das ein Gefühl, sey es Unwille oder Bewunderung, recht ausschließend in Anspruch nimmt, nicht

eher wieder abläßt, bis es sich in eine Art von Gleichgewicht mit uns setzt, indem es uns durch Kampf und Streit auf seinen eigentlichen Standpunkt hinzwingt: so ängstete mich der gleichsam zur Schau gestellte Schattenriß meiner Nation so lange, bis mich eine genauere Bekanntschaft durch alle Linien und das ganze Trieb- und Räderwerk desselben zerrend plötzlich den Sühn- und Wendepunkt des ganzen Streites entdecken ließ, und ich den lästigen Traum von mir schiebend, rief: das sind wir nicht! das sind ja gar keine Deutsche!

Ich wollte frei athmen, aber die Zauberworte rissen mich auf's neue zurück, verwandte Züge sahen mich fast höhnend an, ich konnte mir die Aehnlichkeit nicht verbergen und schwieg beschämt und blöde vor der fremdem Erscheinung. Sie aber erhob ihre Stimme und redete mich laut in dem Geiste meiner Sprache an, ohne daß ich sie verstand. Da riß das Traumnetz vollends, der Klang des lebendigen Daseyns war ein andrer, die Physiognomie jener bleichenden Umrisse blieb unbeweglich, die Seele flüchtete zu der allgemeinen Weltseele, denn sie gehörte der Menschheit überhaupt, ohne ihr besonderes Recht auf die deutsche Nation behaupten zu können.

Dies rein menschliche Einverständniß, das innig empfunden und warm vom Herzen zum Herzen redete, war es, was mich, was viele Andre noch heut zur Stunde über die individuelle Aehnlichkeit täuschte, diese aber ist und bleibt nur der spielende Widerschein geheimer innerer Verwandtschaft, die den willkührlichen Formen eine Art von Daseyn lieh.

Das Wort also hatte hier das Wort gesagt. Die Sprache war die gewaltige Scheiderin, die das Besondere von dem Allgemeinen trennte, und jedem seine Stelle anwies. Ich war zu Haus, und fühlte, daß es Frau von Stael nicht war, nicht seyn konnte, als sie über Deutsche redete, denn ihr fehlte das erste Element deutschen Lebens, deutsche Luft. Ihr Athem, ihr Organ ward durch einen andern Hauch bewegt, die Töne stießen und brachen sich in dem fremden, ohne in einander zu fließen, es lagen Berge dazwischen.

Es ging Frau von Stael mit dem Urtheil über Deutsche, wie es unsern Ansichten und Vorstellungen vom Griechischen und Römischen Nationalsinn, vom Leben und Seyn des Alterthums überhaupt täglich zu ergehen pflegt: es sind Abstracta, die des eigenthümlich beweglichen Lebensschwunges entbehren. Wir studiren Kunst und Literaturgeschichte alter Völker, der Verstand bahnt sich behend und sicher einen Weg durch alle Windungen politischer und geselliger Institutionen, die ewige Vermittlerin, Phantasie, wogt mit beseelendem Flügelschlag über der ernsten Geisterwelt, Blitze des Lebens gehen auf, große Ahnungen werden laut: doch wollen sie sich Leib und Daseyn schaffen unter dem lebenden Geschlecht, so schauert dieses zurück und erkennt nicht mehr das Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Es sind und bleiben doch nur Schatten, die, je körperlich wahrer sie auftreten, das Leben immer beklemmender zurückstoßen. Das behende, flüchtige, verschwimmende Wesen des Menschensinnes stellt keine Zauberei wieder her, geselliger Conflict entfaltet, Sprache offenbart es, das Leben giebt Leben, und Nationalität wird nur durch gemeinsamen Verkehr, durch Liebe und Leid, durch Muth und Kraft und Vollbringen, durch die Echo-Klänge der eigenen Seele in der Bruderseele ermessen und verstanden.

Frau von Stael selbst sagt sehr wahr: „*Une langue étrangère est toujours, sous beaucoup de rapports, une langue morte. Il faut avoir respiré l'air d'un pays, pensé, joui, souffert dans sa langue, pour peindre en poésie ce qu'on éprouve.*“ („Eine fremde Sprache ist in mancherlei Beziehungen immer eine todte Sprache. Um poetisch zu malen was man empfindet, muß man die Luft eines Landes geathmet, in seiner Sprache gedacht, genossen und gelitten haben.“) Wie denn wagte sie, das größte Gedicht was es giebt, die Gemüths- und Bildungsgeschichte, die Individualität und Charakteristik eines Volkes in fremder Seele nachzuerfinden?

Unter Tausenden ward vielleicht Schakspear allein so großer Offenbarungen gewürdigt, daß er Römernaturen erschaffen

durfte. Die Poesie duldete dies Wagniß. Anders aber ist es mit der Kritik, und Niemand denke ich, wird heut zu Tage noch Charakteristiken und Kritiken der Griechen und Römer schreiben. Man wird mir einwenden, Frau von Stael stehe gar nicht in einem so getrennten Verhältniß zu Deutschland, sie habe es von West nach Ost durchreis't, darin gelebt, Natur und Menschen beobachtet, die zartesten Bande der Poesie und Freundschaft halten sie mit dessen lebendigen Daseyn verbunden, sie kenne die Sprache und lese gern und viel in derselben. Ich aber erwiedere hierauf: Frau von Stael blieb auch der äußern Erscheinung nach in ihrem Frankreich, und schob dieses nur, sich fortbewegend über Deutschlands Boden hin. Ihre Stellung zur Welt, die Gewalt ihres Geistes, die Herrschaft ihrer Sprache zog von selbst einen Kreis um sie her, dessen Mittelpunkt sie in Wien wie in Paris bleiben wird. Die Einheimischen treten in diesem als Fremde auf, sie sieht nur unbequemen Festtagsstaat, oder zur Natur gewordene Maske. Conventionele Formen sind einander überall ziemlich gleich. Die französische Sprache hat grammaticalische Figuren, Werkzeuge und Hebel, durch deren Hülfe man sich leidlich an dem äußern Gerüst geselliger Unterredung anklammert. Originalität, wie nationale Eigenthümlichkeit, kommt hier nicht in Betracht; es ist nur von mehr oder minder Freiheit in dem allgemeinen Gefängniß die Rede. Wer von Jugend auf darin aufwuchs, bewegt sich am bequemsten. Meisterin der Sprache wie der lebendig geistigen Unterhaltung in dieser, den Strom der Rede nach Gefallen lenkend, im kühnen Fluge die Pfeile behenden Witzes versendend, mußte Frau von Stael, berechtigt, den Maaßstab anzulegen, den wir ihr selbst in die Hand gaben, fast überall auf unbeholfene Langsamkeit und blödes Schweigen, oder auf gelehrte floskelreiche Pedanterie, und, was noch schlimmer ist, auf frivole Nachäffung stoßen. Die Sicherheit der Meisterschaft ward durch das unbeholfene Streben geängstet, wenn andererseits unschickliches Verwerfen an fremdem Eigenthum das Gefühl verletzte.

Das ist es, was Frau von Stael zu tadeln gezwungen ist. Hier kann und darf sie Richterin seyn. Doch bescheiden erinnere sie sich, daß nur diejenigen der Strenge ihres Urtheils verfallen, die sich, selbstvergessend, fremder Eigenthümlichkeit gleichstellen wollen. Wenn aber eingebohrne gute Sitten, gastlich deutsches Entgegenkommen, gefälliges Eingehen in ausländische Art und Weise, solche, die nicht immer französisch denken, bedächtig und langsam, ja langweilig erscheinen ließ, so darf sie von diesen, gleichsam aus dem Gang des freien Lebens herausgeschnittenen Momenten, nicht auf den Geist und die Natur deutscher Conversation überhaupt schließen wollen. Weder die oft vorgeworfene Steifheit, noch jene mühselige Grübelei schwerfälliger Forschgier, noch auch die halt- und bodenlosen Flüge im Gebiet der Spekulation machen das Wesen des Deutschen aus. Sein Thun ist heiter, und gesellig. Behagliches Mittheilen, gutmüthige Geschwätzigkeit, freudiges Erkennen dessen, was er in sich denkend und ersinnend erschuf im Geiste des Lebens und Menschenverkehrs, Hören und Gehörtwerden, das sind die treuherzigen Elemente unseres Nationalsinnes. Ich weiß nicht, warum man den deutschen Ernst immer so pomphaft heraushebt, da doch unsrer Nation ein Spaß eigentlich über alles geht. Als im vergangenen Jahre die Franzosen einen Ausfall bei der Roslauer Brücke wagten, und in der Nacht der Landsturm an der Havel und Elbe aufgeboten war,⁹⁰ die Leute sich versammelten und den Befehl zum Aufbruch erwarteten, malten die alten Männer den Jünglingen in der Dunkelheit Bärte, die Weiber traten drauf mit Laternen hinzu und unter schallendem Gelächter wurden die geschwärtzten schief und krumm verzeichneten Gesichter beleuchtet. Ich habe da nichts von den spekulirenden Ernst oder von jener kränklichen Einbildungskraft bemerkt, von welcher Frau von Stael sagt, *qu'elle inspiroit la crainte du péril*. („daß sie die Furcht vor der Gefahr einhaucht.“)

Es ist ganz unleugbar, die Verfasserin ist auf dem fremden Gebiete den umgekehrten Weg gegangen, wodurch sie zu schief-

fen Rückblicken und erzwungenen Folgerungen verlockt wird. Statt die organische Entwicklung ganz natürlich von der ursprünglichen Wurzel aus zu begleiten und sich einheimisch und sicher unter dem Blüthendach der Poesie und Kunst zu fühlen, griff sie bei verspätetem Hinzutreten in der Ueberraschung fast gewaltsam nach den Blüthen selbst, und, diese in ihre Fasern und Knoten systematisch zerlegend, verwirrte sie sich in dem Netz- und Flechtgewebe des fremden Organismus. Ganz offenbar hat Frau von Stael die Spitze der Pyramide als Basis aufgestellt. In der Breite und Tiefe aber, in dem Volkssinn gähren die Elemente, aus welcher sich die Form, dem Strahle gleich, immer enger und enger zuspitzt. Frau von Stael kannte das Volk nicht, von dem sie schrieb, konnte es nicht kennen. Sie interessirte auch nur die literärische Verschiedenheit mit Frankreich. Der Stempel, das Patent, was die Zeit gleichsam deutscher Gelehrsamkeit aufgedrückt hatte, frappirte sie. Einen lebendigen Geist wird das Große nicht lange kalt lassen, Frau von Stael ist wahrhaft ergriffen von dem Umfang der Gewalt, Kühnheit und Magie deutscher Literatur, ob sie gleich wohl glaubt, Noth und Mangel haben diesen Reichthum erzeugt, wie Hunger und Durst und beschnittene Flügel den Raben sprechen lehren, denn ganz ausdrücklich sagt die Verfasserin in dem Werk über Deutschland:

„il n'est point de pays qui ait plus besoin que l'Allemagne, de s'occuper de littérature, car la société y offrant peu de charme et les individus n'ayant pas pour la pluspart cette grace et cette vivacité que donne la nature dans les pays chauds“ etc. etc. – („Kein Land hat mehr Beruf, sich mit der Literatur zu beschäftigen, als Deutschland; denn da der Umgang wenig Reiz hat und die Individuen größten Theils jener Anmuth und Lebendigkeit ermangeln, welche die Natur in den warmen Ländern giebt“ – u. s. w.)

oder auch:

„la nature de leurs gouvernements ne leurs ayant offert des occasions grandes et belles de mériter la gloire et de servir la

patrie, il s'attachent en tout genre à la contemplation, et cherchent dans le ciel l'espace que leur étroite destinée leur refuse sur la terre.“

(„Da die Beschaffenheit ihrer Regierungen ihnen nicht große und schöne Gelegenheiten darbietet, Ruhm zu verdienen und dem Vaterlande nützlich zu werden: so geben sie sich in allen Dingen der Betrachtung hin und suchen in dem Himmel den Raum, den ihr beengtes Geschick ihnen auf Erden versagt.“) und weiterhin:

„On ne doit donc pas s'étonner des jugements, qu'on a portés, des plaisanteries, qu'on a faites sur l'ennui de l'Allemagne; il n'y-a que les villes littéraires qui puissent vraiment intéresser dans un pays où la société n'est rien, et la nature très peu de chose.“

(„Man muß sich weder über die Urtheile noch über die Spötteereien wundern, deren Gegenstand die Langeweile in Deutschland gewesen ist; in einem Lande, wo der Umgang nichts und die Natur sehr wenig bedeutet, können nur die Literaturstädte wahrhaft interessiren.“)

Ganz irre aber und überrascht wird man, wenn man unaufhörlich von *la vie solitaire* (dem einsamen Leben) der Deutschen und der darin bedingten abstrusen Meditation liebt, wenn es heißt: *celui, qui ne s'occupe pas de l'univers en Allemagne, n'a vraiment rien à faire.* („Wer sich in Deutschland nicht mit dem Universum beschäftigt, hat im Grunde nichts zu thun.“) Wie vor den mißrathenen Spiegeln, welche die Figuren breit, zwergartig und vergelbt wiedergeben, fährt man vor diesem Deutschland zurück. Darf man denn das gastlichste aller Länder, das zu jeder Zeit flüchtende Fremdlinge willig und herzlich aufnahm, der Ungeselligkeit, kann man seine kraftvolle kernige Thätigkeit, den Quell jeder tauglichen Erfindung, das Schwung- und Trieb- rad weiterer Fortbildung, müßiger Träumerei beschuldigen. Wer, ich bitte meine Mitbürger, wer erkennt den sinnvollen zierlich erhabenen Künstlersinn, die bildende deutsche Kraft in jenen abschattenden Worten:

Les Allemands, à quelques exceptions près, sont peu capables de réussir dans tout ce qui exige de l'adresse et de l'habilité. Tout les inquiète, tout les embarasse, et ils ont autant besoin de méthode dans les actions, que d'indépendance dans les idées: ils voudroient, que tout leur fut tracé d'avance en fait de conduite. En aucun genre il sont capables même d'une adresse innocente; leur esprit est pénétrant en ligne droite, les choses belles d'une manière absolue sont de leur domaine, mais les beautés relatives, celles qui tiennent à la connoissance des rapports et à la rapidité des moyens ne sont pas de leur ressort.

(Mit sehr wenigen Ausnahmen sind die Deutschen beinahe unfähig, in allem, was Gewandtheit und Geschick erfordert, Fortschritte zu machen. Alles beunruhigt sie; alles setzt sie in Verlegenheit; sie bedürfen in ihren Handlungen eben so sehr der Methode, als in ihren Ideen der Unabhängigkeit. In Dingen des Betragens möchten sie, daß ihnen Alles vorgezeichnet würde. In keiner Beziehung sind sie einer selbst unschuldigen Gewandtheit fähig; ihr Geist ist durchdringend, wiewohl nur in gerader Linie; das absolute Schöne gehört für ihren Wirkungskreis; nicht so das relative Schöne, das mit der Kenntniß der Beziehungen und mit dem raschen Ergreifen der richtigen Mittel in Verbindung steht.)

Man hat Mühe zu begreifen, wie sich der gradlinigte in mathematischen Dimensionen verknöcherte Verstand gleichwohl andererseits in Dunst und Wolkenspielen auflösen, wie seine, nach einer Bussole⁹¹ gerichteten Füllhörner mechanisch auf die absolute mit Händen zu greifende Schönheit fallen, und dennoch in den geheimnißvollen Gängen verborgenen Lebens nach leisen verschwimmenden Beziehungen und dem Ursprung der Dinge forschen könne. Es scheint, die Verfasserin habe dieselbe Schwierigkeit empfunden, und wunderbar genug, sich selbst unbewußt lößt sie den Knoten, indem sie sagt:

On eut dit que penser et agir ne devrient avoir aucun rapport ensemble, et que la verité ressembloit chez les Allemands à la

statue de Mercure, nommé Hermes, qui n'a ni mains pour saisir ni pieds pour avancer.

(Man möchte sagen: Denken und Handeln stehe für die Deutschen in keinem Verhältniß zu einander, und die Wahrheit gleiche bei ihnen den Hermessäulen, die weder Hände zum Erfassen, noch Füße zum Vorschreiten hatten.)

Nun dann, beim ewigen Himmel! der ernste, unverstandene Gott hat seine gewaltigen Glieder geregt, und ich denke, Kind und Kindeskind werden nicht aufhören, von seinen Thaten zu sprechen. Wie die Natur, deren tiefsinniger Hieroglyphe wir hier verglichen werden, in sich zurückgezogen, still und sicher ihren gesetzlichen Gang fortgeht, so verharrete Deutschland, Schmach und Tadel nicht achtend, die rächende Hand verborgen, den ungeduldigen Fuß in Treue und Gehorsam gebunden, bis die Ordnung des Lebens den Tag der Vergeltung heraufrief. Die stumme Kraft hat geredet, und voreiliges Urtheil muß beschämt bereuen.

Dies im Gesetz bedingte Streben des Deutschen ist es denn auch, was Frau von Stael niemals gehörig würdigte, und das ihr gleichwohl, niemal erkannt, den Schlüssel zu allen Widersprüchen von selbst gegeben hätte. In Philosophie wie Politik hat sie den heiligen nie gestillten Drang, im Geist die Wahrheit zu schauen, im Gewissen die Wahrheit zu seyn, übersehen. Gesetzliches Erkennen im gesetzlichen Thun finden ihren Brennpunkt in der Untheilbarkeit gesunder Natur, die keiner Kraft über die andre die Herrschaft leiht und den Irrthum als Lüge verwirft.

Hätte uns Frau von Stael ein einzigesmal ganz verstanden, sie hätte niemals eine ehrenwerthe Nation so in der Wurzel ihres Daseyns verletzen können, indem sie sagt:

On est plus irrité contre les Allemands quand on les voit manquer d'énergie, que contre les Italiens. Les Italiens conservent toute leur vie par leur grace et leur imagination des droits prolongés à l'enfance, mais les physiognomies et les manières

rudes des germains semblent annoncer une âme ferme et on est désagréablement surpris quand on ne la trouve point. Les Allemands sont flatteurs avec énergie, et vigoureusement soumis. Ils accentuent durement les paroles pour cacher la souplesse des sentiments, et se servent de raisonnements philosophiques pour expliquer ce qu'il y-a de moins philosophique du monde: Le respect pour la force et l'attendrissement de la peur qui change le respect en admiration.

C'est à de tels contrastes qu'il faut attribuer la disgrâce allemande que l'on se plait à contrefaire dans les comédies de tous les pays. Il est permis d'être lourd et roide lorsqu'on reste sévère et ferme, mais si l'on revêt son naturel du faux sourire de la servilité, c'est alors que l'on s'expose au ridicule mérité. Oh s'impatrente d'autant plus contre eux, qu'ils perdent les honneurs de la vie sans arriver aux profit de l'habilité.

(Man wird ungehaltener gegen die Deutschen, wenn es ihnen an Thatkraft fehlt, als gegen die Italiener. Diese behaupten ihr ganzes Leben hindurch, vermöge ihrer Anmuth und ihrer Einbildungskraft, die verlängerten Vorrechte der Kindheit; aber die rohen Gesichtsbildungen und Manieren der Germanen scheinen eine feste Seele anzukündigen, und man wird unangenehm überrascht, wenn man diese nicht antrifft. Die Deutschen sind energische Schmeichler und rüstige Unterthanen. Hart accentuiren sie ihre Worte, um die Schmiegsamkeit ihrer Denkgungsart zu verbergen; philosophischer Raisonnements bedienen sie sich, um das zu erklären, was in der Welt am wenigsten philosophisch ist: *Die Achtung für die Gewalt und die zärtliche Furcht, welche diese Achtung in Bewunderung verwandelt.*

Contrasten dieser Art muß die deutsche Unanmuth zugeschrieben werden, die man in den Lustspielen aller Länder so behaglich nachmacht. Es ist vergönnt, plump und rauh zu seyn, wenn man ernst und fest bleibt; allein wenn man das Naturel mit dem Judaslächeln der Knechtlichkeit bekleidet: so setzt man sich einer verdienten Verlachung aus. Man wird um so unwilliger

gegen sie, weil sie die Ehren des Lebens einbüßen, ohne zu den Vortheilen der Gewandtheit zu gelangen.)

Wahrlich, die ewige Gerechtigkeit konnte zur Widerlegung aller dieser Schmähungen nicht lebendiger wirken, als daß sie sie eben jetzt erst laut werden ließ.

Wo ist das deutsche Land, die deutsche Stadt, die ihre Besieger triumphirend eingeholt, die doppelte Epiloge für die oder jene siegreiche Parthei bereit gehalten hätte? Wenn die stille Treue, das Wort heilig achtend, mit wunder Brust sich selbst zum Opfer brachte, so stiegen Seufzer und nicht Jubellieder zum Himmel. Stumm wich der Deutsche dem Fremdling aus, den er niemals seine Sinnesart begreiflich machen konnte, und kalt und ernst verharrete er in sich selbst, bis Gott ihn durch des Gesetzes Stimme rief. Dann, denke ich, ist er gekommen, und die Welt hat ihn erkannt.

Fragen wir uns aber, wie ein inniges, edles Gemüth, das Wahrheit sucht und will, zu Mißgriffen jener Art kommen könne, so müssen wir uns gestehen, wir selbst veranlassen sie durch die Mangelhaftigkeit und verschobene Natur unsrer geselligen Bildung. Wäre diese mit uns erwachsen und gereift, ein Spiegel erweiterter Individualität, sie würde sich in ihrer Selbstständigkeit vor jedem dreisten Angriffe zu behaupten wissen. So aber schwebt sie offenbar zwischen zwei Sphären und stört durch loses Schwanken die objective Wahrnehmung, die, bei halbem Erkennen, den Verstand an einseitigen Urtheilen abmühet.

Es ist natürlich, daß die mannigfachen Elemente eines reichen Daseyns in gemischter Lebensregung zu ihrer Wurzel zurückfließen, und da in einer Art von Streit und Widerspruch gegen einander aufstehn, bis sie das stille Bett gemeinsamen Ursprungs versöhnt und beruhigt empfängt. Deutschland als der Heerd und Brennpunkt Europäischer Bildung kann daher keine Chinesische Abgeschlossenheit behaupten wollen. Wir werden immer in Mitten eines gewaltsamen Conflicts von dem Verschiedenartigsten berührt und bewegt werden. Gleichwohl sol-

len sich diese Reibungen nicht in Nebenschöpfungen zersplittern, sondern die Gluth erweitern und ein helleres Licht nach allen Richtungen verbreiten. Nicht dies und jenes wollen wir in den stillen Schooß unseres Vaterlandes zurückziehen, sondern der wiederkehrende Lebensstrom, vom Gesetz alter natürlicher Gränze umschlossen, soll seine eigenthümliche Gestalt annehmen. Das Fremde soll sich in deutscher Würde und Festigkeit darstellen. Dazu gehört vor allem ehrendes Anerkennen unserer selbst, das ganz natürlich aus sittlicher wie bürgerlicher Freiheit hervorgeht. Politische Unabhängigkeit bedingt die gesellige. Wir haben die Eine mit geliebttem Blute erkaufte, wir wollen der Andern nicht muthwillig ihr Grab graben.

Des Gesetzes Gränze, sagte ich zuvor, bewahre die eigenthümliche Gestaltung unseres deutschen Wesens. Es ist gewiß, wir sollen nur was wir können, und wir können uns nicht anders als in edler Stille und würdiger Freiheit behaupten. Maaß und Tackt sind uns eigen, selbst die kühnen Flüge der Phantasie, die raschen Schläge des Witzes sind nur Modulationen des eingebornen Grundtones. Wir verlangen Gesetz und Form. Deshalb gehört uns die ausgesprochene Bestimmtheit unserer Sprache, sie paßt sich recht eigentlich für das sittig gehaltene Gespräch. Wenn sie hier oft unbeholfen erscheint, so liegt der Grund in ihrer mangelhaften geselligen Durchbildung, wie in dem progressiven Umschwunge des Nationalgeistes überhaupt. Die verschiedenen Perioden unserer Literatur machen sehr scharfe Abschnitte in dem Charakter der Conversation. Form, Construction, wie Betonung der Worte, alles ist heut anders wie gestern. Diese Differenzen berühren sich im Gemisch des Lebensverkehrs oft sehr disharmonisch, und hemmen den freien Strom der Rede durch manierirte Floskeln. Die Sprache des Lebens ist von der Büchersprache verschieden, und doch nicht von ihr geschieden. Eine greift in die andre, ohne sie zu durchdringen. Daher die Sonntagsreden, die ängstigende Unsicherheit der Worte, der fremde und unbequeme Klang breit und hohl

gesprochener Dyphthonge, das ganze gemachte Wesen, wenn die vertraute Mittheilung einmal öffentlich werden will.

Wir spüren dann einen Zwang der Unterhaltung der eben nur aus der Form und Gesetzlosigkeit der Gesellschaftssprache hervorgeht. Erweitern sich nun Herz und Gemüth nach dem Maaße, wie beide im Laufe des Gesprächs berührt werden, macht sich die Natur zwischen dem ängstlichen Kampf einmal Bahn, so fährt wohl plötzlich so ein Werkeltagswort heraus, das mit einemmal allen Putz der Bildung wegwischt. Kurz es ist keine frei herausgebildete Einheit in der Lebenssprache. Wir schwanken zwischen Feierlichkeit und Trivialität, zwischen Verkünstelung und unerzogener Natur.

Da es indessen für den Deutschen kein andres Centrum äußerer Ausbildung giebt, als die Befreiung und Selbstständigkeit des Innern, da der Genius der Sprache mit kühnem und frischem Flügelschlag aus der Verpuppung und dem Gewebe des Gedanken hervorgeht, und Wissenschaft und Kunst die Formen des Ausdrucks weisen: so sollten Dichter und Schriftsteller im geselligen Lustspiel und Roman die Sprache nach dem Maaße eigenthümlicher Fähigkeit gesellig bilden, und Einheit wie gediegene Vollendung aus ihr entwickeln. Denn hier ganz besonders wird es wahr, daß die Strafe der Sünden von Kind auf Kindeskind forterben und zu neuen Sünden reizen werde. Die unnatürliche Verkennung unsrer selbst hat uns zu fremden Gefangenen gemacht. Wir haben den Gebrauch eigner Glieder verlernt, und bewegen uns leichter mit erborgten Stützen. Selbst veranlaßte Unbeholfenheit jagt uns immer aufs neue wieder zur französischen Sprache.

Wir stellen uns freiwillig in die zweite Reihe, indem wir mit einer Art von Deferenz Solche betrachten, die sich ihrer Natur gemäß in dem Elemente, was uns angezwungen wird, behaglich und leicht fühlen. Der Vorsprung, den die Franzosen, eben durch die allgemeine Anerkennung ihrer Sprache, haben, erfüllt uns entweder mit toller Nacheiferung ihnen gleich zu stehen, oder

verschließt uns zu bescheiden in uns selbst. Wir haben aber ein Wort mitzureden, und dürfen es mit Stolz und Sicherheit laut werden lassen. Wir sollen nicht länger zwischen eigenthümlicher und fremder Bildung schwanken, es steht uns wohl an Deutsch zu seyn. Ist die französische Sprache dem gesellig verkehrenden Europa unentbehrlich geworden, so gelte sie wie eine Scheide- und Ausgleichungsmünze, so lange sie in Cours bleiben kann, Jedweder lerne sie als solche kennen, sie bleibe ihm Mittel, nichts weiter. Was hülfte es auch, sie zum Zweck machen zu wollen? Ihre klassischen Sprichwörter und Phrasen liegen doch nur wie veralteter bestäubter Modeprunk auf der lebendigen Nationalbildung, der deutsche Geist ist aus dem alten Kleide herausgewachsen, beide passen nicht zu einander.

Ich darf das um so eher sagen, da ich, die Sprache an sich liebend, aus eigener Erfahrung weiß, daß man sich niemals absolut in ihr verliert, ohne immer auf einige Zeit einen Theil seiner Eigenthümlichkeit einzubüßen. Man kann nur dann völlig gerecht in einer Sache seyn, wenn man diese in ihr eigenthümliches Gebiet zurück führt, und sie gleichsam auf heimischem Boden wahrhaft betrachtet. Gehen wir bis in die Galanterie, zarte Liebe, feine Sitte und gefällige Eleganz des französischen Ritterthums hinein, so sehen wir, daß sich schon von da die gesellige Bildung beider Nationen scharf trennt, indem alle jene im Ritterthum bedingte Elemente über Rhein und Vogesen hinaus eine andre Farbe und Physiognomie annehmen. Ich kann den Zauberring hier, ohne Furcht mißverstanden zu werden, als Beleg und wahrhaft klassischen Spiegel jener Nationalverschiedenheit anführen. Ritter Folko und Herr Ott von Trautwangen behaupten auf eigne anziehende Weise ein jeder die Vorrechte seines Volksstammes;⁹² beide sind, was sie seyn sollen und können, und keiner vermißt an dem Andern was er selbst besitzt. Ziehen wir nun von dem ersten Scheidepunkt an die Gränzlinie beider Individualitäten fort, und fort bis zu dem Standpunkt historischer Gegenwart: so laufen beide in immer wachsender Breite auseinander, und keine Vermischung ist denkbar. Das

wird uns vorzüglich frappant durch die scharfsinnige Musterung des französischen Nationalcharakters in dem Werke über Deutschland, in Beziehung auf gesellige Verhältnisse. Wir empfinden es mit Gewißheit, daß der Geist jener Conversation trotz des Ausgleichungsmittels allgemeiner Weltsprache dem deutschen Gemüth durchaus fremd bleiben müsse. Einmal kennen wir solche Fechtkunst der Rede nicht, die, auf theatralischen Effekt berechnet, mit sanktionirten Wendungen und Worten, gleich abgestumpften Waffen vor den Augen der Zuschauer geübt wird; deutsche Redseligkeit bleibt immer mehr oder weniger Drang der Mittheilung, Bedürfniß des Aussersichhinstellens, und, ist auch jene Selbstbespiegelung im Wort wie im Widerschein des Glases, menschlicher Natur im Allgemeinen eigen, so dürften wir es doch schwerlich zu jener Virtuosität bringen, von welcher Frau von Stael das Maximum in folgenden Worten aufstellt.

„pour réussir en parlant, il faut observer avec prespicacité l'impression qu'on produit à chaque instant sur les hommes, celle qu'ils veulent nous cacher, celle qu'ils cherchent à nous exagérer, la satisfaction contenue des uns, le sourire forcé des autres; on voit passer sur le front de ceux qui nous écoutent, des blâmes à demi formés, qu'on peut éviter en se hâtant de les dissiper avant que l'amour propre y soit engagé. L'on y voit naître aussi l'approbation, qu'il faut fortifier, sans cependant exiger d'elle plus, qu'elles ne veut donner. Il n'est point d'arène où la vanité se montre sous des formes plus variées que dans la société.“

(„Um mit Erfolg zu reden, muß man mit Scharfblick den Eindruck beobachten, den man in jedem Moment auf die Zuhörer macht, den, welchen sie uns verbergen möchten, den, welchen sie uns zu übertreiben bemüht sind, die beherrschte Zufriedenheit der Einen, das erzwungene Lächeln der Andern. An der Stirne der Zuhörer sieht man gewisse Halbtadel aufsteigen, die man vermeiden kann, wenn man sie zu zerstreuen eilt, ehe die Eigenliebe ins Spiel gezogen ist. Auch den Beifall sieht man daselbst aufkeimen; und diesen muß man festhalten, ohne

gleichwohl mehr zu verlangen, als was er uns geben möchte. Es giebt keinen Kampfplatz, auf welchem sich die Eitelkeit in mannigfaltigern Gestalten zeigte, als in der Gesellschaft.“)

Welche Pein des Daseyns, welche krampfhaftige Reibungen des Geistes! Wo bleibt hier die freie Rückwirkung des beseelenden Klanges der Menschenstimme? Die elektrischen Funken heitrer Mittheilung werden eine immer treffende Gluth, die alle gesunden Triebe geselliger Produktion vergiftet. Wie tausendmal hemmender muß diese Sklaverei der Art und Weise seyn, als alle *anciennes formules de politesse*! Darf die Verfasserin behaupten, diese Richtung des Geistes sey keine gegebene? Dies seyen nicht *des lignes tracées d'avance*, (vorher gezogene Linien) zwischen denen Gewohnheit und Sitte den Verstand hin und herleite?

Wir Deutschen fühlen es so, und sollen es noch weit lebendiger fühlen, jemehr wir uns selbst kennen und ehren. Und da der klügste Deutsche es doch einmal nicht dahin bringt, wo der dümmste Franzose schon von Natur steht, der, wie Frau von Stael sagt,

sait encore parler, lors même qu'il n'a point d'idées, qui amuse toujours, quand même il manque d'esprit. Il vous raconte tout ce qu'il a fait, tout ce qu'il a vu, le bien qu'il pense de lui, les éloges qu'il a recues, les grands seigneurs qu'il connoit, les succès qu'il espère.

(zu sprechen versteht, selbst wenn er keine Ideen hat, der auch dann noch belustigt, wenn es ihm an Geist fehlt. Er erzählt alles, was er gethan, alles, was er gesehen hat, wie gut er von sich selbst denkt, wie er gelobt worden ist, welche große Herrn er kennt, was er von der Zukunft Glückliches erwartet.)

Da wir uns schämen so etwas zu sagen oder zu hören, so sollen wir uns auch genug würdigen, um gesunde Gedanken mit Reinheit und Anmuth in unserer reichen vielseitigen Sprache einander gesellig mitzuthemen. Gedanken und Sprache sind verwachsen wie Seele und Leib. Wie sich die Eine erweitert, wächst der Andre von selbst. Wir haben mit dem Schwerdte die Marken

unsres äußern Daseyns gezogen; ein jeder trägt jetzt in der Nationalehre die Waffen bei sich, durch die er sich im Innern und Aeußern vor der Welt behauptet. Die Gesellschaft ist der Spiegel herrschender Gesinnung, ist die bildende Künstlerin, welche dem Erkannten und Empfundnen in lebendigen Menschenverhältnissen wahrhafte Gestaltung leiht. Sie giebt Zeugniß für oder wider uns.

Caroline de la Motte Fouqué: Ueber deutsche Geselligkeit, in: Dies.: Ueber deutsche Geselligkeit in Antwort auf das Urtheil der Frau von Stael. Berlin 1814.

Anmerkungen

Mehrmals auftretende Begriffe, Personen oder Sachverhalte werden nur bei erstmaliger Nennung im Text in den Anmerkungen erläutert.

- 1 NS 2, S. 548.
- 2 Pedro Calderón de la Barca (1600-1681), spanischer Schriftsteller.
- 3 Auf den Abdruck der Fußnoten wurde hier verzichtet.
- 3a Ort und und Zeit | Ort und Zeit.
- 4 Gestalt der griechischen Mythologie.
- 5 Griech., gemeint ist ein Musikstück der Griechen, auf einer Kithara oder Flöte vorgetragen.
- 6 Gestalt der griechischen Mythologie. Aktaion war ein Jäger, der Artemis beim Baden belauscht hatte, daraufhin in einen Hirsch verwandelt und anschließend von seinen eigenen Hunden zerrissen wurde.
- 7 Publius Ovidius Naso (43 v. Chr. – 18 n. Chr.), römischer Schriftsteller und Philosoph.
- 8 ‚Lycisca‘ war nach antiken Quellen der Name, unter dem sich Messalina, die Gattin des Kaisers Claudius in einem Bordell vergnügte.
- 9 Engl., ‚Ein Geist, Vergangenes widerspiegelnd‘. Auch William Hazlitt greift in seinem Shakespeare-Essay (Shakespear’s Genius, 1818) auf diese Formulierung zurück.
- 10 Ben Jonson (1573-1637), engl. Dramatiker, Zeitgenosse Shakespeares.
- 11 John Milton (1608-1674), engl. Dichter.
- 12 Zitat aus John Miltons (1608-1674) Dichtung ‚L’Allegro‘ (1632). Wahrscheinlich lag die Übersetzung von Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen-Hornberg (1755-1836) von 1782 vor.
- 13 Alexander Pope (1688-1744), engl. Dichter.
- 14 Voltaire (1694-1778), frz. Schriftsteller und Philosoph.
- 15 Ludwig XIV. (1638-1715), König von Frankreich von 1643 bis 1715.
- 16 Elisabeth I. (1533-1603), Königin von England 1558 bis 1603.
- 17 Jakob I., König von England und Schottland von 1603 bis 1625.
- 18 Roman von Miguel de Cervantes Saavedra (1547-1616), span. Dichter. Erschienen unter dem Titel ‚Ingenioso Hidalgo Don Quijote de la Mancha‘ (1605-1615).
- 19 Francis Bacon (1561-1626), engl. Politiker, Philosoph und Schriftsteller.
- 20 Perikles (um 495-429 v. Chr.), athenischer Politiker.
- 21 Augustus (63 v. Chr.-14 n. Chr.), römischer Kaiser.
- 22 Aristophanes (445-385 v. Chr.), griechischer Komödien- dichter.
- 23 Quintus Horatius Flaccus (65-8 v. Chr.), römischer Dichter.
- 24 das Hauswesens | des Hauswesens.
- 25 Außerordentliches | Außerordentliches.
- 26 Gebieteterin | Gebieterin
- 27 Einsamkeit | Einsamkeit.
- 28 Mit *Conjecturen* sind hier die mutmaßlichen Lesarten gemeint.

- 29 Edmund Malone (1741-1812), Pädagoge und Editor, Herausgeber von William Shakespeares *Works*, erschienen 1790 in 11 Bänden.
- 30 Pseudonym von Ludwig Tieck.
- 31 Figur aus einem Schauspiel von Ludwig Tieck. Ludwig Tieck: *Der gestiefelte Kater*. Ein Kindermährchen in drey Akten, mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge von Peter Leberecht. Berlin 1797.
- 32 Emanuel Schikaneder (1751-1812), Opern- und Lustspiel-dichter. Zu seinen bekanntesten Werken gehört die durch die Musik Mozarts bekannt gewordene *Zauberflöte*.
- 33 Gemeint ist Ludwig Tiecks *Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger* (1797).
- 34 Ludwig Tieck: Die Geschichte von den Haimonskindern in zwanzig altfränkischen Bildern. (1796), in: *Volksmaehrchen*. Hrsg. von Peter Leberecht. 3 Bde. Berlin 1797, Bd. 1, S. 243-366.
- 35 Ariosto Ludovico (1474-1533), ital. Schriftsteller.
- 36 Argos war in der griechischen Mythologie ein Sohn des Agenor oder ein Erdgeborener von ungeheurer Stärke. Er machte sich durch mehrere Heldentaten berühmt, u.a. durch die Erlegung eines Stiers, eines räuberischen Satyrs und der Echidna. Er wurde auch Panoptes, der Allsehende, genannt, wegen seiner vielen Augen, von denen ein Teil immer wachte. Nach Homer (8. Jh. v. Chr.), griech. Epiker.
- 37 Epos von Ludovico Ariosto (1474-1533). Darin wird die Geschichte des Ritters Roland auf der ‚Jagd‘ nach der schönen Angelica geschildert.
- 38 Johann Wolfgang Goethe (1749-1832), deutscher Dichter.
- 39 Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Ein Roman. Berlin 1795-1796.
- 40 Ludwig Tiecks *Schöne Magelone* erschien später in seiner Märchensammlung *Phantasia* (Berlin 1812-1816).
- 41 Hans Sachs (1494-1576), Nürnberger Schuhmacher, verfaßte zwischen 1513 und 1567 nicht weniger als 4285 Meisterlieder (Meistersang).
- 42 William Lolelv] William Lovell.
Gemeint ist hier: Ludwig Tieck: *William Lovell*. Berlin, Leipzig 1795-1796.
- 43 Ludwig Tiecks Drama *Karl von Berneck* (1793-1795) wurde ebenfalls in den *Volksmaehrchen* veröffentlicht.
- 44 Overdone ... Come tardy off – Die Begriffe beziehen sich auf eine Stelle in Shakespeares *Hamlet*, 3. Aufzug, 2. Szene, Hamlet tritt mit drei Schauspielern auf: „[...] Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspieles entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Wird dies nun übertrieben oder zu schwach vorgestellt, so kann es zwar den Unwissenden zum Lachen bringen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen; und der Tadel von einem solchen muß in Eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen. [...]“ (William Shakespeare: *Sämtliche Dramen*. Bd. 3: *Tragödien*. München 1988, S. 641 [Nach der 3. Schlegel-Tieck-Gesamtausgabe von 1843/44]).
- 45 Byng war Arzt und gehörte in den neunziger Jahren dem Berliner Freundeskreis von Ludwig Tieck an.

- 46 Karl Bernhard Wessely (1768-1826), Komponist, Dirigent und seit 1788 Musikdirektor des Berliner Staatstheaters. Wessely war ein Jugendfreund Tiecks.
- 47 Karl Friedrich Zelter (1758-1832), dt. Komponist und enger Freund Goethes.
- 48 Gemeint ist August Wilhelm Schlegel.
- 49 Ludwig Tieck: *Leben und Tod der heiligen Genoveva*. Ein Trauerspiel. Berlin 1820.
- 50 Ludwig Tieck: *Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack gewissermassen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers*. Ein Spiel in sechs Aufzügen. Leipzig, Jena 1799; [Ders:] *Der gestiefelte Kater*. Ein Kindermärchen in drey Akten, mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge von Peter Leberecht. Berlin 1797; Ludwig Tieck: *Die verkehrte Welt* (1798 entstanden, 1799 erstmals veröffentlicht), aufgenommen in die Sammlung *Phantastus* (1812-1816).
- 51 Novalis an Friedrich Schlegel, 5. April 1800, in; NS 4, S. 329-331, dort S. 330.
- 52 Sockel, massiver Unterbau eines Denkmals.
- 53 Garnvorrat beim Spinnen von Wolle. Aus dem Wocken wird dem gesponnenen Faden die Wolle zugeführt.
- 54 Als Symbole bzw. Attribute des Todes wurden die Sense und die Sichel in der Bildenden Kunst verwendet. Dabei bezeichnet Hippe eigentlich ein Winzer- oder Gärtnermesser, dass später als Bezeichnung für Sense fungierte. Das Attribut Stundenglas kam später in den Darstellungen des Todes hinzu.
- 55 zu lachen. wie er sah] zu lachen, wie er sah.
- 56 Textergänzungen wurden aus der historisch-kritischen Novalis-Ausgabe übernommen.
- 57 Antonio Allegri da Correggio (1494-1534), ital. Maler.
- 58 Tizian, eigentlich Tiziano Vecellio (1477-1576), ital. Maler, Hauptmeister der venezianischen Malerschule.
- 59 ‚Lambris‘, deutsch auch ‚Lamberi‘, der aus dem Französischen übernommene Ausdruck für eine so genannte ‚untere Wandverkleidung‘ von Innenräumen. Sie dient als Dekor und in Holzausführung auch als Schutz gegen Beschädigungen sowie zur Isolierung gegen die Kälte feuchter Mauern.
- 60 Nach dem Gott Dionysos, lat. Bacchus, in der Mythologie Gott der Triebkraft, des Saftigen und des Weines, der Fruchtbarkeit und Zeugung. *Bacchantische Wut* meint hier wohl vom Wein enthemmte Wut, Zügellosigkeit.
- 61 Römische Göttin des Frühlings und der Vegetation. In der griech. Mythologie als Aphrodite bekannt.
- 62 Adonis, im griech. Mythos ein Jüngling von sprichwörtlich gewordener Schönheit. Aphrodite warb um Adonis. Dieser liebte die Jagd und wurde umsonst von der Göttin gewarnt: Ein Eber, von Artemis gesandt, verwundete ihn tödlich und Aphrodite konnte den Geliebten zwar nicht vor dem Tod retten, erwirkte aber bei Zeus, daß er jährlich nur sechs Monate im Schattenreich bei Persephone und die andre Hälfte des Jahres bei ihr auf der Erdoberfläche verbringen konnte.
- 63 Figur aus der griech. Mythologie. Dort war Proteus ein weissagender Meergeist. Hier im Sinne von prophetisch verstanden.
- 64 Allegorie, griech., ist die sinnbildliche Darstellung eines Allgemeinen, Unsinnlichen, Abstrakten.
- 65 Amphrysos ist sowohl die Bezeichnung für einen Flußgott als auch für einen Fluß in Thessalien im nördlichen Griechenland. Nach Ovids *Metamorphosen* sammelte

- sich Amphrysos mit anderen Flüssen um zu erfahren, ob der Flussgott Peneios glücklich oder betrübt über das Schicksal seiner Tochter Daphne sei (Ovid, *Metamorphosen*, 1,579).
- 66 Miguel de Cervantes Saavedra (1547-1616), span. Dichter.
- 67 John Dryden (1631-1700), engl. Kritiker und Dichter.
- 68 Christoph Martin Wieland: [Übersetzung von] William Shakespeare. *Theatralische Werke*. Aus dem Englischen. 8 Bde. mit Titelkupfern. Zürich 1762-1766.
- 69 Fürchtgott Christian Fulda: *Antixenien. Trogalien zur Verdauung der Xenien*. Hg. v. Ludwig Grimm. Berlin 1903 (*Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts*), S. 11.
- 70 Lat., schallendes Gelächter.
- 71 Gemeint ist die Übersetzung von Friedrich Justin Bertuch: Miguel de Cervantes de Saavedra: *Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote, von Mancha*. Neue Ausgabe aus der Urschrift, nebst der Fortsetzung des [Alonso Fernandez de] Avelaneda. [Übersetzt] von Friedr[ich] Just[in] Bertuch. Erster bis sechster Theil. 6 Bde. Weimar, Leipzig 1775-1777.
- 72 Ludwig Tieck: [Übersetzung von] Miguel de Cervantes Saavedra. *Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote vn la Mancha*. 4 Bde. Berlin 1799-1801.
- 73 Bezieht sich auf die Cervantes-Übersetzung,
- 74 Galatea, in der griech. Mythologie eine Meernymphe, Personifikation des stillen, glänzenden Meers. Stand in einem Liebesverhältnis zu dem ungeschlachten Kyklopen Polyphem, der Galatea mit rasender Liebe verfolgte.
- 75 Roman bzw. Romanfigur eines Romans von Miguel de Cervantes Saavedra *Los trabajos de Pesiles y Segismunda, historia septentrional* (1617).
- 77 Aischylos (525/24 v. Chr.-456/55 v. Chr.), griech. Tragiker. Sein *Prometheus* ist eines der sieben von ihm vollständig erhaltenen Schauspiele.
- 78 Jean Paul, eigentlich Johann Paul Friedrich Richter (1763-1825); *Peter Leberecht* ist ein Pseudonym von Ludwig Tieck.
- 79 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung in das Studium dieser Wissenschaft*. 2 Bde. Leipzig 1797, S. 77.
- 80 Griech., Fieber- oder Krankheitsanfalle, Schauer.
- 81 Gemeinde.
- 82 Im 18. Jahrhundert gab es zwei verschiedene Theorien über das Licht. Isaac Newton (1642-1727) vertrat die Ansicht, dass das Licht sich wie ein Teilchen verhält. Sein theoretischer Widersacher, der Niederländer Christian Huygens (1629-1695) vertrat die Wellentheorie. Als 1801 der Physiker Thomas Young (1773-1829) seine Ergebnisse des *Doppelspaltversuchs* veröffentlichte, schlug die wissenschaftliche Meinung, die bis dahin den newtonschen Thesen gefolgt war, um. Bei dem Versuch am Doppelspalt zeigt das Licht ein Interferenzverhalten, bei dem sich zwei Lichtquellen überlagern und sich dabei gegenseitig verstärken oder neutralisieren können. Eine theoretische Erklärung war zu diesem Zeitpunkt nur mit der Wellentheorie möglich.
- 83 Johann Friedrich August Götting (1753-1809), Physiker, Chemiker und Arzt, Professor in Jena.
- 84 Auf den Abdruck der Fußnoten wurde hier verzichtet.
- 85 Herleitung, Aus- oder Beweisführung.
- 86 Lat., die Kenntnis vom Leben, die Theorie vom Leben.

- 87 Anspielung auf die *Büchse der Pandora*. *Pandora*, Figur aus der griech. Mythologie, die alles Unheil der Welt in einem Gefäß mit sich trägt, um es auf Befehl des Göttervaters Zeus unter die Menschen zu bringen.
- 88 Anne Louise Germaine de Staël (1766-1817), franz. Schriftstellerin.
- 89 Caroline de la Motte Fouqué: [Rez.] Einige Worte über das neueste Werk der Frau von Staël de l'Allemagne London, bei Murray und Berlin, bei Hitzig 1814, in: *Die Musen* 1814, Zweites Stück, S. 234-239.
- 90 Gemeint ist ein mehrtägiges Gefecht aus den napoleonischen Kriegen 1812/13: Am 25. September 1813 hatten schwedische Vortruppen Dessau und mehrere Orte in der Umgegend besetzt. Aber durch die Übermacht der Franzosen waren die Schweden gezwungen, Dessau zu verlassen und sich am 27. September auf den Brückenkopf bei Roslau zurückzuziehen. Die Franzosen besetzten anschließend Dessau. Russische und schwedische Truppen schlugen die französischen Vortruppen zurück, wichen aber der nachfolgenden französischen Hauptstreitmacht, die Dessau besetzte, deren Vorgehen auf den russisch-schwedischen Brückenkopf aber anschließend gestoppt wurde. Die Franzosen machten einen Ausfall und vertrieben die Schweden vom Brückenkopf, die am 29. September ein mehrstündiges Gefecht begannen und sich anschließend auf den Brückenkopf von Roslau zurückzogen. Nachdem sich die Preußen bei Wartenburg über die Elbe zurückzogen, wurde die französische Belagerung aufgehoben und die Franzosen zogen sich zurück.
- 91 Eine Art Winkelmesskompass.
- 92 Die Ausführungen beziehen sich auf zwei Figuren aus dem Roman von Friedrich de la Motte Fouqué *Der Zauberring, ein Ritterroman* (Nürnberg 1812).

Kurzbioographien

August Johann Georg Carl Batsch

Geboren am 28. Oktober 1761 in Jena; gestorben am 29. September 1802 in Jena.

Batsch interessierte sich früh für Naturwissenschaften und insbesondere für die Botanik. 1772 immatrikulierte er sich als Student der Medizin in Jena und erreichte 1781 seinen Abschluss als Magister. Nach der Promotion zum Doktor der Medizin (1786) wurde er 1789 außerordentlicher, 1792 ordentlicher Professor.



1790 richtete er in Jena den botanischen Garten ein und stiftete 1793 die naturforschende Gesellschaft in Jena. Er starb 1802.

Caroline de la Motte Fouqué geb. Briest

Geboren am 7. Oktober 1775 auf Gut Nennhausen bei Rathenow; gestorben am 20. Juli 1831 auf Gut Nennhausen.

Caroline wuchs als einziges Kind auf und wurde frühzeitig mit literarischen, philosophischen und religiösen Fragestellungen vertraut. Eine erste Ehe mit Friedrich von Rochow (1789-1799) scheiterte; noch vor der Scheidung erschoss er sich wegen Spielschulden. 1803 heiratete sie Baron Friedrich de la Motte



Fouqué. Neben Reise- und Stadtbeschreibungen publizierte sie seit 1806 regelmäßig Romane und Erzählungen. Sie griff dabei auf Themen und den Erzählstil von Unterhaltungsliteratur zurück. Teilweise entwerfen ihre Romane, wie *Die Frau des Falkensteins* (1810) und *Feodora* (1814) Strategien zur weiblichen Emanzipation und Lebensbewältigung, die durchaus moderne Züge tragen. Von der gesell-

schaftlichen und politischen Entwicklung nach den Befreiungskriegen zeigte sich Caroline enttäuscht. Das Scheitern der nationalen Wiedergeburt, die Verflachung des literarischen Diskurses und die allgemeine Lethargie beklagte sie in Beiträgen für Journale und in zeitkritischen Schriften. Im Unterschied zu ihren Essays fanden der überschwänglich-empfindsame Stil und die wenig natürlichen Charaktere ihrer belletristischen Werke seit Mitte der 1820er Jahre kaum mehr Anklang. Sie starb 1831 nahezu vergessen.

Friedrich von Hardenberg gen. Novalis

Geboren am 2. Mai 1772 in Oberwiederstedt, Mansfeld; gestorben am 25. März 1801 in Weißenfels.

Der Sohn des Salinendirektors Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg und dessen Ehefrau Auguste Bernhardine, geb. von Bölzig, studierte in Jena und Leipzig und schloss sein Rechtsstudium in Wittenberg 1794 ab. Im Jahr darauf trat er in den Staatsdienst. 1796 wurde er an der Saline in Weißenfels, an der

sein Vater Direktor war, angestellt. Ende 1797 ging Novalis an die Freiburger Bergakademie, wo er bei Abraham Gottlob Werner Bergwerkskunde, Chemie und Mathematik studierte. 1799 kehrte er zur Salinendirektion zurück und wurde zum Salinenassessor und Mitglied des Salinendirektoriums ernannt. Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn war 1800 die Ernennung zum außerordentlichen



Amtshauptmann für den Thüringischen Kreis. Kurz darauf erkrankte er an Lungen-Schwindsucht und starb 1801.

Novalis interessierte sich schon früh für Literatur und Philosophie. Während seines Studiums in Jena 1790 lernte er Friedrich Schiller kennen, 1792 in Leipzig Friedrich Schlegel. Seit 1795 entwickelte sich zwischen Schlegel und Novalis die Praxis der Symphilosophie: Sie förderten gegenseitig ihre intellektuelle Produktivität durch den Austausch der privaten Arbeitshefte. 1797 luden August Wilhelm und Friedrich Schlegel Novalis zur Mitarbeit an der Zeitschrift *Athenaeum* ein. Durch mehrere Besuche in Jena bei den Schlegel-Brüdern wurde der Austausch zwischen dem einem Brotberuf nachgehenden Novalis und dem Rest der Kreises gepflegt. Seine Hauptwerke sind *Heinrich von Ofterdingen*, *Die Lehrlinge zu Sais*, die *Hymnen an die Nacht* und die *Fragmente*.

Johann Wilhelm Ritter

Geboren am 16. Dezember 1776 in Samitz/Sachsen; gestorben am 23. Januar 1810 in München.

Der Pfarrerssohn erwarb sich während seiner Lehre als Apotheker gute Kenntnisse in Chemie und Physik, bevor er 1796 in Jena zu studieren begann. Dort beschäftigte er sich intensiv mit naturwissenschaftlichen Studien. Besondere Faszination übte der Galvanismus auf ihn aus. 1798 wurde er in Jena mit dem Vortrag *Über den Galvanismus; die Entdeckung eines in der ganzen lebenden und toten Natur sehr tätigen Prinzips* bekannt.



Hier beschrieb er seine erste Theorie der Elektrizität. 1801 entdeckte er die ultraviolett Strahlen, die Elektrolyse und die elektrokapillaren Erscheinungen des Quecksilbers. 1804 folgte er einem Ruf an die Münchner Akademie. 1810 starb er dort an Tuberkulose.

Ritter gehörte zum näheren Freundeskreis der Jenaer Frühromantiker. Novalis charakterisierte ihn treffend: „Ritter ist Ritter, und wir sind nur Knappen.“ Er stand

in Verbindung mit Goethe und später mit Herder. Ritter lebte in Weimar und Jena größtenteils völlig mittellos. Seine Hauptwerke sind *Beweis, dass ein beständiger Galvanismus den Lebensprozess in dem Tierreich begleitet* (1798), *Die Physik als Kunst* (1806) und die *Fragmente aus dem Nachlass eines jungen Physikers* (1810).

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling

Geboren am 27. Januar 1775 in Leonberg/Württemberg; gestorben am 20. August 1854 in Bad Ragaz in der Schweiz.

Als Sohn eines Pfarrers durchlief er die klassische württembergische Ausbildung zum Pfarrer: Nach Abschluss der Lateinschule in Nürtingen besuchte er ab seinem zwölften Lebensjahr am Kloster Bebenhausen die für ein Studium am Tübinger Stift vorbereitende

Schule. Mit einer Sondererlaubnis, die ihm den Eintritt in den Stift drei Monate früher als erlaubt ermöglichte, nahm er sein Studium der Theologie 1790 auf. Am Stift traf er mit Friedrich Hölderlin und Georg Friedrich Wilhelm Hegel zusammen, mit denen ihn eine in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung oft gewürdigte Freundschaft verband und die seine frühen philosophischen Standpunkte prägten.

Nach Abschluss seines Studium 1795 entschloss er sich gegen eine theologische Laufbahn und wurde zunächst Hauslehrer. 1798 wurde er unter Einwirkung Johann Wolfgang Goethes als außerordentlicher Professor an die Universität Jena berufen. Dort blieb er bis 1803, ging zunächst an die Universität Würzburg und dann als Generalsekretär der Akademie der Künste nach München. 1827 wurde er in München Professor für Philosophie, 1840 bekam er einen Ruf nach Berlin.

Die fünf Jenaer Jahre waren die fruchtbarsten seiner Schaffenszeit. Er stand in regem Austausch mit dem Schlegelkreis und nahm an dessen Zusammenkünften teil. In dieser Zeit lernte er

Caroline Schlegel kennen, die er 1803 heiratete. Hegel war auf sein Betreiben ebenfalls nach Jena gekommen und habilitierte sich dort. Gemeinsam gaben sie das *Kritische Journal der Philosophie* heraus. Seine Hauptwerke sind *Ideen zu einer Philosophie der Natur* (1797), *System des transzendentalen Idealismus* (1800) und *Über das Wesen der menschlichen Freiheit* (1809). Sein Spätwerk blieb größtenteils nahezu unbeachtet.

August Wilhelm Schlegel

Geboren am 5. September 1767 in Hannover; gestorben am 12. Mai 1845 in Bonn.

Als Sohn des dichtenden Theologen Johannes Adolf und Neffe des Dramatikers und Theoretikers Johann Elias Schlegel wurde August Wilhelm in einen intellektuell-schöpferischen Wirkungskreis hineingeboren. Nach einem Theologie- und Philologiestudium in Göttingen kam er auf eine Einladung Friedrich Schillers an den *Horen* mitzuwirken 1796 nach Jena. Ab 1801 war er in Berlin Privatgelehrter und hielt dort Vorlesungen. Ab



1804 begleitete er Germaine de Staël auf ihren Reisen oder hielt sich auf ihrem Landsitz in Coppet auf. 1818 erhielt er einen Lehrstuhl für Kunst- und Literaturgeschichte in Bonn.

Seit 1796 lebte August Wilhelm mit seiner Frau Caroline und ihrer Tochter Auguste Böhmer in Jena am Löbdergraben. Ihr Haus bildete das Zentrum der Jenaer Frühromantik. Dort traf sich der Kreis bestehend aus

jungen Schriftstellern, Philosophen, Naturforschern, Medizinern und Künstlern, philosophierte und las aus den jeweils neuesten Werken vor, aß und trank zusammen. Später zogen auch Friedrich und seine Frau Dorothea dort ein.

1798 bis 1800 gaben August Wilhelm und Friedrich das *Athenaeum*, die Zeitschrift der Frühromantik heraus. Sie hatte einen ähnlichen programmatischen Stellenwert für die Frühromantik wie die *Horen* für die Weimarer Klassik. Nahezu alle Frühromantiker wirkten daran mit. Ein weiteres wichtiges Projekt waren die Übersetzungen der Dramen Shakespeares. August Wilhelm übersetzte selbst insgesamt 17 Dramen, darunter *Romeo und Julia*, *Hamlet* und einen Großteil der sogenannten Königsdramen. Schlegels Bedeutung darüber hinaus begründet sich insbesondere in seinen theoretischen Schriften zur Literaturgeschichte, seinen Übersetzungen aus dem Spanischen, Portugiesischen und Italienischen und seiner Rolle bei der Begründung des Faches Romanistik mit dem Werk *Observations sur la langue et la littérature provençales* (1818).

Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling

Geboren am 2. September 1763 in Göttingen; gestorben am 7. September 1809 in Maulbronn.

Caroline verlebte als Tochter des Orientalisten Johann David Michaelis in Göttingen eine gleichermaßen behütete wie intellektuell anregende Kindheit und Jugend. Ihre Heirat mit dem Arzt Johann Franz Wilhelm Böhmer brachte sie 1784 nach Clausthal im Harz, wo sie sich unendlich langweilte. Aus der Ehe entstammte ihre Tochter Auguste. Nach dem Tod Böhmers ging Caroline zunächst zurück nach Göttingen und zog nach mehreren Aufenthalten in Marburg und Göttingen nach Mainz, wo sie bei Georg Forster und seiner damaligen Frau Therese Huber lebte. Die vorübergehende jakobinische Regierung unterstützte sie gemeinsam mit Forster begeistert. Aufgrund dessen



wurde sie 1793 von den deutsche Truppen in Mainz gefangen genommen und für einige Monate unter Arrest gestellt. 1796 heiratete sie schließlich den mit ihr zunächst nur freundschaftlich verkehrenden August Wilhelm Schlegel. Gemeinsam mit ihm, seinem Bruder Friedrich und dessen Frau Dorothea bildete sie den Nukleus der Frühromantiker. Ihr von 1798 bis 1800 gemeinsam bewohntes Haus

in Jena im Löbdergraben war Treffpunkt des Kreises und Caroline war aufgrund ihrer Schönheit und Klugheit interessanter Anziehungspunkt.

Dort lernte sie auch den jungen Philosophen Schelling kennen. Nach der Scheidung von Schlegel heiratete sie ihn. Dies war einer der Gründe für das Auseinanderbrechen des Kreises. Sie zog mit Schelling nach Würzburg und München. Dort hoffte sie auf ein Aufleben einer dem Jenaer Kreis ähnlichen geselligen Runde, da sich kurze Zeit auch Ludwig Tieck, dessen Bruder, Sophie Bernhardi und Clemens und Bettina Brentano dort aufhielten. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Bei einem Besuch der Eltern Schellings zog sich Caroline die Ruhr zu und starb 1809 in Maulbronn.

Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel

Geboren am 24. Oktober in Berlin; gestorben am 3. August 1839 in Frankfurt am Main.

Dorothea erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung. 1783 heiratete sie den Geschäftsmann und Bankier Simon Veit, mit dem sie zwei Söhne Jonas (später Johannes) und Philipp hatte. Dorothea nahm am gesellschaftlichen Leben Berlins rege teil und besuchte unter anderem die Salons von Rahel Levin und Henriette Herz. Dort traf sie 1797 den acht Jahre jüngeren Friedrich Schlegel. Sie verließ Veit, zog in eine eigene Wohnung und wurde 1799 geschieden.

Von 1799 bis 1801 lebte sie in Jena mit Friedrich, August Wilhelm und Caroline Schlegel. Friedrichs *Lucinde* von 1799 wurde vielfach als Schlüsselroman ihrer Beziehung zu ihm aufge-



fasst. Um häuslichen Spannungen und finanziellen Sorgen abzuhelpfen, widmete sich Dorothea ebenfalls dem Schreiben. 1801 erschien anonym, herausgegeben von Friedrich, ihr Roman *Florentin*. Außerdem verfasste sie Rezensionen für das *Athenaeum* und machte Übersetzungsarbeiten.

1802 zogen Dorothea und Friedrich gemeinsam nach Paris. Dort arbeitete sie an Rezensionen für Friedrichs Zeitschrift *Europa* und Übersetzungen. In Paris ließ sie sich evangelisch taufen und heiratete Friedrich. Beide zogen 1804 nach Köln. Dort konvertierten sie zum Katholizismus. 1808 folgte sie ihrem Mann nach Wien, 1816 nach Frankfurt am Main. Sie gab die Schriftstellerei auf, beschränkte sich aufs Briefeschreiben und widmete sich

verstärkt der Kirche. Von 1818 bis 1820 besuchte sie ihre dem Künstlerbund der Nazarener zugehörigen Söhne in Rom und kehrte dann nach Wien zurück. Nach dem Tod Friedrichs 1829 zog sie zu ihrem Sohn Philipp, nach Frankfurt am Main, wo sie zehn Jahre später starb.

Friedrich Schlegel

Geboren am 10. März 1772 in Hannover; gestorben am 12. Januar 1829 in Dresden.

Nach einer Kaufmannslehre begann Friedrich Schlegel 1791 ein Studium der Rechtswissenschaften in Göttingen, das er 1793 in Leipzig abbrach, um sich den Fächern Philosophie, Kunsttheorie und Geschichte zu widmen.



Aus finanziellen Gründen musste er dieses ebenfalls vor einem Abschluss aufgeben. Er übersiedelte nach Dresden und ging dort privaten Studien der antiken Klassiker nach. 1797 lernte er in Berlin, wo er bei Schleiermacher lebte, seine spätere Frau Dorothea Veit kennen. Sie heirateten 1804. Von 1799 bis 1801 lebten sie gemeinsam in Jena. 1801 habilitierte er sich und zog

1802 nach Paris, wo er ein Sanskritstudium aufnahm und gleichzeitig an der Universität Vorlesungen in Literaturgeschichte und Philosophie hielt. Von 1804 bis 1808 lebte er mit seiner Frau in Köln. Dort konvertierten sie beide zum Katholizismus. 1808 zogen sie nach Wien, wo Friedrich Hofsekretär

wurde und wiederum Vorlesungen hielt. Schlegel nahm am Wiener Kongress teil. 1815 erhielt er vom Papst den Christusorden und wurde geadelt.

Friedrich ist eine der schillerndsten und vielseitigsten Gestalten der Frühromantiker. Er brachte in seinem Roman *Lucinde* das Lebensgefühl der Zeit auf den Punkt und verursachte damit einen Skandal. Er beschäftigte sich mit Philosophie, mit orientalischen und indischen Sprachen und war Herausgeber mehrerer Zeitschriften, neben dem *Athenaeum* waren dies *Concordia* und *Europa*. Nach seinem jugendlichen Aufbegehren gegen herrschende Konventionen in Gesellschaft und Literatur entwickelte er sich nach 1800 von einem ironisch-liberalen Menschen zunehmend zu einem fast reaktionär konservativ Denkenden.

Seine Hauptwerke sind *Über das Studium der griechischen Philosophie* (1797), *Die Griechen und die Römer* (1797), *Geschichte der Poesie der Griechen und Römer* (1798), *Lucinde* (1799), *Über die Sprache und Weisheit der Inder* (1808), *Philosophie des Lebens* (1828) und *Philosophie der Geschichte* (1829).

Friedrich Schleiermacher

Geboren am 21. November 1768 in Breslau; gestorben am 12. Februar 1834 in Berlin.

Der Sohn eines Feldpredigers wurde im Geiste des Pietismus erzogen. Er besuchte das theologische Seminar der Brüdergemeinde in Barby. Wegen einer Glaubenskrise brach er seine Studien dort ab und nahm ein Studium der Theologie, Philosophie und Philologie in Halle auf. Nach seinem ersten Examen wurde er zunächst Hauslehrer in Berlin, nach dem zweiten Examen nahm er eine Stelle als Prediger an. Von 1796 bis 1802 arbeitete er als Prediger an der Charité in Berlin. In dieser Zeit lebte er etliche Monate mit Friedrich Schlegel zusammen. In der Folge

arbeitete er am *Athenaeum* mit und verteidigte Friedrichs *Lucinde* mit seiner Abhandlung *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde*. Wissenschaftspolitisch war er an der Neugründung der Berliner Universität beteiligt und wurde durch Wilhelm von Humboldt an das Unterrichtsministerium berufen, wo er für die Reform des preußischen Schulwesens tätig war. Auch bei der Neuorganisation



der Berliner Akademie der Wissenschaften wirkte er mit. 1809 heiratete er Henriette von Willich, mit der er drei Töchter und einen Sohn hatte. 1810 übernahm er eine theologische Professur in Berlin und wurde Dekan der Fakultät, las aber ebenso über philosophische und pädagogische Themen.

Schleiermacher verband zu den Frühromantikern insbesondere eine innige Freundschaft mit Friedrich und Dorothea Schlegel. Der Briefwechsel besonders mit ihr gibt Aufschluss über das alltägliche Leben des Kreises. In Jena war er jedoch selbst nie. Schleiermacher gilt heute als der bedeutendste evangelische Theologe der Zeit, der die wissenschaftliche Hermeneutik begründete. Zu seinen wichtigsten Werken gehören *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern* (1799), *Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt* (1821-22) und *Hermeneutik und Kritik* (1838).

Gotthilf Heinrich Schubert

Geboren am 26. April 1780 in Hohenstein; gestorben am 1. Juli 1860 in Laufzorn.

Der Sohn eines pietistischen Pfarrers erlebte seine Jugend in streng pietistischer Erziehung. Dem Wunsch des Vaters entsprechend begann er 1799 ein Studium der Theologie in Leipzig. Dieses gab er, nach schweren inneren Kämpfen und geplagt von einem schlechten Gewissen seinen Eltern gegenüber, zugunsten eines Medizinstudiums auf. 1801 wechselte er an die Universität in Jena, wo er auch die Vorlesungen Schellings besuchte. 1803 promovierte er dort und ließ sich als praktischer Arzt in Altenburg nieder. 1806 ging er nach Dresden, wo er sich freien wissenschaftlichen Studien widmete und Vorlesungen hielt. 1809 wurde er Rektor des neugegründeten Realinstituts in Nürnberg. 1816 übernahm er für drei Jahre eine Hauslehrerstelle in Ludwigslust. 1819 erhielt er einen Lehrstuhl für Naturgeschichte in Erlangen. 1827 folgte er, gemeinsam mit Schelling, einem Ruf des bayrischen Königs Ludwigs I. an die Universität nach München. Er wurde dort zu einer der zentralen Figuren der Münchner Romantik.



Schubert gehörte nicht zum unmittelbaren Kreis der Frühromantiker. Er kam erst nach deren fruchtbarer Zeit nach Jena – allerdings angezogen von Ritters Forschungen auf dem Gebiet des Galvanismus und Schellings Naturphilosophie.

Seine wichtigsten Werke sind *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* (1808), *Symbolik des Traumes* (1814) und *Geschichte der Seele* (1830).

Heinrich Steffens

Geboren am 2. Mai 1773 in Stavanger, Norwegen; gestorben am 13. Februar 1845 in Berlin.

Steffens wurde als Sohn eines deutschen Arztes geboren. Von 1790 bis 1791 studierte er, entgegen des Wunsches der Eltern, die ihn als Theologe sehen wollten, zunächst in Kopenhagen, dann in Kiel Naturwissenschaften. Daneben unternahm er Reisen in Norwegen und Deutschland. Von



1796 bis 1798 war er Privatdozent an der Universität in Kiel. 1802 kehrte Steffens nach Kopenhagen zurück und hielt dort philosophische Vorlesungen, die großen Einfluss ausübten. 1804 wurde Steffens Professor der Naturwissenschaft an der Universität Halle. 1811 wurde er nach Breslau berufen. Dort blieb er bis 1832. In dieser Zeit verfasste er neben seinen philosophisch-naturwissenschaftlichen Schriften auch Romane, die heute nahezu vergessen sind. 1832 wurde er nach Berlin berufen, wo er 1845 starb.

Im Sommer 1798 reiste er mit finanzieller Unterstützung der dänischen Regierung nach Jena. Er blieb bis 1799 und knüpfte enge Beziehungen zum Romantikerkreis. Insbesondere mit Schelling verband ihn eine lebenslange Freundschaft. In seinen

Lebenserinnerungen, erschienen unter dem Titel *Was ich erlebte* (1840-1844) setzte er dieser Zeit ein plastisches und liebevolles Denkmal.

Seine wichtigsten Werke sind *Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft* (1806), *Handbuch der Oryktognosie* (1811-1824), *Anthropologie* (1824) und seine Autobiographie *Was ich erlebte* (1840-1845).

Ludwig Tieck

Geboren am 31. Mai 1773 in Berlin; gestorben am 28. April 1853 in Berlin.

Ludwig Tieck entdeckte schon in seiner frühen Jugend seine Begeisterung für Literatur und Theater. Er las viel, ging oft ins Theater, um die Dramen Shakespeares, Goethes und Schillers zu sehen. Außerdem schrieb er selbst schon als Schüler Romane. Im Friedrichswerder Gymnasium lernte er Wilhelm Heinrich Wackenroder kennen. Auf Wunsch seiner Eltern studierte er in



Halle, Göttingen und Erlangen Theologie. 1794 entschied er sich für ein Leben als freier Schriftsteller. Bei Aufenthalten in Jena schloss er Freundschaft mit Novalis und den Brüdern Schlegel und verkehrte mit Henrik Steffens, Johann Gottlieb Fichte und Clemens Brentano. Unter den in Jena versammelten Philosophen und Kritikern galt er bald als der eigentliche Dichter der neuen Gruppe.

1802 zog Tieck nach Ziebingen.

Es folgten lange Jahre einer Schaffenskrise, zu der das Auseinanderfallen der romantischen Schule und die heikle private

Konstellation zwischen seiner Gattin Amalie und der Geliebten Henriette von Finckenstein beigetragen haben mögen. Tieck reiste viel, machte unzählige Bekanntschaften und studierte mittelalterliche und englische Literatur.

1819 zog Tieck nach Dresden, wo er zum Mittelpunkt eines geselligen Kreises wurde. Der Ruhm der Leseabende Tiecks drang weit über Dresden hinaus. Binnen zweier fruchtbarer Jahrzehnte entstanden zahlreiche Novellen. 1842 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. als Geheimen Rat nach Berlin. Danach begann eine Zeit wachsender Isolation. Seine poetische Kraft erlosch. Er starb nach langen Jahren von Krankheit.

Zu seinen wichtigsten Werken gehören die Romane *Geschichte der Herrn William Lovell* (1795) und *Franz Sternbalds Wanderungen* (1798), die Märchenspiele *Ritter Blaubart* (1797), *Der gestiefelte Kater* (1797) und die Übersetzung des *Don Quijote* (1799-1801).

Wilhelm Heinrich Wackenroder

Geboren am 13. Juli 1773 in Berlin; gestorben am 13. Februar 1798 in Berlin.

Dem väterlichen Willen folgend studierte er Jura, obwohl sein ganzes Interesse der Kunst galt. Er beschäftigte sich seit früher



Jugend (und gemeinsam mit Ludwig Tieck) mit Musik, bildender Kunst (angeleitet durch Karl Philipp Moritz) und altdeutscher Literatur. Die intensive Freundschaft mit Tieck und das gemeinsame Interesse setzte sich auch während Wackenroders Studium in Erlangen und Göttingen fort. Zeiten

der Trennung wurden durch intensive Briefwechsel überbrückt. Von Erlangen aus machte Wackenroder viele Ausflüge nach Nürnberg, Bayreuth, Bamberg und Ansbach. Besonders Nürnberg, die Stadt Albrecht Dürers und Hans Sachs, hatte es ihm angetan.

1794 kehrte Wackenroder nach Berlin zurück und begann eine juristische Laufbahn als Kammergerichtsassessor. In dieser Zeit schrieb er mehrer Aufsätze über die Kunst. Diese erschienen 1797 unter dem Titel *Herzenseergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*. Daraufhin keimte in ihm wohl noch einmal die Hoffnung auf eine Laufbahn als Künstler auf. 1798 starb er in Berlin an Nervenfieber.

1799 veröffentlichte Ludwig Tieck seine nachgelassenen Aufsätze in *Phantasien über die Kunst für die Freunde der Kunst*. In all seinen Schriften kommt der innere Zwiespalt Wackenroders zwischen höchster Empfindsamkeit und äußerem Leben zum Ausdruck. Der innere Konflikt, sein Leben nicht ganz der Kunst widmen zu können, verursachte wohl auch letztlich seinen Tod.

Chronologisches Verzeichnis literarischer Werke

Die nachfolgende Chronik versucht die wichtigsten Daten von den für den behandelten Zeitraum literarischen Werken zu verzeichnen, die einerseits repräsentativ für den behandelten Zeitraum, andererseits relevant für *Geselligkeit* und die den ausgewählten Personenkreis der Romantiker sind.

- 1793 Ludwig Tieck, Shakespeares Behandlung des Wunderbaren
- 1795 Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen
August Wilhelm Schlegel, Übersetzung von Dantes Hölle
- 1795-1796 Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre
Friedrich Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung
Ludwig Tieck, Die Geschichte des Herrn William Lovell
- 1796 Friedrich Schiller, Johann Wolfgang Goethe, Xenien
Wilhelm Heinrich Wackenroder, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders
August Wilhelm Schlegel, Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit des Wilhelm Meisters
- 1796-1797 Friedrich Schlegel, Rezensionen von Schillers Musenalmanach und der Zeitschrift Die Horen
- 1797 Ludwig Tieck, Volksmärchen herausgegeben von Peter Leberecht
August Wilhelm Schlegel, Über Shakespeares Romeo und Julia

- 1797-1799 Hölderlin, Hyperion
- 1797-1801, 1810 August Wilhelm Schlegel, Shakespeare-Übersetzungen
- 1798 Friedrich von Hardenberg gen. Novalis, Blütenstaub
Friedrich Schlegel, Athenäumsfragmente
Ludwig Tieck, Frank Sternbalds Wanderungen
August Wilhelm Schlegel, Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel, Die Gemälde
- 1799 Friedrich von Hardenberg gen. Novalis, Die Christenheit oder Europa
Friedrich Schlegel, Lucinde
Friedrich Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern
Ludwig Tieck, Übersetzung von Cervantes Don Quixote
- 1800 Friedrich von Hardenberg gen. Novalis, Hymnen an die Nacht
Ludwig Tieck, Leben und Tod der heiligen Genoveva
- 1801 Friedrich Schleiermacher, Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde
Dorothea Schlegel, Florentin. Ein Roman
Jean Paul, Titan
- 1801-1804 August Wilhelm Schlegel, Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst
- 1802 Friedrich von Hardenberg gen. Novalis, Heinrich von Ofterdingen
August von Kotzebue, Die deutschen Kleinstädter
- 1803 Heinrich von Kleist, Familie Schrockenstein
- 1804 Karoline von Günderode, Gedichte und Phantasien

- 1805-1808 Achim von Arnim, Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn
- 1808 Johann Wolfgang Goethe, Faust. Der Tragödie erster Teil
- 1808 Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur
August Wilhelm Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur
Gotthilf Heinrich Schubert, Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft
- 1809 Johann Wolfgang Goethe, Die Wahlverwandtschaften
- 1810 Johann Wolfgang Goethe, Zur Farbenlehre
- 1812-1815 Jacob und Wilhelm Grimm, Kinder- und Hausmärchen
- 1812-1816 Ludwig Tieck, Phantasmus
- 1817 Achim von Arnim, Die Kronenwächter
- 1821 Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden

Literaturverzeichnis

In den Literaturverweisen und Quellenangaben verwendete Kurzbezeichnungen und Siglen:

- KFSA Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler. Paderborn u.a..1958 ff.
- KGA V.1-5 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Kritische Gesamtausgabe. Fünfte Abteilung: Briefwechsel und biographische Dokumente. Bd. 1-5. Hg. v. Andreas Arndt u. Wolfgang Virmond. Berlin u. a. 1985-1999.
- NS 2 Novalis: Schriften. Zweiter Band: Das philosophische Werk. Hg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz. Stuttgart ³1981.
- NS 4 Novalis: Schriften. Vierter Band: Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse. Hg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart ²1975.

Allgemeine weiterführende Literatur

- Behler, Ernst: Frühromantik. Berlin u.a. 1992.
- Berg, Christa (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. München 1987-1996 (Bd. 1: 15.-17. Jahrhundert: Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe. Hg. v. Notker Hammerstein. Unter Mitw. von August Buck. 1996; Bd. 2: 18. Jahrhundert. 1996; Bd. 3: 1800-1870: Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches. Hg. v. Karl-Ernst Jeismann. 1987; Bd. 4: 1870-1918, von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Hg. v. Christa Berg. 1991).
- Busch-Salmen, Gabriele, Walter Salmen, Christoph Michel: Der Weimarer Musenhof. Dichtung, Musik und Tanz, Gartenkunst, Geselligkeit, Malerei. Stuttgart, Weimar 1998.
- Fausser, Markus: Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland. Stuttgart 1991.

- Gaus, Detlef: *Geselligkeit und Gesellige. Bildung, Bürgertum und bildungsbürgerliche Kultur um 1800.* Stuttgart, Weimar 1998.
- Kremer, Detlef: *Romantik.* Stuttgart, Weimar ²2003.
- Patze, Hans (Hg.): *Geschichte Thüringens.* 6 Bde. Köln 1967-1984 (Mitteldeutsche Forschungen 48).
- Pikulik, Lothar: *Frühromantik. Epoche – Werke – Wirkung.* München ²2000.
- Schanze, Helmut (Hg.): *Romantik-Handbuch.* Stuttgart ²2003.
- Weckel, Ulrike u.a. (Hg.): *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert.* Göttingen 1998.

„Romantische“ Literatur?

- Höltenschmidt, Edith: *Die Mittelalter-Rezeption der Brüder Schlegel.* Paderborn, München, Wien, Zürich 2000.
- Körner, Josef: *Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe.* Berlin 1924.

„Angenehme Lectüre“ – Der blonde Eckbert

- Günzel, Klaus: *König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen und Berichten.* Tübingen 1981.
- Haupt, Sabine: *„Es kehret alles wieder“. Zur Poetik literarischer Wiederholungen in der deutschen Romantik und Restaurationszeit: Tieck, Hoffmann, Eichendorff.* Würzburg 2002.
- Klett, Dwight A.: *Tieck-Rezeption. Das Bild Ludwig Tiecks in den deutschen Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts.* Heidelberg 1989.

„Blaue Blume“?

- Hecker, Jutta: *Das Symbol der Blauen Blume im Zusammenhang mit der Blumensymbolik der Romantik.* Jena 1931.
- Jochimsen, Maren: *Die Poetisierung der Ökonomie. Novalis' Thesen im Heinrich von Ofterdingen als Anregungen zu einer ökologieorientierten Ökonomie.* Stuttgart 1994.
- Pinnau, Ruth: *Novalis' Die „Blaue Blume“. Das poetische Symbol magischer Verklärung.* Hamburg 2001.
- Steiger, Johann Anselm: *Die Sehnsucht nach der Nacht. Frühromantik und Christlicher Glaube bei Novalis (1772-1801).* Heidelberg 2003.
- Uerlings, Herbert (Hg.): *Novalis und die Wissenschaften.* Tübingen 1997.
- Uerlings, Herbert (Hg.): *„Blütenstaub“. Rezeption und Wirkung des Werkes von Novalis.* Tübingen 2000.

Lebensentwürfe

- Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung. München 2000.
- Dischner, Gisela: Caroline und der Jenaer Kreis. Ein Leben zwischen bürgerlicher Vereinzelung und romantischer Geselligkeit. Berlin 1979.
- Friedrich Schlegel und die Romantik. Berlin 1970. (Zeitschrift für deutsche Philologie 88; Sonderheft).
- Grosse-Brockhoff, Annelen: Das Konzept des Klassischen bei Friedrich und August Wilhelm Schlegel. Köln 1981.

Dramatische Lektüre – Shakespeare

- Bernays, Michael: Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. Leipzig 1872.
- Gebhardt, Peter: W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Untersuchungen zu seinem Übersetzungsverfahren am Beispiel des Hamlet. Göttingen 1970.
- Greiner, Norbert: Shakespeare und seine Übersetzer, in: Die Wende von der Aufklärung zur Romantik 1760-1820. Epoche im Überblick. Amsterdam u.a. 2001, S. 613-632.
- Koyro, Hans Georg: August Wilhelm Schlegel als Shakespeare-Übersetzer. Der sprachlich-stilistische Charakter seiner Übertragung, unter besonderer Berücksichtigung von „Julius Caesar“. Marburg/Lahn: Diss 1967.
- Pange, Pauline Comtesse de: August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël. Eine schicksalhafte Begegnung. Nach unveröffentlichten Briefen erzählt.. Dt. Ausg. von Willy Grabert. Hamburg 1940.
- Schabert, Ina: Shakespeare Handbuch. Die Zeit – Der Mensch – Das Werk – Die Nachwelt. Stuttgart '2000.
- Zybura, Marek: Ludwig Tieck als Übersetzer und Herausgeber. Zur frühromantischen Idee einer „deutschen Weltliteratur“. Heidelberg 1994.

„Schöne Perlen...“ – Das Athenaeum

- Behler, Ernst: Athenaeum. Die Geschichte einer Zeitschrift, in: Athenaeum. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. 3 Bde. Berlin 1798-1800. [Reprint:] 3 Bde. Berlin 1969, Bd. 3, S. 1-64.
- Wistoff, Andreas: Die deutsche Romantik in der öffentlichen Literaturkritik. Die Rezensionen zur Romantik in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ und der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ 1795-1812. Bonn, Berlin 1992.

Naturphilosophie

- Bach, Thomas: Biologie und Philosophie bei C. F. Kielmeyer und F. W. J. Schelling. Stuttgart-Bad Cannstatt 2001.
- Hummel, Adrian (Hrsg.): „Da ist andere Zeit geworden ...“. Eine Anthologie poetologischer Entwürfe der deutschen Romantik. München 1994.
- Nowak, Kurt: Schleiermacher und die Frühromantik. Eine literaturgeschichtliche Studie zum romantischen Religionsverständnis und Menschenbild am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Weimar 1986.

Romantische Naturwissenschaft

- Gerabek, Werner E.: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die Medizin der Romantik. Studien zu Schellings Würzburger Periode. Frankfurt am Main, Berlin 1995.
- Klemm, Friedrich u.a. (Hg.): Briefe eines romantischen Physikers. Johann Wilhelm Ritter an Gotthilf Heinrich Schubert und an Karl von Hardenberg. München 1966.
- Köchy, Kristian: Ganzheit und Wissenschaft. Das historische Fallbeispiel der romantischen Naturforschung. Würzburg 1997.
- Köchy, Kristian: Perspektiven der Welt, Vielfalt und Einheit im Weltbild der Deutschen Romantik, in: *Philosophia naturalis* 33 (1996), 2, S. 317-342.
- Lohff, Brigitte: Die Suche nach der Wissenschaftlichkeit der Physiologie in der Zeit der Romantik. Ein Beitrag zur Erkenntnisphilosophie der Medizin. Stuttgart, New York 1990.
- Meyer-Abich, Adolf (1968): Alexander von Humboldts Philosophie der Natur, geistesgeschichtlich interpretiert und in ihrer Bedeutung für die heutige Naturwissenschaft dargestellt, in: Herbert Kessler, Walter Thoms (Hg.): *Die Brüder Humboldt heute*. Mannheim 1968, S. 165-218.
- Richter, Klaus: Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter. Ein Schicksal in der Zeit der Romantik. Weimar 2003.
- Rössler, Alice (Hg.): Gotthilf Heinrich Schubert. Gedenkschrift zum 200. Geburtstag des romantischen Naturforschers. Erlangen 1980.
- Schrader, Wolfgang H. (Hg.): Fichte und die Romantik – Hölderlin, Schelling, Hegel und die späte Wissenschaftslehre: „200 Jahre Wissenschaftslehre – die Philosophie Johann Gottlieb Fichtes“. Tagung der Internationalen J.-G.-Fichte-Gesellschaft (26. September – 1. Oktober 1994) in Jena. Amsterdam 1997.
- Wetzels, Walter D.: Johann Wilhelm Ritter. Physik im Wirkungsfeld der deutschen Romantik. Berlin 1973.

Kritische Geselligkeit

- Müller-Adams, Elisa: „daß die Frau zur Frau redete“ Das Werk der Caroline de la Motte Fouqué als Beispiel für weibliche Literaturproduktion der frühen Restaurationszeit. St. Ingbert 2003.

Schöning, Udo, Frank Seemann (Hg.): *Madame de Staël und die Internationalität der europäischen Romantik. Fallstudien zur interkulturellen Vernetzung.* Göttingen 2003.

Wehinger, Brunhilde: *Conversation um 1800. Salonkultur und literarische Autorschaft bei Germaine de Staël.* Berlin 2002.

Verzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1: Shakespeares Dramatische Werke (1797)
 Abb. 2: Jena und Umgebung um 1800
 Abb. 3: Titelblatt von Ludwig Tiecks Volksmärchen (1797)
 Abb. 4: William Shakespeare (1564-1616)
 Abb. 5: Handschrift aus der Hamlet-Übersetzung von August Wilhelm Schlegel
 Abb. 6: Vorlesung bei Ludwig Tieck
 Abb. 7: J. F. Reichardt, Das Lied der Elfen (zu Shakespeares, Ein Sommernachts-
 traum, übersetzt von August Wilhelm Schlegel, 1797)
 Abb. 8: Titelblatt des ersten Heftes des Athenaeum
 Abb. 9: Johann Heinrich Füssli, Der Nachtmahr, 1790/91 (wohl nach einer Szene in
 Romeo und Julia, I.4)
 Abb. 10: August Johann Georg Carl Batsch, Botanik für Frauenzimmer und Pflanzen-
 liebhaber, Ausschnitt aus Tafel 2 (SUB Göttingen)
 Abb. 11: August Johann Georg Carl Batsch, Botanik für Frauenzimmer und Pflanzen-
 liebhaber, Tafel 4 (SUB Göttingen)

Ohne Titelunterschriften in der Reihenfolge des Abdrucks im Abschnitt *Kurzbiogra-
 phien*:

- August Johann Georg Carl Batsch
- Caroline de la Motte Fouqué
- Friedrich von Hardenberg gen. Novalis
- Johann Wilhelm Ritter
- Friedrich Wilhelm Joseph Schelling
- August Wilhelm Schlegel
- Caroline Schlegel
- Dorothea Schlegel
- Friedrich Schlegel
- Friedrich Schleiermacher
- Gotthilf Heinrich Schubert
- Heinrich Steffens
- Ludwig Tieck
- Wilhelm Heinrich Wackenroder

Drucknachweise

TEXTE

Der Herausgeber dankt den Verlagen und Institutionen für die freundlicherweise erteilten Abdruckgenehmigungen für die Briefe. Nicht immer konnten die Rechteinhaber ermittelt werden. Bitte wenden Sie sich gegebenenfalls an den Verlag.

ABBILDUNGEN

Der Herausgeber dankt den Verlagen und Institutionen für die freundlicherweise erteilten Abdruckgenehmigungen. Nicht immer konnten die Rechteinhaber ermittelt werden. Bitte wenden Sie sich gegebenenfalls an den Verlag.



Landeszentrale
für politische Bildung
Thüringen

„Es thut mir leid um Dich, daß diese Zueignung etwas lang und breit gerathen ist, indessen hoffe ich wirst Du auch das nicht unschicklich und das Ganze besser finden, als irgend eine Disputation. Was hilft auch das Argumentiren? Eine Gesinnung vertheidigt sich nur, indem sie als in sich bestehend und an alles Große und Schöne sich anschließend bewährt wird. Diesen Versuch laß uns überall im Leben und in der Kunst vor Aller Augen anstellen, und sie zu Zuschauern einladen. Und so gehabe Dich wol und thue, wie Du willst.“